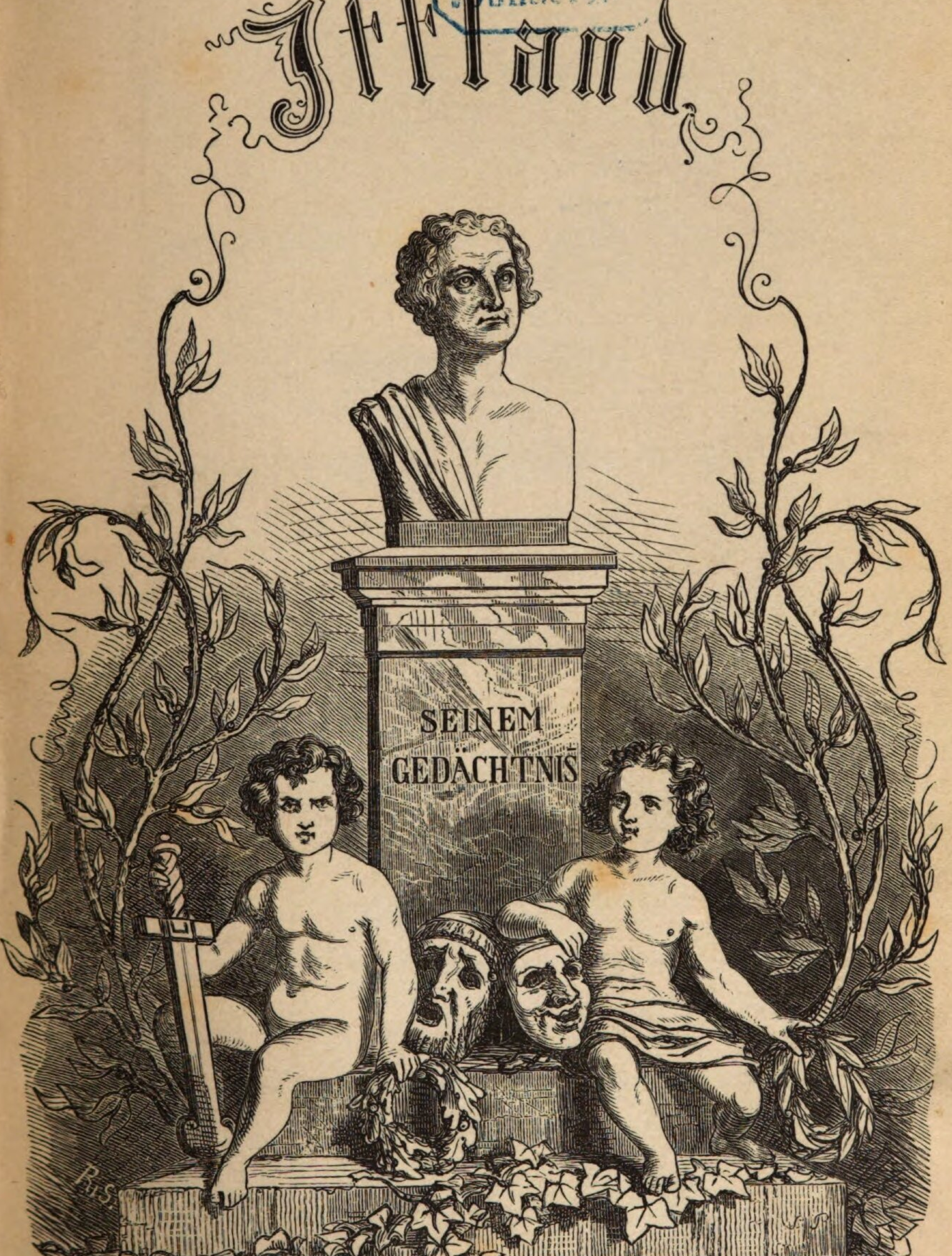
Duncker

Duncker

Iffland



Iffland

in

seinen Schriften als Künstler, Lehrer und Director

der

Berliner Bühne.

Zum Gedächtniss seines 100jährigen Geburtstages

am 19. April 1859.

Zusammengestellt und herausgegeben

von

Carl Duncker.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.
1859.

Vorwort.

An dem hundertjährigen Geburtstage Iffland's ist es wohl eine ebenso zeitgemäße Aufgabe, als unleugbare Pflicht der Pietät, dem Gedächtniß eines Mannes ein literarisches Denkmal zu setzen und das Andenken an den wach zu rufen, der auf dem Gebiete seiner Wirksamkeit bis zu seinem Ableben Unerreichtes geleistet hat. Dem habe ich mich, als einer von den wenigen, die noch von Iffland's näheren Freunden am Leben sind, zu unterziehen versucht.

Seit dem Jahre 1803 bis zu Iffland's Tode am 22. September 1814 genoß ich das beglückende Loos seines Vertrauens, seiner Freundschaft — fand in dieser Zeit reiche Gelegenheit, sein Wirken als Mensch, Künstler, Director und Patriot kennen zu lernen und zu bewundern. Wie sich dieses in seinen nichtdramatischen Schriften abspiegelt, der jetzigen Generation im Allgemeinen, den Künstlern und Bühnen-Vorständen aber insbesondere zu Nutz und Frommen wieder vor Augen zu führen, unternahm ich durch die Herausgabe dieser Blätter.

Sie enthalten seine bisher zerstreut in den von ihm herausgegebenen Theater-Almanachen von 1807 bis 1812 gedruckten wichtigsten und überaus belehrenden Aufsätze, die — weil jene kleinen Jahrbücher so gut wie gar nicht mehr vorhanden sind — hierdurch vor dem gänzlichen Verlorengehen bewahrt bleiben mögen.

Das außer diesen Aufsätzen gegebene Gutachten über die Manheimer Bühne, welches Iffland in Folge einer Aufforderung von dort abfaßte, und ein Circular für die Berliner Schauspieler, welches er in der für ihn so drückenden und schwierigen Verwaltung während des französischen Regiments erließ, verdanke ich der gefälligen Mittheilung des Herrn Hofrath L. Schneider aus dessen reicher Sammlung.

Vieles hätte aus jener schweren und der nachfolgenden Zeit noch gegeben werden können, wenn nicht zu befürchten war, daß der gegenwärtige Augenblick zur Feier seines Gedächtnisses dadurch versäumt worden wäre. Indeß soll eine Fortsetzung mit Freuden nachgeholt werden, wenn das zunächst Vorliegende Beifall und Theilnahme findet.

Von besonderem Interesse dürfte es noch für die Gegenwart sein, durch die am Schluß dieser

Blätter mitgetheilten Schriftstücke zu erfahren, wie schon Iffland in den Jahren 1808 und den nächst folgenden auf die Anregung zur Schiller-Feier mit aller Wärme hinwirkte.

In einem Anhange habe ich geglaubt, die wichtige Krankheitsgeschichte Iffland's mit abdrucken lassen zu müssen.

Berlin, den 19. April 1859.

Carl Duncker.

Inhalt.

I.

An Iffland.*)

(Zu seinem Geburtstage am 19. April 1809.)

Richte Dich auf, Du deutsches Herz
Und blicke voll Muth in die Ferne!
Tief ist die Nacht und groß ist der Schmerz,
Doch einzeln schon zeigen sich Sterne;
Und die Hoffnung flüstert, es spricht das Vertraun:
Es wird, es muß ein Morgen graun.
Und das Bewußtsein muß uns laben,
Es war doch werth gelebt zu haben!

Laß stürmen die Wogen im wilden Streit,
Der Sturm und die Woge verschwindet,
Und ewig im Wandel der wechselnden Zeit
Steht das Heilige fest gegründet!
Soll Deutschland fallen und untergehn,
Das Deutsche — es wird, es muß bestehn.
Die Frucht von soviel Kraft und Mühen
Wird glücklichern Geschlechtern blühen!

*) Nach dem Original-Manuscript mitgetheilt von dem Verleger C. Duncker.

Wenn ein Herz wie das Deine schlägt,
Wer einen solchen reichen Himmel
In seinem eignen Busen trägt —
Was fürchtet der des Volks Getümmel?
Dich hob die Kunst aus dem Drang der Welt,
Sie hat Dich auf hohem Platz gestellt,
Der Lorbeer, den sie Dir gegeben,
Er lebt, so lange Deutsche leben!

Und neue Kränze bringt man Dir dar,
Von der Liebe der Bürger gewunden;
Du standest, ein Mann, in Sturm und Gefahr
Und Dein Herz ward redlich befunden!
Drum richte Dich auf, Du deutscher Sinn
Und blicke voll Muth in die Ferne hin —
Der Morgen naht, bekränzte Horen schweben
Und Frühlingshauch erweckt erstorbenes Leben.

Mahlmann.

II.

Aus Iffland's Stammbuch.*)

Viel von Künsten, und Künstlern wird immer in Deutschland gesprochen;
Angeschaut haben wir nun Künstler und Künste zugleich.

Weimar, den 24. April 1796.

Goethe.

Immer bleibe Ihnen Ihre Muse hold, die sittliche Muse, Sie, die mit dem Geiste Herz, mit edlen Talenten das edelste Talent, Charakter der Seele anmuthig verbindet, die aus dem dunkeln Unsinn der Menschen leichte feste Gestalten hervorruft, und Licht und Ordnung. Wir sahen Sie in ihren Erfindungen, in Ihrem Spiel, in Ihrer freien Gedankenweise. Immer bleibe sie Ihnen hold und günstig.

Weimar, den 25. April 1796.

J. G. Herder.

Empfangen Sie, theurer Iffland! den Dank meines Herzens für jede glückliche Stunde, die mir Ihr unnachahmliches Talent während Ihres zu kurzen Aufenthalts in

*) Aus einer kleinen Wiener Druckschrift vom Jahre 1809.

Weimar geschenkt hat, und erinneren sich, wenn Sie einen Blick auf dieses Blatt werfen, des zwanzigsten Aprils, und Ihres aus einem Bewunderer Ihrer Kunst und Verehrer Ihrer Verdienste an diesem Tage auf ewig zu Ihrem Freunde gewordenen.

Mailand, den 23. April 1796.

Wieland.

Was ich gewünscht, mein Iffland! ist geschehen,
Dein edles meisterhaftes Spiel,
Natur und Kunst, Geschmack, Verstand, Gefühl,
Und Wahrheit ganz vereint in ihm hab ich gesehen.
Noch mehr hat mir das Glück gewährt,
Dein Geist, als ich dich las, ward still von mir verehrt,
Als ich dich sprach, schätzt ich dein Herz, und liebte dich —
Wir boten uns die Hand, wohl mir, du liebst auch mich.

Leipzig, den 10. Jänner 1799.

J. C. Weiße.

Ein fester Mann kann alles, was er will.

Klopstock.

Ein Deutscher, der viele Städte und Menschen gesehn, und nach seinen 22jährigen Reisen einen großen Maaßstab der Dinge angenommen hat, huldigt mit innigem Vergnügen dem vortrefflichen dramatischen Dichter, dem großen Schauspieler, und dem liebenswürdigen Menschen Iffland. Möge er, ungetrübt durch Kummer, noch lange die Deutschen mit seinem herrlichen Talente erfreuen.

Hamburg, 1805.

Archenholz.

Große Menschen erwarten ihren Lohn in der Unsterblichkeit. Mögen Sie, Lieber! den ihrigen im Besitz Ihres Meistertalents suchen — Denn diese ist ja seltener, als Unsterblichkeit.

Berlin, im März 1805.

Gall.

Wenn ich über Musik nachdenke, so fällt mir, Iffland!
Ihr Spiel ein,
Man darf Sie nur sehen,
Man kann auch taub sein,
Man wird Sie verstehen.

Prag, im August 1807.

Abbe Vogler.

Hoch im Triumpfe der Kunst erblickte ich den siegenden Künstler,
Fest im Drange der Zeit seh ich den Weisen in ihm.

Berlin, 1808.

Tiedge.

Ars longa, vita brevis.

Auf deutsch:
Die Kunst lang, das Leben kurz.

Zum Andenken von **Fr. Schiller.**

Berlin, 1799.

III.

Ueber den Hang, Schauspieler zu werden.

Die Anzahl derer, welche sich melden, Schauspieler zu werden, hat seit geraumer Zeit so sehr zugenommen, man ist in der Zulassung derselben oft so leicht verfahren, daß eben deshalb mehrere, welche ohne Beruf diesen Stand gewählt haben, für die Gegenwart ein unruhiges, sogar mißvergnügtes Leben führen, welches andere belästigt und eine trübe, fast trostlose Zukunft voraussehen.

Es ist daher nützlich und nothwendig, das, was Erfahrung, Liebe und Achtung für die Sache darbieten, zum Besten junger Leute, welche der Kunst sich widmen wollen, und zur Berathung derer, welche für das Schicksal derselben Sorge tragen, mitzutheilen.

Der lebhafte Hang, Schauspieler sein zu wollen, erklärt sich im Allgemeinen aus der Freiheit, womit dieses Geschäft geübt werden kann.

Das Studium dieser Kunst ist an keinen Ort, und in gewissem Betracht, an keine bestimmte Zeit gebunden. Die Ausübung derselben geschieht sogleich öffentlich, keine

drückenden Regeln hemmen den Flug der Phantasie; und das Fortschreiten des Talents, des Fleißes, der Bildung, wird gewöhnlich früher, als in jeder andern Kunst, bemerkt und laut anerkannt.

Man bemerkt, daß die, welche sich der Kunst mit Erfolg gewidmet haben, ein anständiges und mehrentheils angenehmes Leben zu führen im Stande sind.

Daß diese Kunst ein sorgfältiges Studium, eine fortgesetzte genaue Beobachtung seiner selbst und Anderer erfordert, entschlossene Aufopferung der Selbstliebe, ein sorgfältiges Fortschreiten mit dem Geiste der Zeit, sehr mühsames Abwägen, wo man dem veränderten Geschmack folgen muß, oder wo man ihm nicht folgen darf — diese Schwierigkeiten sind nicht allgemein bekannt, und noch weniger werden sie als wesentliche Erfordernisse beachtet und anerkannt.

Wer irgend von der Natur in Betreff der Gestalt sich nicht versäumt glaubt, wer sich mit Leichtigkeit trägt, wer einigermaßen in der Gesellschaft gern gesehen ist, pflegt der Meinung zu sein, daß damit die Haupterfordernisse zum Schauspieler in ihm erfüllt sind. Die Ausübung der Kunst wird für ein leichtes Spiel geachtet, welches mit auswendig gelernten Reden und schönen Kleidern, für gute Zahlung, gemächlich genug getrieben werden könne.

Daher entsteht es, daß junge Leute grade in der Zeit, wo die Wissenschaften zu dem Berufe, dem sie sich widmen wollten, ernstes Arbeiten, anhaltende Verwendung und stete Aufmerksamkeit erfordern, plötzlich davon ermüdet werden, alles liegen lassen, und zu diesem leichten, fröhlichen Geschäft, welches, wie sie glauben, völlige Unab-

hängigkeit, ein regelloses, willkührliches Leben und frühe gute Einnahme gewährt, sich hinwenden.

Es fehlt selten, daß sie den frühen Trieb zur Schauspielkunst von erster Jugend her denen, mit welchen sie über ihre Zukunft sich berathen, oder den Direktionen, bei welchen sie sich melden, anführen.

Forscht man näher nach ihrer Liebe für die Kunst, wie diese entstanden ist, was sie bisher für ihre Bildung gethan, oder zu diesem Zwecke gedacht haben — so folgt in der Regel keine andere Antwort, als — eine Wiederholung, daß die Neigung zu diesem Geschäft von Jugend auf in ihnen gewesen und eben jetzt ganz unüberwindlich sei.

Macht man sie mit den ersten Erfordernissen nur oberflächlich bekannt — so sind sie bereit, stets das Wort zu nehmen, und unterbrechen gern, mit den allgemeinen Versicherungen, daß sie es an Fleiß und Eifer nicht fehlen lassen würden.

Gewöhnlich folgen dann schnell die Fragen wann sie anfangen, worin sie auftreten können? Sie sind bereit, eine Reihe erster Rollen zu nennen, sind nicht im geringsten verlegen, die glänzendste zu begehren, und nicht selten fangen sie in derselben Unterredung an, vom Gehalt und von der Kleidung zu reden, darin sie zum Erstenmale erscheinen möchten.

In diesem Falle sollte man billig gleich abbrechen, da es mit solchen Forderungen ziemlich erwiesen ist, daß nur der Drang nach früher Unabhängigkeit und nach gemächlich geglaubtem Erwerb, die ganze Bestimmung gegeben haben kann.

Aeltern und Vorgesetzte der jungen Leute, welche mit ungestümer Beharrlichkeit der Bühne sich widmen wollen,

sind oft in Verlegenheit darüber, wozu sie rathen, wovon sie abrathen sollen.

Wenn sie aber davon ausgehen wollen, daß Arbeitsscheue, Abneigung sich Kenntnisse zu erwerben, Mangel an Wissenschaft, an Bescheidenheit, an Liebe für alle Künste überhaupt, daß diese eine Gewißheit geben, es könne nur was Unbedeutendes erreicht werden: so können sie überzeugt sein, daß sie in solchen Fällen von der Wahl dieses Standes abrathen sollen. Außerdem ist jeder Mann von Einsicht und Geschmack im Stande, darüber zu belehren, ob der Vortrag angenehm, die Stimme biegsam, der Gesichtsausdruck wahr, die körperliche Haltung leicht und gefällig ist; oder ob Grundfehler da sind, welche für alle diese Erfordernisse geringe, oder gar keine Hoffnung geben.

Unter denen, welche der Bühne sich widmen wollen, giebt es noch eine Gattung, welche überaus schwer zu behandeln ist.

Junge Leute von angegriffener, kränkelnder Imagination, die sich als Schriftsteller oder Dichter ohne Erfolg versucht, in der Liebe Unglück gehabt haben, gerathen dahin, in einer dumpfen Schwermuth zu verkehren. Sie brüten ihr Leben so dahin, und gefallen sich indem sie an allem, was um sie her vorgeht, gar keinen Antheil nehmen, bloß für das Heiligthum ihrer Gedanken athmen und außer einer schweren, leisen, emphatischen Sprache, einem starren, gleichsam verkohlten Blicke, gar kein Zeichen ihres innern Lebens geben. Wenn diese auf den Gedanken gerathen, Schauspieler zu werden, so ist das Uebel fast unheilbar. Da sie in der That entweder innerlich stark empfinden, oder an Ueberreizung der Nerven leiden, so

sind sie gar nicht zu überzeugen, daß es durchaus zweierlei ist, starke Gefühle besitzen, und diese starken Gefühle lebhaft, angenehm und schön darstellen zu können.

Sie reden in mystischer Eintönigkeit, deuten nichts durch Bewegung der Glieder an und haben gewöhnlich sich eine singende Melodie angeeignet, wovon sie selbst zu Thränen gerührt werden können, welche aber auf Andere nicht nur nicht wirkt, sondern sogar den entgegengesetzten komischen Effekt hervorbringt. Sie fassen es durchaus nicht, daß eben diese Melodie, welche ihre Lippen von heiligem Schauer beben läßt — alle übrigen nicht anspricht.

Bei dem verstorbenen Moriz — obschon er für die dramatische Kunst einen so tiefen Sinn hegte, wie ihn wohl nur wenige Künstler empfanden — war es doch in Betreff der Unfähigkeit des äußern Ausdruckes, ganz so der Fall.

Er hat seine ganze traurige Lage und alle Qualen, die er deshalb empfunden, im „Anton Reiser" treu und wahrhaft geschildert. Gewiß ist er mit der Idee aus der Welt gegangen, daß das Talent für tragische Darstellung in ihm, vom Dünkel, vom Uebermuth, von der Gleichgültigkeit und Einfalt, gemordet worden sei.

Er gab komische Rollen mit großer Eigenthümlichkeit, Wahrheit und vollem Erfolg; aber er gerieth außer sich für Schmerz, wenn dieses Talent an ihm jemand Freude machte, wenn es geliebt ward.

Gewiß sind mehrere würdige Künstler recht schmerzlich von solchen gequält worden, die bei der Gewalt ihrer innern Gefühle es nicht und auf keine Weise fassen konnten, daß sie diese nicht bei andern wieder sollten erregen kön-

nen. Menschen in dieser Stimmung vertrauern ihr Leben, halten sich für verkannt, verfolgt, im höchsten Grade unglücklich, und schließen sich immer inniger, heimlicher und verzweiflungsvoller an ihr Ideal! —

Sie ziehen sich von allem andern Verkehr zurück, sie empfinden Abscheu daran, und verwenden jeden Augenblick nur dazu, dem Kunstgefühl auf ihre Weise zu leben.

Wenn nicht besondere Begebenheiten, ein eignes Schicksal sie plötzlich in eine andere, ganz entgegengesetzte Laufbahn wirft, so sind sie mehrentheils für sich und alle, welche an ihnen Antheil nehmen, verloren.

Da der leidende Zustand, worin sie sich befinden, Theilnahme erregt, da ihre schwermüthigen Gefühle eine poetische Tendenz haben; so begegnet man ihnen gewöhnlich mit vieler Zartheit, deutet die Schwierigkeiten anfangs nur schonend an, und kommt erst nach mehreren Versuchen dahin, mit ihnen allmählig von der Unmöglichkeit zu reden, daß sie mit Erfolg ausübende Künstler sein können.

Diese Behandlungsweise macht dem Herzen Ehre, aber die reine Flamme für die Kunst lodert in Verborgenheit und Stille grade auf. Das wahre Talent wird empfunden, dann theilt es sich mit, aber es kann sich nicht aufdringen.

Der Kunstsinn kennt und ehrt die Schwierigkeiten, er ist eifersüchtig auf das hohe Ideal, welches er nach und nach in sich gebildet hat, und würde an schönem Kunstgefühl verlieren, wenn eine mäßige Reihe von Regeln und Uebungen alles abthun, und ihn so gleichsam zum Handwerker machen sollte.

Wem es daher Ernst um die Sache ist, der wird mit Leben und Kraft, aber doch mit Bescheidenheit, be-

ginnen. Er wird streben und nicht aufhören, so viel wissenschaftliche Kenntnisse als möglich zu sammeln, er wird keine Arbeit, keine Thätigkeit aussetzen, um seinen Geschmack zu bilden. Er wird Dichter und Geschichte studiren; Musik, Gesang, alle Denkmale der bildenden Künste werden die Flamme für die Kunst in ihm erhöhen und veredeln. Wer unter solchen Umständen der Schauspielkunst sich widmet, den Drang, ausübender Künstler zu sein, Jahr und Tag mit gleicher Stärke empfindet, — der berathe sich mit kunstverständigen, redlichen Männern, ob sein Aeußeres, seine körperliche Dauer, sein Organ, seine Aussprache ihn nicht hindern, etwas zu erreichen, und werde dann mit Lebendigkeit aufgenommen, mit Vorsicht geleitet.

Denn es ist nicht genug, daß man richtig denke, fein und zugleich kräftig empfinde: hat die Natur die Gabe versagt, alles deutlich und gefällig wieder zu geben — widerspricht die körperliche Bildung — ein schwacher, rauher, dünner Ton, ein ausdrucksloses Gesicht, eine entschiedene Verwöhnung der Haltung — welche so oft eine Folge des angestrengten Studirens ist — streben diese Dinge entgegen; so rathe man ab und stehe fest entgegen.

Man geräth in die unangenehme Nothwendigkeit, sich auf Beschreibung von Nachtheilen der Gestalt und ihrer Wirkung einlassen zu müssen. Man kann sogar gezwungen werden, wenn die Eigenliebe gar nicht verstehen will, sich über die nachtheiligen Wirkungen von dem Aeußern, auf das Bestimmteste erklären zu müssen. Man wird dann für eigenwillig, unhöflich gehalten, für kalt gegen das reine Kunstgefühl — aber man hat von einer

Thorheit abgehalten und muß sich mit dem spätern Danke für das Mißgefühl des Augenblicks entschädigt halten.

Oft geht zwar der Mangel an Selbsterkenntniß so sehr auf die Verwandten über, daß diese eine hohe Brust, einen Auswuchs am Rücken für eine stolze Haltung — und das Schielen der Augen für einen energischen Blick erklären, wenn es endlich nicht mehr zu meiden ist, daß diese Dinge das genannt werden, was sie sind. — Da ist es denn allerdings sehr schwer, indem man abräth, die Ueberzeugung zu geben, daß dieses aus redlichem Antheil geschehe.

Wenn die Aeltern oder Verwandten derer, welche sich dem Theater widmen wollen, bemerken, daß solche von dem Augenblicke an, wo sie diesen Entschluß laut erklärt haben, ihre gewohnten Arbeiten sämmtlich haben liegen lassen, daß sie von da an wie loß und ledige Menschen umhergehen, Tagelang promeniren, höchstens in einem abentheuerlichen Buche lesen, ihren Anzug ungewöhnlich modernisiren: so können sie fast mit Gewißheit annehmen, daß die ganze sogenannte Kunstneigung ein bloßes Vorgeben ist, und daß der Stand des Schauspielers von diesen Leuten lediglich als ein Mittel angesehen wird, so schnell wie möglich jeder Aufsicht zu entkommen, alle anhaltende, mühsame Arbeit aufzugeben, gleichwohl ein gemächliches, wohlbezahltes, lustiges Leben zu beginnen.

Es geschieht wohl, daß eine Bühne grade in dem Falle ist, eine Gestalt, wie sie sich eben darbietet, und vermöge ihrer Haltung, ihres Ausdrucks, einigermaßen Erwartung giebt, daß sie ein Fach, welches schwach besetzt ist, ziemlich erfüllen werde — auf gutes Glück antreten

läßt, ohne weitere Prüfung vorzunehmen, als das sehr oberflächliche Mittel des Rezitirens etlicher Scenen.

Wird nun bei einer solchen Probe das Herkömmliche in der Art oder Manier etwas beobachtet, hat der Vortrag einiges Leben und ist der körperliche Ausdruck nicht verwerflich, so wird, um das augenblickliche Bedürfniß der Bühne zu erfüllen, ohne weitere Rücksicht auf den eigentlichen Beruf und die Zukunft dessen, der angestellt zu werden verlangt, das Engagement desselben abgeschlossen. Es pflegt alsdann, ohne Wahl und Plan der Bildung, eine Rolle auf die andere zu folgen, der Gehalt steigt mit der Rollenmasse, der Beifall erhält sich, so lange das Aeußere eine Reihe gewöhnlicher Kunstgriffe falschen Flitters unterstützt.

Verliert sich aber das Aeußere, welches als eine zufällige Beigabe für ein einzelnes Fach zur Empfehlung gedient hatte, können nun jene früher gebrauchten kleinen Hülfsmittel, des methodischen Pochens der Figur, die Bravaden des Schreiens, der Kleidung und was dahin gehört — können diese keine Wirkung mehr thun — so steht der gehaltlose Gliedermann da, der, weil ihn weder Studium noch Geschmak unterstützen, nirgend mehr paßt, bald Langeweile macht, endlich dem Publikum, sich selbst und den Direktionen zur Last fällt.

Dergleichen Schauspieler fühlen nicht, daß ihr früheres Bestehen ein Werk zufälliger Eigenschaften war, mit deren Verschwinden auch von selbst ihre Existenz aufhören muß. So wie sie wirkungsloser werden, können die Direktionen nicht fortfahren, ihnen dieselben Rollen zuzutheilen: dann entsteht das Geschrei über Kabale, Verfolgung, Hintenansetzung. Dieser morose Humor wird mehr oder

minder sichtbar, so oft sie vor dem Publikum erscheinen, und verdirbt vollends Alles.

Es geht den Schauspielern dieser Art wie übel ausgelernten Altgesellen. Sie berufen sich auf die Zahl der Dienstjahre und vergessen, daß man in der Kunst nie auslernt.

Wollten sie begreifen, daß, indem sie einem Fache entsagen müssen, darin sie bisher auf gut Glück, mit leidlichem Erfolg sich eine Art von Kundschaft erworben haben, sie nun ein anderes Fach mit frischem Studium, von Anfang an, beginnen sollten; so würden sie sich mindestens noch nützlich machen können.

Weit entfernt, dies zu wollen, bringen sie in der Regel alle Forderung der bisherigen Usurpation, welche sie für genialischen Beruf achten, in das neue Fach, welches sie doch wie Lehrlinge beginnen sollten, welches sie aber bei allem Mangel ächter Kenntnisse, sorglichen Studiums und wahren Kunstgefühls, mit Uebermuth, manchmal mit Unwissenheit und Trägheit zugleich betreten — in dieses Fach hinüber.

Schauspieler dieser Art bleiben der Rücksicht, dem Mitleiden der Direktionen zur Last, endigen nicht selten ihr mißvergnügtes Leben als Lückenbüßer bei nothwendig herabgesetztem Gehalt, oder wandern im Dunkel und finsterm Unmuth von Bühne zu Bühne, bis sie in Armuth, auf Kollekten losstürmend, versiechen.

Das sind die nothwendigen Folgen, wenn junge Leute ohne Talent, Studium und Fleiß sich auf die Bühne drängen und dort ohne gehörige Prüfung und Bescheidung aufgenommen werden.

Der feste Glaube, gleich mit Anbeginn alles vermögen

zu können; der Mangel an Achtsamkeit auf den Gang der täglichen Vorstellungen, die Nichtachtung dessen, was geleistet wird, der Mangel an Bescheidenheit — der sich gleich verrathen muß — der Mangel an Kenntniß, Lektüre, Schulwissenschaft und das Unvermögen, über Kunstgegenstände seine Gedanken und Gefühle schriftlich darzulegen — versprechen kein Glück, und sollten von Annahme auf der Bühne abweisen. Man darf annehmen, daß sie das Uebel vermehre.

Während solcher Versuche mehrt sich der Drang, sie kämpfen nur um so hartnäckiger gegen die Schwierigkeiten, die sich entgegenstellen, und nur gar zu leicht giebt der Stolz solchen Kranken ein, daß man sich gegen das Verdienst auflehne, indem man von ihrem Verderben abräth.

Heilsamer würde es sein, wenn man ihnen gleich mit aller Bestimmtheit sagen wollte, daß sie auf diesem Wege, bei solchen Mängeln, schlechterdings nichts erreichen können.

Man sollte vielleicht noch weiter gehen, und indem man ihnen durch getreue Nachahmung die Fehler darstellt, welche sie verhindern, es zu etwas zu bringen, durch ihre gereizte Eigenliebe sie zu vermögen suchen, daß sie von einem Vorsatze abstehen, den sie nicht ausführen können, ohne sich unglücklich zu machen und alle die zu bekümmern, welche an ihrem Ergehen Antheil nehmen.

Dieses stille, stumme, dumpfe Sehnen, die finstern, schwermüthigen Gefühle, wovon die Seele ergriffen ist, jene poetischen Stürme, darin die Jugend, der Jüngling und das angehende Mannsalter sich heimlich so wohl gefallen, auf der Bühne auszusprechen, dort das Wohlgefallen, die Thränen der Menge für jene Stimmung einzuärndten, welche von der täglichen Umgebung gewöhnlich

oder gar verspottet wird — ist eine eigne, schleichende, verzehrende Krankheit. Sie ist dem Heimweh zu vergleichen. Da sie mehrentheils nur den Schauspielern und denen bekannt wird, welche in ihren Familien ein geliebtes Mitglied daran hinkränkeln sehen, so ist bisher nur wenig darüber gesprochen worden.

Gleichwohl verdient dieser Zustand die allerernstlichste Beherzigung. Die Direktionen, welche solche Kranke nicht verzärteln, verdienen den aufrichtigen Dank der Familien um so mehr, da die Kranken selbst, wenn man nicht in ihre Ideen eingreift, eben deshalb die, welche nach Pflicht ihnen nicht behülflich sind, gewöhnlich mit Härte und großer Bitterkeit behandeln.

Tritt aber gar der Umstand noch hinzu, daß die Familie eines solchen Kranken das abgeschiedene, seltsame Wesen, worin er verkehrt, für etwas Verdienstliches hält, an den schleppenden, seufzenden Deklamationen desselben ein Vergnügen empfindet, und selbst wünscht, daß der hohe Schwermüthige je eher, je lieber das Publikum durch seine Trauer entflammen möge — dann ist kein Weg einzuschlagen, als daß man nach den ersten Versuchen, die Ueberzeugung zu gewinnen, geradehin erkläre: — es sei nichts zu thun, und man dürfe und wolle sich nicht einlassen.

Es giebt noch eine Gattung, welche mit dem Drange, Schauspieler zu sein, die Menschen bestürmt, die mit allen Ansprüchen, welche Kenntniß, Beobachtung, Gefühl, Feuer und Geschmack nur geben können, doch ganz und gar nicht tauglich sind, ausübende Künstler zu werden — die überspannten Aesthetiker.

Niemand kennt besser, als sie, die Erfordernisse zum Künstler. Niemand weiß besser und höher das zu wür-

digen, was geleistet wird, noch härmt sich Jemand mehr um das, was verfehlt, nicht geleistet wird.

Sie deuten mit Sicherheit jeden Augenaufschlag, wägen jeden Accent nach Seelenwerth.

Die Forderungen, welche sie im Namen der Kunst an die Schauspieler machen und an das Publikum, sind unerreichbar; denn sie geben von ihrem reinen Ideal auch nicht einen Hauch auf. Das fast Gelungene ist ihnen so verwerflich, wie das Mittelmäßige, sie leben im ewigen Kampfe zwischen ihrem vollständigen, hohen Ideal und den Bruchstücken der Wirklichkeit. Kommt es auf die Ausführung an, so sind sie in ihren Forderungen von dem, was zu thun ist, keineswegs gelinder gegen sich, als gegen Andere; — nur glauben sie — vermöge ihrer Kenntnisse und ihres Strebens — daß sie mehr als andere diese strengen Forderungen befriedigen.

Dies ist aber bei den überreinen Aesthetikern so wenig der Fall, daß eben die Menschen, welche an Kenntniß, Beobachtung und Feuer die Mehrsten übertreffen und an äußern Vorzügen ihnen nicht nachstehen — in der Ausübung ihrer Theorie, an Fertigkeit, Sicherheit, besonders an Annehmlichkeit, selbst denen nachstehen, welche sich nicht mit ihnen messen dürfen, wenn sie beschreiben sollen, was sie geleistet haben, die aber von innerer Gewalt getrieben, das thun, wovon sie empfinden, daß es in dem Augenblicke gelte.

Von ihrem hohen Ideale gehemmt, gerathen die Aesthetiker über das Ziel hinaus, oder sie reichen nicht bis dahin.

Uebergroße Zartheit macht sie flach und undeutlich, oder der Ungestüm reißt sie über alle Schranken.

Sie fordern Wunder von der Umgebung, und da sie die Vollkommenheit nicht erreichen, verzagen sie an allem.

Dieser Zustand in ihnen ist bleibend, macht sie unbillig, ungerecht gegen alle, mit denen sie zu thun haben, und da die Ueberspannung, womit sie zu allen ausgehen, so hinderlich ist, wie die Unzulänglichkeit, schließt diese sie eben so davon aus, mit Erfolg ausübende Künstler sein zu können, als jene.

Wie sind aber solche, welche so viel achtbare Vorzüge im Betreff ihrer Kunstkenntniß für sich haben, davon zu überzeugen, daß sie dennoch nicht Schauspieler sein können?

Es gelingt fast niemals, und mehrentheils werden die, welche ihnen abrathen, mit Bitterkeit angefeindet.

Oeffentliche Versuche, welche freilich am frühesten berichtigen würden, kann man in solchen Fällen nicht füglich vorschlagen, da diese, wenn sie nicht gelingen, eine Gattung Mißverstand auf den werfen, der sie unternommen hat. Des Vorurtheils nicht zu gedenken, was in späterer Ergreifung jedes andern Faches dem im Wege stehen würde, der sich vorher zu öffentlichen Versuchen auf der Bühne verstanden hätte.

Diese Angelegenheiten sind überhaupt um so schwerer zu behandeln, da im Allgemeinen von den Erfordernissen und Eigenschaften eines ausübenden dramatischen Künstlers oft so wenig berichtigte Begriffe vorhanden sind, daß die, welche es werden wollen, oder die, welche andere dazu empfehlen, sich begnügen, zu diesem Ende Briefe folgender Art zu schreiben:

„Ew. ꝛc. empfehle ich N. N., der wohl gewachsen, „so viel Jahre alt, seines Wachsthums so viel Schuhe

„und Zoll hoch ist, Schulkenntnisse besitzt, Französisch „spricht, etwas Klavier spielt, zum Schauspieler bei Ihrem „Theater. Ew. wollen nun erwiedern, wann er sich „melden soll, wie viel Gehalt Sie aussetzen, nebst Anzeige, „wo er das zu bestimmende Reisegeld erheben soll."

Das Uebel, daß Leute ohne Talent und Beruf angestellt worden sind, ist um so größer und allgemeiner geworden, seitdem mit dem sogenannten „natürlichen Spiele" ein so arger Mißbrauch getrieben worden ist.

Es ist bei dieser Sache nicht mehr zu thun, denken die Neulinge, als zu reden, wie alle Menschen im gemeinen Leben reden! Das kann ich so gut und besser, auch stärker, als viele Andere, also will ich dazu thun.

Hätten auch die Schauspieler der frühern Zeit das Studium weiter treiben, ihr Spiel mehr verfeinern können, so hatten sie doch Achtsamkeit, gewisse Uebereinkunften und Regeln, mehrentheils eine besondere Genauigkeit und strenge Rücksicht, Einer für den Andern.

Davon wissen die Naturspieler nichts, oder finden es zu unbequem. Sie erzählen ihre Reden hinter einander her, achten wenig oder gar nicht auf das, was neben ihnen vorgeht, und haben, in der Regel, alles mit bloßem Sprechen abgethan.

Hierüber kann für den Haufen eine Art von Täuschung statt finden, so lange der Jüngling die Jugend darstellt. Aber wenn, wie oben gesagt, dieser Zustand mit den Jahren aufhört und nun die Darstellung von Menschen, mit Sitten, Leidenschaften, Gewohnheiten und Karakteren eintritt — was wird dann? Hier gilt nur Studium, Talent, Beobachtung, Kenntniß und Fertigkeit in mannichfachem Ausdruck.

Da steht nun der unglückliche Mensch, und wird mit jedem Monat geringhaltiger.

Die Eltern oder Verwandten dessen, welcher der Bühne sich widmen will, sollten daher die schriftliche Schilderung und Auseinandersetzung mehrerer Karaktere von ihm fordern.

Er sollte darüber, in Gegenwart eines anerkannten Künstlers oder Kunstkenners, sich mündlich und deutlich, indem er die vorzüglichsten Stellen, worauf er seine Schilderung begründet, vorträgt, erklären.

Vermag er das genügend, so sollte noch eine förmliche Theaterprobe etlicher Rollen, aus mehreren Fächern, das Leben, die Mannichfaltigkeit und Annehmlichkeit seines Talents darthun; und dann sei für seine Wahl entschieden.

Vermag er es nicht, kann er auf keine Weise darthun, daß er über den Gegenstand gedacht hat, und daß er das Gedachte lebendig und gefällig wiedergeben kann — so versage man ihm die Einwilligung zu seinem Vorhaben durchaus.

(Iffland, Theater-Almanach 1808.)

IV.

Ueber die Bildung der Künstler zur Menschen-Darstellung auf der Bühne.

Diese Ueberschrift scheint auf den ersten Augenblick etwas Geziertes zu enthalten. Manche werden der Meinung sein, sie könne einfacher und eben so wahr folgendermaßen lauten: — „Ueber die Bildung zum Schauspieler."

Allein gerade das Wort — „Schauspieler" hat von jeher Nebenbegriffe veranlaßt, welche die Sache selbst undeutlich machen mußten, ihr den Antheil erschwert, ja sogar in früherer Zeit die Nichtachtung zugezogen haben.

„Er thut etwas zur öffentlichen Schau!" — Wir ernsten Deutschen — so ernst, förmlich und methodisch, wie wir vordem waren — oder wie wir alle scheinen mußten, um etwas vorzustellen — konnten es gar nicht fassen, wie Jemand sich dazu hergeben könne, öffentlich zur Schau, für baare Bezahlung, ein Anderer, etwas ganz entgegengesetztes, ein anderer Mensch, mit fremder Kleidung, sogar mit gemalten Gesichtern zu sein!

In frühern Zeiten belustigte man sich an der Sache, so lange sie währte, nachher aber, wenn die Betrachtung

der Tragödie, oder das Lachen über die spaßhaften Personen vorüber war — ging man zur Betrachtung über, und entsetzte sich dann über den Mißbrauch des Gottähnlichen Menschenbildes und faltete vorbittend und sich verwahrend die Hände, wenn ein solcher allen Schein hinten ansetzender Mitmensch auf offnen Promenaden oder an Gottgeweihten Orten, dem betitelten Aemterverweser begegnete.

Das Händefalten hat nun zwar ein Ende. Im Gegentheil gehört es zum guten Tone, über Schauspielgegenstände und mit Schauspielern, besonders in Gesellschaften, sich zu unterhalten. Aber — — — spielen — zur — „Schau" — spielen! — es liegt so etwas darin, weshalb manche Leute immer noch glauben, einen ersten Zulauf nehmen zu müssen, wenn sie aus Kuriosität, oder um modern zu sein, mit den Schauspielern eben so wie mit Andern, reden. Das Französische Wort — „Acteur" — obwohl es auch den Hauptbegriff keinesweges erfüllt, lautet doch besser, als das buntlappige Wort — Schauspieler, das nun einmal unwillkührlich Mehrere an den spitzen grünen Hut, das Schlaffseil und die Pritsche mahnt.

In den Fragmenten über Menschendarstellung, welche 1784 bei Ettinger in Gotha herausgekommen sind, schrieb der Verfasser schon damals etwas gegen das Wort „Schauspiel"; er schlug die Benennung: — „Menschendarstellung" vor. Diese ist auch nachher in Aufsätzen und Schriften häufig aufgenommen worden.

Es war ihm damals, wie jetzt, nicht sowohl um eine andere, mildere Benennung zu thun, als vielmehr um eine genaue, ganz und gar scheidende Abzeichnung zwischen Vorstellung und Darstellung des Menschen.

Die Vorstellung des Menschen betrifft mehr dessen Aeußeres, bedarf etwas Schellengeklingel — ist beinahe nur Manier, kann durch konventionelle Regeln erlernt und fertig geübt werden; mithin ist sie dem Handwerk zuzugesellen, und die es treiben, möchten „Schauspieler sein und heißen.

Die Darstellung des Menschen betrifft das Innere desselben, den Gang der Leidenschaften, die hohe, einfache, starke Wahrheit im Ausdruck — die lebendige Hingebung der Uebergänge, welche in der Seele wechseln und allmälig zum Ziele führen. — Das ist Kunst — eine Sache, kein Spiel, und muß also auch nicht so genannt werden. Soll für den, welcher diese hohe und schöne Kunst übt, ein Wort gebraucht werden, welches seinen Beruf mit einem Ausdruck bezeichnet — so wäre zu wünschen, man fände ein anderes, als jenes, was ihn nicht nur nicht ausdrückt, sondern obenein irre führt — das gemißbrauchte Wort: „Schauspieler."

Der Haufe in allen Ständen denkt sich dabei nichts anders, als: Lustigmacher, Schwänkeführer, concessionirte, anerkannte Scherztreiber.

Die Schauspieler, von dieser Benennung gedrückt und nicht selten davon in Verlegenheit gesetzt, verfallen, damit sie nicht für eine Art Puppenspieler gehalten werden, manchmal in langweilende Trockenheit. Diese wird — aus Unwillen darüber, daß die Spielfiguren nicht amüsant sind — Hochmuth gescholten. Die mißverstandene, verlegene Klasse zieht sich nun ganz aus dem gesellschaftlichen Leben zurück — oder sie läßt es sich endlich gefallen, dort einen Theil ihrer Rollen von der Bühne, in schlechteren Auflagen weiter fort zu spielen.

Bis nun, ohne Ziererei, ein anderes Wort gefunden und angenommen wird, welches die Kunst besser bezeichnet, mag hier das bisher gebrauchte Wort ferner gelten.

Um die Weise, welche für die Bildung des angehenden Schauspielers genommen werden soll, genau zu bezeichnen, sollte vorher entschieden werden, ob er der Bildung zum Künstler Genüge leisten könne, oder ob er nicht mehr vermag und leisten soll, als ein geübter oder geschickter Handwerker zu werden.

Es sei vor allen Dingen die Rede von denjenigen, welche die Vermuthung gegeben haben, daß ein Künstler aus ihnen gebildet werden könne.

Gewöhnlich werden diesen etliche Rollen, welche man für passend hält, erklärt, mit ihnen eingeübt, man hat sie dann ihr Heil versuchen lassen, und wenn nichts Erhebliches gegen die Ausführung solcher Rollen einzuwenden ist, werden sie durch einen Gehalt, als Mitglieder der Bühne anerkannt.

Dem augenblicklichen Erforderniß der Bühne mag damit auf gewisse Weise Genüge geleistet sein; aber gründliche Belehrung ist auf diesem Wege nicht zu erreichen, und wenn mehr als ein fertiger Spieler, wenn gleichwohl ein Künstler bei solchem Verfahren gedeiht: so ist das ein entschiedenes Genie, was so sich Bahn zu brechen weiß.

Angehende Schauspieler, wie versprechend auch ihre Anlagen sein mögen, und wie entschieden ihr Beruf sich verkündigt, haben dennoch gewöhnlich Mängel, welche sie hindern, ihre Sprache gehörig geltend zu machen. Auch wenn sie richtig und klar denken, sind sie nicht in der Fassung, durch den Gehalt ihrer Sprache die Gedankenfolge klar wiederzugeben.

Entweder treibt wildes Feuer sie dahin, die Rede zu überschnellen, die Endworte fallen zu lassen, die Sylben in einander zu verschlingen; oder sie gefallen sich in einer zu sehr gedehnten, süßlichen Gattung von Melodie, welche sie verleitet, nichts zu bezeichnen, indem sie durchaus alles gleich bezeichnen.

Soll nun während dem Rolleneinlernen, zugleich die Sprache dahin gebildet werden, daß sie Haltung bekömmt; so wird die Aufmerksamkeit so sehr vertheilt, daß ein mechanischer Unterricht daraus entsteht, wobei die treue und zugleich feine Darstellung des Karakters in der Rolle nothwendig leiden muß.

Man sollte zuvörderst mit der Uebung im Sprechen beginnen, und diesen Unterricht geradehin — eine Sprechstunde — benennen. — Das erste Erforderniß ist, ganz und gar vernommen, nicht bloß verstanden zu werden.

Denn bloß verstanden wird man endlich auch durch Anstrengung des Zuhörers, durch dessen Gewandheit im Zusammenrathen.

Der Zuschauer muß bequem hören können.

Es geschieht gar zu leicht, daß die, welche sich widmen vor einer Volksversammlung zu reden, der Meinung sind, sie müßten sich anstrengen und recht laut reden, oder vielmehr hinausrufen. Beispiel kann sie belehren, daß der laute, schmetternde Ton die Kehle gleichsam zusammenzieht, daß, wenn ein lauter Schall zu nahe auf den andern folgt, alsdann an der Stelle, wohin man in die Ferne wirken will, mehr ein rauhes, verworrenes Geräusch und Getöse ankommt, als vernehmliche Worte.

Das ganze Geheimniß, auf der Bühne bequem vernommen zu werden, besteht in der reinen, vollständigen

Aussprache der Worte, Sylben und Endbuchstaben, so wie darin, daß man sich möglichst bemühe, gerade hinaus, nicht aber nach den Seiten zu oder gar in die Seiten hinein zu sprechen.

Der Mund muß nicht zu weit geöffnet werden, um die Spannung der Wangen und Lippen zu erhalten, welche das Tragen der Worte — es läßt sich sagen — das Hinaustragen der Worte, so merklich befördert.

Allerdings liegt vieles und alles an der Gelenkigkeit der Zunge und an der Gewalt, welche man darüber besitzt, sie wirken zu lassen.

Die Worte sollen nicht aus unbeweglichen Lippen heraus geleiert werden, sie sollen nicht von weit geöffneten oder hängenden Lippen, hinter welchen die Zunge eine matte Federkraft übt, hervorgesprudelt werden. Auch soll eine ungestüme, harte Zunge die Worte nicht herauswerfen oder herausstoßen. Sie soll die Worte herauslassen, sie soll für die feineren Accente, bei welchen nur die Spitze der Zunge zu thun hat, die Worte gleichsam nur entlassen.

Die, welche in dem Vortheil sind, schöne Zähne zu besitzen, pflegen gern diesen Reichthum zu zeigen, vermeiden nöthige Spannung der Lippen, damit ihre Zähne unbedeckt bleiben, brauchen die Zunge nur wenig, ohne Bestimmung oder Zartheit, und so geschieht es ihnen leicht, daß ihrer Sprache die Vollständigkeit gebricht, welche sie vorzüglich ihr geben könnten.

Man hüte sich, im Reden den Kopf zu hoch zu tragen, oder ihn zu senken; in beiden Fällen ist die Kehle nicht in ihrer natürlichen Lage und die Kraft derselben wird dadurch gehemmt.

Befindet sich die ganze Gestalt in gerader Richtung, so ist der Umfang, dessen die Kehle fähig ist, durch nichts gemindert, und es ist dann auch unmöglich, daß der, welcher reden soll, Zuflucht zu gewaltsamen Gesichtsbewegungen nehmen könnte, wodurch man manchmal den Ton herauszuzwingen meint, den man eben vermißt.

Das reine, aber zwanglose Aussprechen der Sylben und Endbuchstaben, bildet den Karakter einer hörbaren und angenehmen Sprache. Man erlaube sich nicht die Verschleifung der Worte, welche etwa im gesellschaftlichen Leben Nachsicht findet. Man spreche z. B. nicht, wie es oft aus Gemächlichkeit geschieht —: „es ist schö" — „gem Sie mir das Tu" — „das will ich nich belebn" — „die Verachtun folg dem Lastr" — sondern: „es ist schön" — „geben Sie mir das Tuch" — „das will ich nicht beleben" — „die Verachtung folgt dem Laster." —

Es ist aber nicht genug, daß man die Buchstaben, welche in der Geläufigkeit der Sprache verschlungen zu werden pflegen, angebe, sondern man soll sie bestimmt aussprechen. Hat man sich daran gewöhnt, so gelangt man dahin, ohne deshalb kostbar oder geziert zu reden selbst im schnellen, ja sogar im leidenschaftlichen Ausdrucke, die Worte völlig hörbar auszusprechen.

Mit bestimmter Aussprache kann auch ein Schwindsüchtiger, in einem großen Raume, einer zahlreichen Volksversammlung, die sich ruhig verhält, dennoch verständlich werden.

Daß es nicht die Stärke oder Lautheit ist, welche sich verständlich macht, beweiset sich in dem Gespräch mit sehr harthörigen Leuten. Schreiet man ihnen die Rede zu, so martern sie sich vergeblich, etwas zu vernehmen

und bitten stets um Wiederholung; spricht man auseinandergesetzt, nicht zu schnell und die Worte rein ausgesprochen, so hören sie gewöhnlich ziemlich gut.

Das Vorlesen aus Büchern wissenschaftlichen, ruhigen Inhalts, sollte den Anfang machen, die Sprache zu bilden.

Wer im gesellschaftlichen Leben etwas erzählt, anzeigt oder vorträgt, pflegt bei denen Punkten, die ihm die bedeutendsten sind, wohl etwas inne zu halten, um die Aufmerksamkeit zu erregen, oder dem Nachdenken einige Zeit zu geben, welche die Ueberzeugung ihm gewinnen soll. Dies geschieht auch wohl bei einzelnen Worten — deren Gewicht den Zuhörer treffen soll, oder es geschieht, die Länge eines Perioden zu theilen, und ist in diesem Falle nur als Erholung für den Redner, als ein Halt der Wohlredenheit anzunehmen.

Bei dem achtsamen Vorlesen aus Schriften ruhigen Inhalts, findet der, welcher vorliest, die Nothwendigkeit dieser Erholungspunkte fast von selbst.

Sollen diese bei dem Studium einer Rolle erst gelehrt werden, so findet der, welcher sie üben soll, sich in dem Gange der Rolle davon aufgehalten, die Nothwendigkeit scheint ihm nicht einleuchtend, und was er aus gutem Glauben an die lehrende Autorität nachahmt, wird ohne Verbindung mit dem Ganzen, als erkünstelte Einschiebung, nur für sich allein, kalt da stehen.

Bei einem solchen ruhigen Vorlesen kann man mit Erfolg und Klarheit über die Vortheile des Athemnehmens, über die Oekonomie mit Verwendung des Athems, sich besser und faßlicher erklären, als es thunlich ist, wenn für alle diese mannigfachen Hülfsmittel gleich Anfangs eine Rolle gewählt wird.

Die Phantasie des jungen Kunstgenossen geht immer voraus, schweift so gern schon im Voraus zu dem Genuß des Beifalls, den er ärndten will, und verwirft, wenn unmittelbar bei einer Rolle angefangen wird, den gründlichen Unterricht als kleinliche Hülfsmittel, die vom Ziele entfernt halten.

Verleitet das jugendliche Feuer dahin, daß Jemand das ganze Maaß des Athems auf einmal, zu jedem Komma, ohne allen Rückhall herausgiebt, so ist gemeiniglich die Sprache immer gleich stark, eintönig und der in gleichen Zwischenräumen oft und hörbar genommene Athem unterbricht durch eine nicht angenehme Begleitung den Vortrag.

Je weniger das Athemnehmen bewirkt wird, oder hörbar ist, je angenehmer wirkt der Redner.

Es ist Mangel an Aufmerksamkeit, wenn, wie es oft geschieht, der Sinn durch Athemholen unterbrochen oder gar ein kommatischer Satz durchschnitten wird.

Bei einer gesunden Brust erreichen es Uebung und Angewöhnung, daß der Athem länger getragen zu werden vermag, als es gewöhnlich zu geschehen pflegt.

Auf diese Weise wird es möglich, daß selbst ein langer Redesatz in der Kraft eines und desselben Athems hinausgetragen werde, wodurch er an Wahrheit und Eindruck sehr gewinnt. Sollte es aber nicht möglich sein, einen und gewöhnlich langen Satz in der Kraft desselben Athems zum Ende zu bringen, so giebt es der Mittel genug, bei minder bedeutenden Stellen auf unmerkliche Weise etwas Luft zur Ergänzung zu nehmen, ohne durch völliges, öfteres und grade hörbares Athemziehen, die Unzulänglichkeit desselben darzuthun.

Mit dieser Sorgfalt wird das erreicht und erhalten, was man den Fluß der Rede nennt. Denn unwillkührlich halten wir den Redner für ganz beseelt und überzeugt von dem, was er zu sagen hat, der von keiner Unzulänglichkeit unterbrochen, nur da inne hält, wo er es absichtlich will, und wo seine Zuhörer mit ihm inne halten sollen, um hernach einen höhern Schwung zu nehmen.

Das ungeübte, unbedachte Athemziehen, welches ohne Bemessung der Kraft geschieht, veranlaßt, daß man bis zur letzten Erschöpfung redet, und dann enden die Perioden völlig kraftlos und absterbend. Man eilt am Worte, um mit demselben Athem noch bis zum Ende des Satzes zu gelangen, schleudert die Reden heraus, verfehlt den Nachdruck, verliert mit der Klarheit des Vortrages den Reiz eigner Ueberzeugung, und giebt so die Gewalt auf, andere zu überzeugen.

Durch diesen Mangel der Sorgfalt für das Athemnehmen entsteht das, was man mit Recht — holpriche Rede nennt.

Wenn vorher die Sprache dazu gebildet ist, den Karakter der Vollständigkeit, Faßlichkeit, Reinheit und Bestimmtheit zu tragen, so kann man alsdann weiter gehen.

Wer vor einer großen Versammlung zu reden hat, muß stärker und schärfer betonen, als im gesellschaftlichen Leben nöthig ist.

Der Vortrag durch richtige Vertheilung der Accente in der gewöhnlichen Sprache ergiebt sich wohl von selbst.

Es giebt aber außer der logischen Accentuation noch in der öffentlichen Rede und für den darstellenden Künstler eine Accentuation der Empfindung, welche die Weise, wie die Rolle gegeben wird, die Weise, darin die nebenhan-

delnden Personen verfahren — der Augenblick, — nicht nur gut heißen, sondern manchmal auferlegen!

Es wiederfährt Rednern und Schauspielern, daß sie der unrichtigen Accentuation mit Recht beschuldigt werden, wenn sie nach einem angenommenen Rhythmus recitiren und also nicht bei der Sache sind. Es wird ihm aber auch oft falsche Accentuation vorgeworfen, wo es entweder eins und dasselbe ist, ob z. B. der Accent auf dem Hauptworte oder auf dem Beiworte liegt; oder wo es nach der Geltung des Augenblicks sogar zur Erhöhung des Ausdrucks dient, wenn man das Hauptwort hingehen läßt und das Beiwort stärker betont.

Wenn ein Liebhaber, dem der strenge Vater im Hohen die Hoffnung abspricht, seine Geliebte wieder zu sehen, darauf zu erwiedern hat: — „soll ich denn gar keine Hoffnung haben, sie jemals wieder zu sehen?" — so liegt der Accent auf dem Worte Hoffnung. Hat nun aber der Vater diese Drohung besonders heftig gesagt — so darf immerhin der Accent auf das Beiwort „gar", eben so auf das — „keine", — eben so auf das „jemals" — gelegt werden.

Der Ton des Vaters, der bedrohet, das Maaß seines Zornes bestimmt, wo der Accent entgegensetzen darf. Würde hernach der Schauspieler getadelt, daß er nicht das ganze Gewicht des Accentes auf das Wort „Hoffnung" gelegt hat: so würde man ihm Unrecht thun, da die Nebenumstände, welche ihn bestimmt haben, nicht in Erwägung gezogen sind.

Wenn in dem Trauerspiele „Orest und Electra", im ersten Akt, zweite Scene, Pamena zu Electra sagt:

„Sonst theilt ich euer Glück, jetzt theil' ich eure Zähren!"

so kann der Accent auf die Gegensätze — Glück und Zähren gelegt werden. — Eine feinere Accentuation ist es aber, wenn die Accente auf — sonst und jetzt, gelegt werden. Ein kurzes Innehalten nach dem Worte „jetzt" — theil' ich eure Zähren — bietet Gelegenheit zu einer Innigkeit des Ausdrucks, welcher die furchtbare Gegenwart im Gegensatz mit der schönen Vergangenheit um so mehr heraushebt.

Wenn Wallenstein im 5ten Akte sagt: „Wer wollte mein Leben mir nach Menschenweise deuten?" — so sind die Gegensätze so zu accentuiren: — „Wer wollte mein Leben mir nach Menschenweise deuten? — Es läßt sich dennoch aber auch ohne Verstoß so sagen:" — „Wer wollte mein Leben mir nach Menschenweise deuten?" Oder: „Wer wollte mein Leben mir nach Menschenweise deuten?"

Es lassen sich für jede der drei Betonungsarten bedeutende Gründe anführen. Man kann eine als die bessere wählen; aber nicht leicht kann man von den andern sagen, daß sie unrichtig oder falsch wären. Wer den Wallenstein hier in ruhig humoristischer Betrachtung denkt, wird die erste Betonung wählen. Wer auch hier noch nur den stolzen Wallenstein denkt, der wird die zweite vorziehen. Wer in dieser Reflexion den tragischen Esprit vorwaltend glaubt, der wird gern nachdenkender und länger bei der Idee weilen, und deshalb wird ihm die schärfere Accentuation willkommen sein. Man thut in solchen Fällen Unrecht, indem man eine Betonung als falsch tadelt, welche nicht die gewöhnliche ist. Es hat sich mehreremale zugetragen, daß eine Accentuation als unrichtig getadelt worden ist, welche der Dichter, der den Effekt

der Darstellung vor Augen hatte, geradezu vorgeschrieben hatte.

Nothfälle können falsche Accentuation gebieten.

Wenn der nebenstehende Schauspieler sehr heftig sein soll, und nicht dahin gelangen kann oder will, und man hätte ihm zu sagen: „So heftig ist Ihr Betragen?“ so ist das rathsamste, man meide das laute Gelächter, was bei richtiger Accentuation erfolgen und die Stimmung verderben müßte, verschleife alle ersten Worte dieser Rede, und sage lieber, wie unrichtig es ist — „so heftig ist Ihr Betragen?“

Nachdem dieser Unterricht gegeben ist, kann man vom richtigen Vortrage zum schönen Vortrage übergehen.

Das Vorlesen aus Büchern charakteristischen Inhalts, führt von selbst zum lebhafteren Vortrage. Man kann allmählig Geschichtschreiber wählen, wo die Personen redend eingeführt werden.

Erst dann sollte nun das Vorlesen von Schauspielen den Anfang nehmen. Doch sollte selbst dieses nur Aktweise geschehen.

Was dabei zu sagen ist, geschehe im Gespräch, wobei der angehende Künstler seine eigne Ideen vorbringen und entwickeln kann. Man überhäufe ihn nicht mit Meinungen, oder unterbreche ihn nicht während des Lesens mit Vorschriften. Noch weniger vermenge man das, was erst dem ausgebildeten Künstler recht faßlich ist, mit dem, was der anfangende zu thun hat, um durch Gründlichkeit Sicherheit zu erlangen.

Ist dieses geschehen, so ist es Zeit, Scenen auswendig lernen zu lassen. Aber diese müssen nicht im Zimmer, sondern auf der Bühne geübt werden. Die übrigen Per-

sonen sollten nicht aus dem Buche gelesen, sondern auswendig gelernt werden; denn nur alsdann, wenn die Personen neben dem Künstler nicht bloß mitschwatzende, sondern mithandelnde Personen sind, läßt sich beurtheilen, welche Kräfte diesen gegenüber in Bewegung gesetzt werden können.

Nach der Probe solcher Scenen sage man nicht allgemein hin: sie waren gut, oder: sie waren nicht gut. Lieber frage man, was in der Darstellung der Scene dem jungen Künstler vorzüglich Beschwerde verursacht habe. Leute von Talent wissen dies gewöhnlich sehr richtig anzugeben. Man lasse sich nun mit Geduld und sogar mit Neigung darauf ein.

Indem der Darsteller das, was ihm beschwerlich geworden ist, auseinander setzt, hat er sich selbst belehrt, ohne es zu wissen.

Man gehe die schwierigen Stellen wieder durch, mache ihn aufmerksam auf einfache Weise und Mittel, welche erleichtern können, und wiederhole sie dann so oft, bis ein richtiger Ausdruck erreicht und festgesetzt ist.

Das Geläufige aber erwarte man nur von der eigenen Alleinübung.

Nur wolle man nicht Anweisung über Richtigkeit, Geläufigkeit und Schönheit des Ausdrucks auf Einmal geben. Dies würde ermüden, verwirren und eine Drahtpuppe bilden. X

Es ist ein schlimmes Zeichen, wenn ein angehender Künstler nicht sehr sorgsam die Vorstellungen besucht und sich bemüht, ihnen zu folgen.

Man höre seine Meinungen über den Gang der Vorstellungen, welche er gesehen. Allein das Gespräch

über solche Vorstellungen muß Kunstgespräch bleiben; man muß Beobachtungen verlangen, nicht Recensionen. Findet der Beobachter eine Scene irrig vorgetragen, so trage man ihm auf, dieselbe Scene zu lernen, und übe sie mit ihm auf der Bühne. Leistet er wirklich das Bessere: so ist dies der gute Augenblick, ihm die erworbene Erlaubniß zu ertheilen, das erstemal in einer Rolle öffentlich aufzutreten.

Leistet er das Bessere nicht, oder weiß er das Richtige nicht deutlich zu bezeichnen, — so ist dies der nützliche Augenblick, über die Schwierigkeit der ausübenden Kunst ihm das zu sagen, was die Kunst ehrt.

Das erste Auftreten muß durchaus erworben werden.

Bei diesem ersten Auftreten sei die Rolle zwar mit Vorsicht gewählt, aber doch nicht mit zu viel Zahmheit. Sie soll nichts erschweren, doch auch nichts allzu leicht machen. Sie muß fähig sein, empfehlen zu können, aber sie muß keine von denen sein, welche durch einen Nebenweg in den Beifall hineinstehlen lassen.

Es ist nicht vortheilhaft, wenn angehende Künstler nur in einem und demselben Fache Uebung erhalten. Sei es, daß Gestalt und Anlagen sie zu einem Fache besonders bestimmen; so lasse man sie gleichwohl in allen Darstellungen sich versuchen, wozu ihre Fähigkeiten sie nur leiten können.

Sobald man über die ersten Erfordernisse einig geworden ist, müssen diese Uebungen auf der Bühne selbst geschehen. Die Zimmerübungen sind mehrentheils von nachtheiligen Folgen.

Der enge Raum ist leicht erfüllt, die Sprache darf nicht weit hinausreichen, man gestattet sich daher Ver-

nachlässigungen der Endsilben, Verschleifungen der Töne, Verschleifungen der Worte, welche dem Vortrage im gemeinen Leben allenfalls nicht schaden, wenn auch die reine, bestimmte Ausrede, selbst im Zimmer, einen weit gefälligeren Eindruck macht. Die Bezeichnung des Ausdrucks durch körperliche Bewegungen, geräth von selbst im Zimmer geringhaltiger. — Was hier deutlich, hinreichend ist und sogar in seiner ganzen Weise den Reiz der Bescheidenheit an sich tragen kann, wird, wenn es eben so und nicht anders als Darstellung auf der Bühne gebraucht erscheint — undeutlich, unzulänglich, verwickelt und kleinlich.

Im engen Raume der Zimmerwände, noch mehr beengt durch das Hausgeräth, geht der Darsteller die wenigen nöthigen Schritte mit Sicherheit.

Der ungewohnte weite Raum auf der Bühne — schneidet ihn ganz und gar ab von allem, was im Zimmer ihm Stützpunkt scheinen konnte. Um diese feindliche Breite auszufüllen, wird er versucht, sie zu bekämpfen — er beginnt daher, sie rüstig zu durchschreiten.

Dieses Hin- und Hergehen ohne Zweck und Gedanken, setzt ihn zuerst in merkliche Verlegenheit, da es den ganzen Plan seiner Darstellung, wie er ihn empfunden hat und darlegen will, durchschneidet und nirgend hinreichen läßt.

Dazu kommt das Gefühl, daß der Zimmerton in diesem Raume nicht auslangen kann.

Es wird also ein lauterer, stärkerer Ton gewählt.

Der stärkere Ton, dem alles Maaß fehlt, der aus Verlegenheit in gleicher Lautheit alle Worte von sich stößt, ist nicht selten gar nicht der Ton der Vernehmlichkeit —

so wie ein feines Ohr bald merkt, wie viel ihm mangelt, um angenehm sein zu können.

Auf die Art kann es kommen, daß aus Unkunde, oder Mangel an Sicherheit in Ausfüllung des Raumes, ein widriger Zwiespalt von Rede, Bewegungen und Sprache des Gesichtes entsteht. Dieser kann so nachtheilig wirken, daß von dem richtigen Ueberblick, womit der Künstler seine Darstellung ergriffen hat, nicht nur nichts sichtbar wird, sondern daß man versucht wird, den für einen Stümper und ganz linken, unbedachtsamen Mann zu halten, der nur der Wirkung von Ueberraschung des Raumes eben aus dem zarten Gefühl von dem Zusammenhange, womit er sich das Ganze gedacht, und von dem Unzusammenhange, worin er verfallen ist, weichen mußte.

Die Einübungen unmittelbar auf der Bühne selbst, machen bald mit dem Raume, der leer und unbenutzt bleiben darf, mit dem, welcher mit Erfolg zu brauchen ist, bekannt.

Ohne in Ueberladung der Mienen zu fallen, giebt die Gewohnheit, bei einiger Beobachtung, die Bezeichnung an, welche der vom Bedürfniß verstärkte Sprachton natürlich erfordert. In der Nothwendigkeit, in dem großen Raume rein und bestimmt auszusprechen, kann man es sich gar nicht gestatten, Silben zu versenken, Wörter in einander zu verwickeln.

Vertraut mit dem großen Raume, empfindet man von selbst, welche Bewegungen dort gelten können. Man lernt bald, weder kleinlich, noch überladen zu sein, sondern grade das zu thun, was die Sache fordert.

Es würde schädlich sein, wenn bei diesen Uebungen auf der Bühne eine Vernachlässigung in der Weise, sie zu halten, gestattet werden sollte.

Es ist nicht gut, im Mantel oder auch nur im Ueberrocke solche Scenen auszuüben, wo das Kleid hingehört und der äußere Anstand, den dieses fordert. Es verwöhnt leicht, wenn die Scenen mit Damen, Eltern und überhaupt mit Solchen, denen unterscheidende feine und hohe Achtung in allen und jeden Verhältnissen zu beweisen ist, mit dem Hute auf dem Kopfe, oder gar mit dem Stocke in der Hand, gesagt werden. Es ist ein nachtheiliger Irrthum, wenn die Einübung von Rollen, bei den Wiederholungen der Proben, nur durch ungefähre Angabe der Abstufungen bezeichnet werden.

Die Sicherheit geht darüber verloren, wie die Wahrheit, und das, was das Talent, im Augenblicke seiner Aufregung, Neues und Eignes schaffen kann, kommt nicht zum Vorschein.

Der vollendete Künstler wird, nachdem er eine Rolle noch so oft gegeben, Schattirungen oder Lichtpunkte finden, die ihm zuvor entgangen waren. Wie viel mehr ist dem angehenden Künstler die Genauigkeit des Studiums nöthig!

Der Unterricht, in Betreff des Raumes, welchen die handelnden Personen auf der Bühne einzunehmen haben, kann nicht sorgfältig genug gegeben werden.

Der Halbzirkel, der gebildet werden muß, wenn eine Zahl von mehreren Personen auf der Bühne gegenwärtig ist, wird nur selten mit Sorgfalt und gefälliger Art beobachtet. Es geschieht leicht, daß die, welche an den äußern Enden desselben sich befinden, den Seitenlogen fast den Rücken zukehren, um gemächlicher zu den Mittelpersonen reden zu können; oder daß, statt den Halbzirkel zu bilden, eine gerade Linie aufgestellt ist, aus welcher

bald dieser, bald jener willkürlich hervorgeht, um seine Rede anzubringen, unbekümmert, wie die Nebenstehenden darunter leiden und die Sache selbst.

Man sollte daher auf diese geschickte Bildung des Halbzirkels um so mehr und unerläßlicher halten, da dieser das einzige und sichere Mittel darbietet, das Interesse einer jeden handelnden Person durchaus unverletzt zu erhalten.

Man kann diese Wahrheit nur alsdann verkennen, wenn man lediglich an sich denkt, das Interesse der übrigen gar nicht beachtet und also nichts für die Sache thun will.

Auf den Kenner, oder auch nur auf den aufmerksamen Beobachter, macht diese Ungeschicklichkeit, oder harte Unart, jedesmal die nachtheiligste Wirkung. Sie erregt Unwillen, da sie die Täuschung durchaus zerstört.

Derjenige, dem es um wirkliche Darstellung zu thun ist, der nicht bloß Phrasen und Worte nach einem hergebrachten Klange anbringen will, kann nicht in diesen Fehler verfallen, wenn er aufmerksam darauf gemacht worden ist.

Angehende Schauspieler nehmen ihre Stellen entweder ganz von der Mitte entfernt, nahe an der Kulisse, oder, wenn sie genöthigt sind, von da weg, nach der Mitte zu sich zu halten, rücken sie so nahe als möglich an die mithandelnde Person, welche sie, wenn es irgend thunlich ist, bei der Hand nehmen, oder, wo es nur sein kann, den Arm um sie schlagen und gar nicht verlassen.

Die Ursache davon ist keine andere, als die Verlegenheit, nicht allein auf sich beruhen zu können, während viele Augen auf sie gerichtet sind.

Es ist, als ob eine Kulisse, ein Tisch, eine Stuhllehne, eine Beschirmung, eine Stütze abgeben könnte, während die Nähe, oder gar die Berührung eines Mitspielers, eine lebendige Stütze und Ableiter aller Verlegenheit ist.

Von dieser Nothhülfe muß man sich, je eher, je lieber, zu entwöhnen suchen.

Es thut dem Auge nicht wohl, wenn in dem breiten Vorderraum der Bühne zwei Gestalten so nahe auf einander gedrängt sind, daß zwischen ihnen kaum ein halber Schuh breit freier Platz ist.

Wenn nun vollends, unter dem Vorwande, die Wahrheit des Vortrages zu befördern, beide Personen ganz Auge in Auge reden, so ist es eine Folge dieser aus Verlegenheit genommenen Stellung, daß das Auge, welches unwillkürlich meidet, auf den Zuschauer zu treffen, das Gesicht immer mehr und mehr einwärts kehrt. Der Zuschauer sieht kaum noch ihre Profile, der Ton verändert sich zunächst in den Kleidungen, verliert sich in den Kulissen und die Darstellung der Scene geht verloren.

Zwei handelnde Personen auf der Bühne, sollten in der Regel Sechs Schuhe von einander getrennt sein.

Wenn in den Momenten, wo es erforderlich ist, daß man nicht gerade vor sich hinaus rede, sondern daß man sich Seits zu dem Nebenstehenden hinwende, um mit ihm zu reden — die Linie, auf welcher der Ton von einem Jeden zu dem Andern hinüber gehen soll, so angenommen wird, daß sie nicht von dem Sprechenden in gerader Linie zu dem Andern hinüber, sondern schräg und so, daß etwa in einer Entfernung von zwei Schuhen, vor dem her, der angeredet wird, diese Linie ausgeht, daß sie aber keineswegs hinter ihm her auslaufe; so ist die Verständ-

lichkeit erreicht. Den Bewegungen, der Mimik, der Wirkung des Auges bleibt freies Feld, jeder Gestalt der Raum, worin sie sich frei und selbstständig bewegen kann.

Von alle dem kann nicht die Rede sein, wenn zwei Gestalten gleichsam unzertrennlich sind.

Das Befremden, das Erstaunen kann alsdann nur durch einen Schritt rückwärts ausgedrückt werden, der gewaltsam genommen wird, um mechanisch wieder auf der alten Stelle einzuwurzeln.

Wie kann aber Zuneigung, Vertrauen, Liebe — alles, was Menschen sich näher bringt, ausgedrückt werden, wenn die Gestalten ohnedies schon dicht neben einander gerückt sind? Nicht anders, als durch immerwährende Berührungen und so steigend freundliche Gebärden, daß sie in Grimasse ausarten.

Die Bewegungen der Augen, wenn zwei Personen sich so nahe stehen, können fast nur in scharfen Winkeln geschehen, werden hart und schielend, da sie aus der Ferne her sanfte und doch bedeutende Wirkung haben können.

Ist Jemand von der Wahrheit überzeugt worden, daß auf der Bühne er selbst und jeder neben ihm einen Wirkungsraum bedarf, der, gleich einem eigenthümlichen Gebiete, nicht ohne Verletzung der Wahrheit, des Rechtes und der Schönheit überschritten werden kann, so wird er darauf denken und alles anwenden, daß er seinen eignen Spielraum nicht vertändle und den der Andern in Ehren halte.

Dasselbe gilt von der Entfernung, worin, zur Beförderung der Täuschung, der Darsteller auf der Bühne, vom Zuschauer sich entfernt halten muß.

Ohne daß darüber gerade bestimmende Regeln aufzustellen sind, so wird der Künstler eine dunkle Empfindung davon haben, daß im Proscenium, zwischen den handelnden Personen und der Beleuchtung am Rande der Bühne, eine Linie anzunehmen ist, welche nicht überschritten werden darf.

Allenfalls läßt sie sich in folgender Weise näher angeben.

Die Linie, wo auf der Bühne die handelnden Personen sich befinden müssen, ist da, wo nichts den Zuschauer hindert — also auch nicht die Decke, welche den Souffleur verbirgt — die Figur des Künstlers, vom Kopfe an bis zu der Fußspitze, ganz sehen zu können.

Gehen die Gestalten über diese Linie heraus, vorwärts — so erscheinen sie theils nur als Kniestücke, theils brechen sich die Lichtstrahlen unvortheilhaft auf ihren Gesichtern.

Wenige Fälle können die Ausnahmen entschuldigen.

Vergißt sich aber Jemand so sehr, daß er für sich allein hervor und dicht an die Lampenreihe tritt — oder verläßt er gar die Reihe der übrigen, um irgend eine Stelle dem Publikum im Vertrauen zu sagen, so beweist er einen starken Egoismus und eine völlige Geringschätzung der mithandelnden Personen.

Der stillschweigende Vertrag, ohne welchen keine Täuschung denkbar ist, vermöge dessen der Schauspieler nicht zu wissen scheinen soll, daß Jemand da ist, der ihn sieht oder hört, ist mit einemmale ganz und gar aufgehoben. — Die Nebengestalten erscheinen mit einemmale wie gelähmt — und der, welcher die Linie widerrechtlich durchbrochen hat, verliert den unbeträchtlichen Gewinn,

welchen er durch Ueberraschung etwa mit glücklicher Impertinenz gemacht — durch die Unform, womit er gewöhnlich zurücktritt, um in die Stelle wieder einzurücken, wohin er gehört.

Ist nun Bestimmtheit des Vortrages, Sicherheit in der Behandlung des Raumes, Achtung für das, was dem Mitkünstler gebührt, erreicht, so ist Wahrheit in der Darstellung vorhanden, oder doch anzunehmen, daß sie erreicht werden könne.

Wahrheit in der Darstellung ist, wenn der Künstler Andern die Ueberzeugung zu geben weiß, daß er selbst überzeugt ist.

Wenn sein ganzes Wesen das lebendig und genau ausdrückt, wovon die Rede ist, nichts anders ausdrücken will und ein Genügen daran hat, daß er dieses so gut zu Stande bringt, als er Kraft und Verstand hat, ohne die Ueberzeugung, wovon er durchdrungen ist, durch Zierrath oder Possen vermehren zu wollen.

Allerdings giebt es eine rohe und zarte Wahrheit und eine gefällige Wahrheit.

Der Sterbende auf dem Gemälde von Lairesse, der die geschlängelten Eingeweide aus dem offnen blutenden Leibe mit krampfigter Faust herausreißt, ist tragisch und wahr.

Der Sterbende auf dem Gemälde eines andern Meisters, der dasselbe thut, aber die ungeheure That durch das verschobene Gewand nur etwas hervorblicken läßt, ist höchst tragisch und wahr, ohne gräßlich und fast ekelhaft zu sein.

Es kommt darauf an, wie weit der junge Künstler noch vom Ziele des Ausdruckes der Wahrheit überhaupt ent-

fernt ist, oder wie nahe er ihm gekommen ist, um die Zeit zu bestimmen, wo man über gefällige Wahrheit mit ihm sich unterhalten kann.

Die Bildung der Stimme ist dann allerdings das vorzüglichste.

Deutlichkeit und Bestimmtheit müssen ganz begründet sein, ehe von Annehmlichkeit der Stimme vorzüglich die Rede sein kann.

Starke Stimmen gefallen sich in der Gewalt, die von ihnen ausgeht. Sie werden dann leicht überstark und dadurch widrig.

Feine, dünne Stimmen glauben oft des Zarten und Zierlichen nicht genug thun zu können. Sie werden leicht tändelnd, singend und süßlich.

In den Mitteltönen liegt überhaupt die Gewalt der Ueberredung, der Reiz der Beredsamkeit.

Es ist leichter, einer starken Stimme Milderung zu geben, als einer dünnen Stimme Veredlung zu verschaffen.

Um das letztere zu erreichen, kommt viel auf den Bau des Mundes an.

Ein nicht großer, runder Mund, Lippen, die nicht schlaff, auch nicht zu dick sind und bei leichter Beweglichkeit der Muskeln, dennoch die gehörige Spannkraft haben, gewähren schon eine vortheilhafte Aussprache, erleichtern die Zartheit der Accentuation und befördern den Haushalt mit dem Athemmaaß.

Ein breit geschnittener Mund, schlaffe Lippen erschweren die Feinheit der Accentuation und den Haushalt des Athems, von dem unverhältnißmäßig viel auf einmal hinaus strömt.

Das erste Mittel, welches angewendet werden kann,

eine schwache und dünne Stimme zu verbessern, oder doch minder unangenehm auffallend zu machen, ist das Bestreben, durch geschicktes, unmerkliches Athemnehmen die Kraft, deren die Stimme fähig ist, so gleich zu vertheilen, daß der Hörer nicht von dem Anscheine einer Unzulänglichkeit gemartert wird, wo er schon das Vergnügen entbehren muß, welches die Stärke des Organs gewährt.

Es scheint, daß man, bei einer gesunden Lunge, durch Uebung es dahin bringen kann, den Athem lange in der Brust zu erhalten, mit Bemessung herauszugeben, und ohne sich zu erschöpfen, auf diese Weise der Rede anhaltende, dauernde Kraft zu geben. (97)

Schnelles, ungeregeltes Athemnehmen stößt die Rede von sich, erschöpft früh, wird hörbar, reizt die Feuchtigkeiten der Drüsen, und verräth Unzulänglichkeit, welche die Wirkung einer schwachen, dünnen Stimme unangenehm vermehrt.

Schwache Stimmen erreichen die Verständlichkeit nur durch Bestimmtheit der Aussprache. Diese, durch gehörige Oeffnung der Lippen, der Zähne und den Nachdruck, die Feinheit, womit die Zunge den Worten Bildung giebt.

Es würde ein arger Mißgriff sein, wenn man jemand, der eine schwache Stimme hat, gestatten oder rathen wollte, die Verständlichkeit durch Lautheit und Anstrengung erreichen zu wollen. Dies geht nicht an, verursacht bald eine rauhe Kehle, und trägt nicht weit, da alle Muskeln, deren freier, feiner Gebrauch die Deutlichkeit möglich machen kann, durch Anstrengung bald ihre Federkraft verlieren. (98)

Es ist aber eine Möglichkeit, durch vernehmlich gehaltene Aussprache der Vokale, durch Gesang, der Stimme nach und nach mehr Kraft zu geben. Es ist möglich,

durch anhaltende Uebung, einer schwachen Stimme, nach Verhältniß des Umfanges, dessen sie fähig ist, die Tiefe zu geben, welche sie, ohne diese Uebung, niemals erlangt haben würde.

Darauf kommt sehr vieles an, weil die tiefen Töne die Bewährung geben, während die hohen Töne in der Sprache nur selten von Wirkung sind.

Uebertriebenes Streben nach Tiefe kann nicht wirken und macht den Kontrast mit der übrigen, nicht starken Sprache nur um so widriger.

Noch ein Mittel, schwache Sprachorgane zu bilden, ist dem Verfasser bekannt geworden, und er nennt es, weil er es mit Erfolg hat brauchen sehen. Jemand, der weder Haltung noch Uebergang in seine Sprache bringen konnte, pflegte die rhetorischen Stellen seiner Rolle singend zu lernen und nachher mit Leben und Feuer, als empfundene Rezitative zu singen.

Die Phantasie traf Melodieen und gewann auf diesem Wege Harmonie und etwas, das der Stärke der Sprache nahe kam.

Es gehört Aufmerksamkeit, ein feines Gehör und große Sorgfalt dazu, daß dieses Bestreben niemals übergrenze.

Der breitgeschnittene Lippenbau ist äußerst unvortheilhaft. Doch lassen sich Mittel anwenden, auch dieses Uebel zu mildern.

Der schönste Mund soll nicht sorglos geöffnet werden, um so weniger darf ein großer Mund in seiner ganzen Breite geöffnet und zu der gewöhnlichen Rede, so geöffnet, gebraucht werden. Mit aufmerksamer Verwendung ist es sogar möglich, ohne mit Zwang die Lippen zu

spitzen, ihnen gleichwohl in der Aussprache eine Gattung runder Oeffnung zu geben, welche die Worte gefälliger über die Lippen sendet.

Wer sich gewöhnt, einen breiten Mund stets ganz und gar zu öffnen, wird, ohne es zu wissen, darin immer weiter gehen. Er wird in den Augenblicken, wo er mit besonderer Deutlichkeit, Kraft oder Leidenschaft zu reden hat, den Mund noch mehr als schon gewöhnlich öffnen, die Mundwinkel verzerren, und die Sprache, welche kräftiger werden sollte, wird an Energie verlieren und nur um so schneidender werden.

Das Aeußere gewinnt dadurch etwas Mühseliges, was allen Eindruck entkräftet, dem Gefälligen ganz widerstrebt, und den Zuschauer, der niemals Vergnügen an entkräftender Anstrengung hat, der kräftige Dinge mit Leichtigkeit gegeben sehen will, mit Unbehagen erfüllt.

Das Komische besonders wird durch die Lautheit einer schwachen Stimme leicht entstellt. Wenn die Konversation des geselligen Lebens — der leichte Scherz, ohne Wohlklang mit harter Deutlichkeit so vorgetragen wird, daß es scheint, es fielen kleine Hämmer unablässig auf ein schallendes Holz, oder die Töne würden mehr gebellt, als gesprochen, wenn das innige, fröhliche Lachen mit Geräusch, wie sprudelnd hervorstürzt — so ist es um alle Annehmlichkeit gethan.

Weit eher würde der Hörer auf etliche Reden Verzicht leisten, wenn ein heiterer Sinn, in fröhlichem Rhythmus, ein lustiges, fröhliches Wesen ihm vorgaukelte, dessen Worte er zwar nicht vernehmen könnte, aber wovon die gellenden Töne ihm nicht widrig im Ohre anschlügen.

Starke Stimmen gerathen manchmal in den Fehler

einer unangenehmen Deutlichkeit. Sie nehmen den Mund zu voll und verlieren die Annehmlichkeit, da ihnen Verflößung der Töne mangelt. Sie ergötzen sich an der schmetternden Fülle, womit sie die Worte wie aus der Trompete von sich stoßen.

Wenn diese Erfordernisse mehrentheils erreicht, die angegebenen Mängel glücklich vermieden sind, bemerkt man, daß der angehende Künstler, bei den Wiederholungen seiner Rollen, Aenderungen macht, Fehler, die er begangen, selbst entdeckt und verbessert, daß er bei der Sicherheit, welche Talent, Fleiß und Streben nothwendig geben müssen, dennoch Augenblicke von Besorgniß, Zweifel und durchaus nicht den Glauben von Unfehlbarkeit hegt — sieht man ihn gerecht gegen Andere, belebt von dem Verdienst derer, welche in seinem Fache sich hervorthun; so ist es dann Zeit, ihn seinen Weg allein gehen zu lassen.

Was nun noch zu thun ist, muß er selbst finden. Die Erfahrung kann sich mit ihm berathen, sie kann ihm das Studium erleichtern, sie kann ihn aufmerksam auf Dinge machen, welche er übersehen hat; ihn über Dinge berichtigen, die ihm wohl anstehen oder nicht vortheilhaft lassen, aber sie kann ihn nicht dazu ausstatten, Wagestücke der Begeisterung zu unternehmen, das Idealische einer Darstellung zu treffen.

Ein überaus wohlthuendes Mittel zur Bildung ist es, wenn der angehende Künstler, wie der vollendete, eine Rolle an dem Abend selbst, wo er sie gegeben hat, noch einmal durchgeht, sie ganz wieder überliest.

Die Ausführung, von so manchen Nebenumständen gehemmt, bleibt stets weit hinter dem Studium zurück, womit die Rolle begonnen ward. Bei einer Durchlesung,

die gleich auf die Darstellung folgt, merkt man genau auf die Stellen, welche kraftlos, unzusammenhängend, unrichtig gegeben sind. Die Ursachen, welche daran Schuld gewesen, stehen vor uns, und mit dieser genauen Kenntniß der Mängel, die uns hinderlich gewesen sind, erwerben wir eine Sicherheit, sie künftig seltner zu begehen und endlich zu verlieren.

Es giebt Kunstbeflissene, von denen man, wie von Pflanzen und jungen Bäumen, sagen kann — sie sind sitzen geblieben. Diese thun etliche Schritte, von der Treibkraft einer gemeinen Eitelkeit auf einen gewissen Punkt gebracht. Sie verwildern schnell in Dunkel und Trägheit, bleiben, wohin sie im ersten Schuß gelangt sind, oder gehen wieder abwärts und schreien über Kabale, damit sie ihre Nichtigkeit sich nicht gestehen müssen.

Solche unächte Gewächse sind an der Unstätheit ihrer Arbeit, an dem Mangel der Beobachtung — und daran, daß sie nur Helden, Sentenzenkrämer, unglaublich ehrliche Männer vorstellen wollen, auch wo es nur irgend herbeizuführen ist — funkelnde Kleider verlangen — leicht zu erkennen.

Mit Leuten dieser Art ist alle Arbeit vergebens.

Man sollte ihnen lediglich dazu Anweisung geben, wie sie am schnellsten und auf erträglichste Weise taugliche Tagewerker werden können.

Angehenden Künstlern werden die Knappen, Ritter und Bauernburschen-Rollen mehrentheils früh verderblich. Indem sie in den breiten, grade hinaus fahrenden, oder drolligen Reden, den Wohlmuth ihrer Jahre sorglos daher plaudern können, gewinnen ihre Bewegungen ein zwangloses, auch wohl kräftiges Wesen. Sie überraschen da=

mit Andere und sich selbst. Die Zuhörer sind erfreut, ein frisches Leben aufgehen zu sehen, und lohnen in ihrer Zufriedenheit gewöhnlich mit freigebigem Beifalle, das Wagestück des kecken Hervorgehens.

Dies ist eine gefährliche Klippe, an welcher schon mancher junge Schauspieler gescheitert ist.

Der laute Beifall in den Rollen dieser Art ist so wohlfeil erworben, daß es scheint, man dürfe nur fortfahren, sich sorglos, immer ungebundener, derber und lauter herum zu tummeln, um in Werth und Meinung, mit jedem Abende, schnell und hoch zu steigen.

Hier ist es Pflicht des Führers, Rollen dieser Gattung so wenig als möglich nahe auf einander folgen zu lassen, sonst ist es leicht um den Werth als Künstler für immer gethan.

Die jungen Ritter, Knappen und Bauernburschen gleichen sich mehr oder minder nur gar zu sehr. Sie veranlassen eine Einseitigkeit der Haltung, eine Vernachlässigung der Sprache, der Bewegungen, und verleiten, aus mißverstandener Darstellung von Kraft, zu einer Derbheit, die endlich in Plumpheit und Roheit ausartet.

In den Jünglingsjahren gefällt der freie Gebrauch üppiger Kräfte, besonders wenn die Wagestücke noch mit Spuren von Scheue und inwohnender Achtung für Anständigkeit begonnen werden.

Allmählich tritt Sicherheit und Ueberzeugung an deren Stelle. Der Ausdruck wird rauh, die Bewegungen werden schneidend, die Sprache wird platter, endlich aufdringlich und plump. — Hatte der Jüngling überrascht und angezogen, fand man seine Sorglosigkeiten angenehm,

so verletzen die Mängel, welche der Mann sich zu Schulden kommen läßt, und weisen ab.

Es ist daher nothwendig, jene Rollen mit einander auf sorgsame Art zu vermischen.

Es ist erforderlich, ruhige, kalte, sogar trockne Rollen zwischen jene zu stellen, welche auf einem Nebenwege den Beifall der Mehrheit zu wohlfeil erworben haben.

Es ist nicht genug zu wünschen, daß alles, auch die Kleidung und jede Form der feineren äußeren Bildung, welche daher veranlaßt werden kann, gegen die Verwöhnungen anstreben möge, welche die schlotterndern Stiefeln, die klappernden Sporen und das Hängen und Dehnen in der Jacke, nur zu leicht herrschend werden lassen.

Wenn es thunlich ist, sollten junge Künstler vielmehr in der ganzen Kleidung des Mannes aus der großen Welt zu thun haben, als in dem Anzuge, der den Gegensatz davon ausmacht.

Jetzt, wo überhaupt für die Männer und zwar im Schnitte des halben Anzuges, nur drei Hauptfarben, schwarz, braun und blau, so wie für die Frauenzimmer beinahe nur die weiße Farbe, im Leben wie auf der Bühne, geltend ist, wird eben dadurch der Unterscheidung und dem Anstande nicht Erleichterung gegeben.

Väter, Kammerdiener, Liebhaber, Bedienten, Damen, Zofen, alle gehen auf der Bühne mehrentheils in Einer Farbe, und es geschieht nur zu oft, daß sie sich auf eine und dieselbe Weise benehmen.

Es giebt Vorstellungen, wo alle Männer in schwarzer Farbe, alle Frauenzimmer in weißer Farbe untereinander verkehren, so, daß wenn nicht nothdürftiger Weise zum Schlusse der Handlung etliche Gerichtsfrohnen in der her-

kömmlichen Kriminal=Livree erschienen, das Ganze der Versammlung in einem Leichenhause ähnlich sehen würde.

Wer angehende Schauspieler nur einigermaßen genau beachtet, kann es wissen, wie sehr diese Sitte und der Mangel an aller äußern Unterscheidung, auf die Vernachlässigung ihrer Haltung und ihres ganzen Betragens Einfluß hat.

Es sollte wohl unmöglich scheinen, daß das Wesen des Knappen, oder des Bauers, in den gehörigen Anzug eines Mannes von Welt herüber gebracht werden könnte; es wird aber leider doch ab und an möglich gemacht, den Anstand, welcher der Jacke ziemt, im Frack — der ohnedies jetzt etwas der Jacke gleicht, geltend zu machen.

Die Vermeidung dieses Uebelstandes mag unter andern die Ursache sein, weshalb die Französischen Schauspieler die förmlichere Bekleidungsweise der frühern Zeit, wenn gleich nach dem Schnitte unserer Tage, wo es irgend thunlich sein konnte, beibehalten haben, und es ist zu wünschen, daß die Deutschen Bühnen die Nothwendigkeit davon mehr und mehr berücksichtigen mögen.

Das Streben der angehenden Schauspieler ist gewöhnlich auf die Rollen gerichtet, welche, weil sie leicht beliebt machen, dankbare Rollen genannt werden.

Es hält schwer, ihnen die Ueberzeugung zu geben, daß jede Rolle, welche ganz und gar erfüllt wird, auch dankbar genannt werden kann.

Wer in den Rollen, welche weder glänzend noch anziehend sind, die Ruhe und Aufmerksamkeit der Versammlung zu erregen weiß, hat einen beträchtlichen Gewinn gemacht, und wird es weiter bringen, als die, welche nur

auf den augenblicklichen hörbaren Beifall ausgehen. Die letzteren opfern die Sache, ihre Mitspieler und nicht selten die Wahrheit, um nur für jeden Preis die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Es ist nicht genug zu wünschen, daß die Stimme des Publikums, die öffentlichen Beurtheilungen und die Verwaltungen der Bühnen sich vereinen möchten, dem stillen Verdienste der Künstler, besonders der angehenden Schauspieler, Ermunterung und Lohn zu gewähren.

Es darf kaum bemerkt werden, daß unter der Benennung: „dem stillen Verdienste" nicht die Ruhe zu verstehen ist, welche leicht mit Schläfrigkeit verwechselt werden kann.

Deutliches Hersagen, ohne Theilnahme an dem, was vorgeht, gewissenhaftes Auswendiglernen, ohne bestimmte Angabe des Seelenzustandes, ist kein Verdienst, was der besondern Erwähnung werth ist.

Es ist hier die Rede von der ruhigen Wärme, die alles mit Sinn und Zweck thut, und ohne sich irgend wo vorzudrängen, noch ohne sich zu verschieben, oder zu verstecken, überall das Leben erhält, fortsetzt und verbreitet, indem sie zwanglos das Thun der Nebenpersonen empfängt oder vorbereitet und klar darthut, daß sie da nicht wirken will, wo sie nichts zu wirken hat.

Schauspieler, welche in diesem Sinne die Kunst üben, sind überaus wohlthuende Erscheinungen. Leider sind sie sehr selten!

Es giebt denkende Künstler, welche die Wahrheit und Treue der Darstellung so sehr achten, daß sie darüber nach und nach in einen Eigensinn gerathen, welcher sie zu Märtirern der Wahrheit macht, weil sie anfänglich die Grenzen ihres Thuns zu enge gezogen haben.

Sie wirken wenig oder nicht, und sind sich gleichwohl des Fleißes und der redlichen Verwendung bewußt. Sie genießen der Achtung ihrer Mitbrüder, einer Gattung Anerkennung des Publikums, aber nicht des erfreulichen Lohnes, den ihre leichter gesinnten Mitspieler vorwegnehmen und mehrentheils nicht, oder doch nicht so vollgültig verdienen, als sie.

Auf Beispiele solcher Art berufen sich die gar zu gern, welche alles dahin drängen, einen lauten Genuß des Augenblicks zu erlangen; es koste, was es wolle.

Der Mißverstand, worin beide Theile sich befinden, die sehr achtbaren, obschon viel zu strengen Grundsätze, wovon jene ausgehen, welche den Schmerz leiden, nicht gehörig erkannt, oder gar verkannt zu sein, machen eine Erklärung darüber nothwendig.

Diese Schauspieler — um die Gattung einigermaßen zu bezeichnen, könnte man sie „die ruhigen Schauspieler" benennen — werden leicht in den Verdacht genommen, kalte Schauspieler zu sein, den sie in der That nicht verdienen.

Sie empfinden die Wahrheit, und das, was erforderlich ist, Wahrheit darzustellen, so lebhaft, als andere, welche mit mehr Glück neben ihnen stehen. Sie empfinden sie hie und da noch mehr, sie kennen jede Einzelnheit, welche nöthig ist, die Wahrheit eines Karakters ganz und treu in volles Licht zu setzen.

Mit Erreichung dieser Einzelheiten für die Darstellung, sind sie so gewissenhaft, aber auch so peinlich beschäftigt, sie wägen das Wann und Wieviel so ängstlich ab, daß über aller Umständlichkeit, diese Einzelnheiten zu ordnen und sie geschickt zu verbinden, der geltende Augenblick vorüber und für sie verloren geht.

Durch manche Hindernisse, die, unvorhergesehen, der Augenblick in den Weg wirft, einmal aus der Bemessung gebracht, welche sie lebhaft genug vorher entworfen hatten, kann ihre strenge Ansicht nicht mehr dem leichten — oft zu leichtem Gewebe der Uebrigen anpassen. Aus allen Zirkeln herausgedrängt, aller lebendigen Laune beraubt, fühlen sie dann sich außer Stande, noch etwas mehr zu thun, als mit Vernunft und Ruhe weiter zu sprechen, wo sie mit Sinn und Empfindung handelnd hatten erscheinen wollen.

Es geschieht auch wohl, daß Kummer, und zuletzt aus Zweifel an sich und dem Glück — üble Laune sie hindert, aus der Stelle zu kommen — sie vertrocknen endlich in sich selbst.

Die Kenntniß und zugleich die Aengstlichkeit in Beachtung der Einzelnheiten ist es, welche macht, daß das Gefühl für Wahrheit, welches sie erheben sollte, in's Große zu malen, sie niederdrückt und kleinmüthig macht.

Der Muth, das Bedeutende zu thun, geht verloren, sobald dergleichen, etlichemale mit Unsicherheit gethan, unvollständige oder gar keine Wirkung hervorgebracht hat. Alles, was nur irgend aus dem gewöhnlichen Geleise geht, es sei eine rasche Bewegung, das Ausströmen einer Laune, einer Empfindung, ja endlich nur eine etwas starke Betonung, oder ein schneller und fester Schritt — alle diese Dinge dünken zuletzt dergleichen Schauspielern Wagestücke. Sie sehen von Andern, neben sich, Dinge vollbringen, die sie eben so gut, vielleicht besser, mindestens zusammenhängender hätten ausführen können — sie erstaunen über die Kühnheit, setzen sehr richtig auseinander, was dabei an Zartheit der Uebergänge verfehlt ist, und

— da sie sich dergleichen Mängel nicht verzeihen würden: so entsagen sie allen Versuchen, das Kräftige zu wagen, leisten nur das Gewöhnliche und selbst dieses nach und nach immer geringhaltiger, lediglich, damit sie sich nicht den Vorwurf der Uebergrenzung zu machen haben.

Es ist unglaublich, wohin dieser kranke Zustand endlich führen kann. Kommt vollends der Hang zur Bequemlichkeit, ein einseitiges Hausleben dazu, so kann es geschehen, daß Schauspieler von wahrem Verdienst, etwas in das männliche Alter vorgerückt, wenn man sie in dem Zeitraume von Sechs oder Acht Jahren nicht gesehen hat, wie abgeblaßte Gemälde, fast nicht mehr zu erkennen sind.

Das Schlimmste dabei ist, daß sie, um sich nicht zu gestehen, sie seien geringhaltiger geworden, sich überreden, sie seien dem höchsten Punkte der Wahrheit näher gekommen, da sie allen unächten Schimmer verwerfen und der höchsten Einfachheit jeden augenblicklichen Genuß willig geopfert hätten.

Mitleidig betrachten sie alle Kunstgefährten, die eine andere Bahn gehen, als Irrende, die im falschen Glauben dahin wandeln.

Es ist nicht zu unternehmen, ihr vergebliches Märtirerthum bekämpfen zu wollen, um sie in einen lebendigen und frohsinnigen Kunstverkehr zurück zu bringen.

Sie sind stolz auf das, was sie ihre Entsagung benennen, und gefallen sich auf ihrem öden Pfade.

Man kann nicht sagen, daß es dieser Kranken eine Menge gäbe, aber manche, welche für unbedeutend gelten, sind es ihren Anlagen nach keinesweges, sondern sind nur auf diesem Wege dahin heruntergekommen, für unbedeutend angesehen und erklärt zu werden.

Junge Leute, die, bei starkem innerm Gefühle, Hang zu Schwermuth und Verschlossenheit haben, können leicht auf diesen Abweg gerathen, und es ist daher nothwendig, auf einen Fehler aufmerksam zu machen, der nur anfangs zu heilen sein kann.

Ist er einmal eingewurzelt, so ist es um so schwerer, etwas dagegen zu thun, da die feinste Selbstliebe, seiner Natur nach, ihn beschönigt.

Diesem Fehler gegenüber steht ein anderer: der Hang für das Glänzende in der Darstellung, für das immer Flimmernde und Rauschende.

Diese Eigenschaft ist viel weniger und geringer, als die Neigung, stets in der Darstellung etwas Prächtiges zu haben.

Man könnte es den Hang zum Falsch=Glänzenden, zum Unächten, und die Schauspieler, welche stets damit um und angethan sein wollen, „die unruhigen Schauspieler" benennen.

Sie machen die Verzweiflung des gebildeten Zuschauers aus, gefallen aber gewöhnlich der Menge ausnehmend wohl.

Sie bemühen sich, das erste und letzte Wort zu haben; sie machen viel Aufhebens mit Gehen, Kommen, Fußscharren, Augenwinken, Achselzucken, Hindeuten, Herüber, Hinübergehen, Ohrenflüstern — sie begütigen, beschwichtigen alle und alle Menschen, mit Armen und Händen, mit einem gespitzten, vorgestreckten Munde, der immer zu rufen scheint — Pst — Pst — Pst! —

Sie thun dies von Einem zum Andern — auch gegen solche der spielenden Personen, die, vermöge ihrer Rollen, weder Zorn, noch Empfindlichkeit zu äußern haben, son=

dern ruhig und still ausharren, auch gar nicht wissen, wie in aller Welt sie zu diesen fortwährenden Anmahnungen, Anzapfungen und Zureden kommen.

Ja, die eben, weil sie dies nicht wissen, nicht begreifen, wie sie sich dazu geberden sollen, und indem sie endlich eine Fassung zur Erwiederung aufbieten wollen, sich entweder schon wieder von dem verlassen sehen, der sie eben aufgeboten hatte, oder in einem Wiederanlauf auf eine Art behandelt finden, der sie vollends aus der Haltung ihrer Rolle gar nichts entgegen zu setzen haben.

Diese Beklagenswerthen dienen solchen Unruhigen zum Spielwerke und haben bei den sinnlosen Bewegungen, wozu sie gezwungen werden, das Ansehen von den ausgestopften Gestalten, die im Spiele der Luft gegen die Vögel in die Felder aufgepflanzt werden.

Es ist unglaublich, wie so ein unruhiger Gast den Andern das Spiel erschweret, indem er gegen Vernunft und Sinn, überall bewogen und beweglich, stets hülfreich und doch bemühend, stets herrschend und doch dienend sein will.

Erhebt er seine Stimme, so gilt es ihm gleich, ob sie im Mitlaut der übrigen ist, wenn sie nur vor Andern vernommen wird. Seine Stelle ist da, wo er am mehrsten von Allen geschieden, allein gesehen wird; sei das nun hinten an der Wand, oder dergestalt zwischen den Lampen der vorderen Beleuchtung, daß man fürchten muß, die Flamme könne seine Kleider ergreifen. Er ist allein da, und Alle sind nur um seinetwillen da.

So widersinnig nun auch dieses ist, und so sehr man glauben sollte, es müsse durchaus mißfallen, weil das sittliche und sinnliche Gefühl zugleich davon auf unangenehme

Weise ergriffen wird: so giebt es doch eine Mehrheit, welche dergleichen in Schutz nimmt und hoch hält.

Einmal, weil die Mehrheit starke Portionen und derbe Rüttelung vertragen kann, ehe sie durchaus aufgeregt sich befindet; dann wird auch dergleichen Arbeiten und Ab- und Zerarbeiten, für Darlegung einer ausbündigen Kraft gehalten.

Wer liebt aber nicht die Kraft und ehrt die Gewalt?

Dieser scheinbare Kraftverkehr ist leicht, mindestens viel leichter, als das Zusammenhalten der gedrängten Kraft, die nur da, wo der Geist gebietet, auflodern und in Flammen ausbrechen darf.

Bei einem jungen Manne gehört daher ächte Kunstliebe und Entsagung dazu, wenn er den Weg wählt, der mühsam ist und nicht so schnell, noch so rauschend lohnt. Er muß unbedingten Glauben an seinen Führer haben, der ihm sagt, daß der mühsame Weg der sichere Weg ist, auf welchem er noch kräftig einhergehen kann, wenn jene Zufälligkeiten geschwunden sind, welche den dramatischen Seiltänzer eine Zeitlang für den Mann der Menge gelten ließen.

Die Erfahrung lehrt es, daß diese Dinge mit den spätern Mannesjahren schwinden. Die Beweglichkeit, früher von Gelenkheit unterstützt, wird späterhin gewöhnlich nur noch erzwungen nachgeahmt. Die Stimme, welche nicht aus der Seele aufsteigt, ist meistentheils angestrengt und hohl; der Schritt ist kalte Manier, Gesicht und Bewegung sind angespannt und gedankenlos, und der leere Kunstgenosse ist zu betrachten wie nach einem Feuerwerke das ausgebrannte Rad, dem der Meister noch einen Stoß

giebt, daß es lichtlos und lahm sich etlichemale noch um die Spindel dreht.

Kann man es von angehenden Schauspielern erreichen, daß sie nicht mehr thun und thun wollen, als eben das, wovon die Rede ist, so werden beide Fehler vermieden, der, daß sie zurück bleiben, und der, daß sie sich vordrängen.

Eine eben so genaue Aufmerksamkeit muß verwendet werden, daß sie, so wohl in Betreff des Ausdrucks für besondere Verhältnisse und Empfindungen, so wie überhaupt, nicht in eine Manier verfallen.

Dies begegnet am meisten denen, welche ein gutes Organ haben und sanfte Stellen mit lieblichem Tone geben zu können, die vorzügliche Eigenschaft besitzen.

Sie bemerken bald, daß sie dadurch Eindruck machen, und wollen diesen bei allen möglichen Veranlassungen machen.

Anfangs verfahren sie dabei noch mit Rücksicht und in eigenthümlicher Zartheit. Nach und nach werden die Zuhörer an diese Eigenschaft gewöhnt, der Eindruck, der früherhin erregt ward, wird schwächer, und Stellen, die sonst laut bemerkt worden waren, gehen ruhig vorüber.

Der Schauspieler will die Anerkennung des Vorzuges, dessen er sich für einen besondern Ausdruck bewußt ist, nicht verlieren. Er glaubt, den Ausdruck erhöhen, vermehren zu müssen — und es entgeht ihm, daß er ihn eben dadurch selbst zerstört. Der milde, runde Ton wird verstärkt, gedehnt, die Rede wird singend gesprochen, und er hat eine anziehende Gabe der Natur in kalte Manier verwandelt.

Die Wirkung ist dahin, und um sie wieder zu er-

reichen, wird die Manier immer mehr und mehr verkünstelt, immer mehr und nachtheiliger entfernt der Künstler sich vom Ziele.

Es giebt Schauspieler von Einsicht und Gefühl, von so reizbarem Gefühl, daß ihre Thränen wirklich fließen, wenn sie rührende Sachen auf der Bühne zu reden haben; gleichwohl sind sie so in Manier verloren und versunken, daß ihr Ton fortwährend unwahr bleibt, indem ihre Thränen die Wangen herablaufen.

Dahin kann der Mißbrauch von Tönen führen, deren sanfte Anschwellung und wallende Bewegung das Publikum vormals entzückt hat, und die, weil man des Guten nicht genug haben konnte, in zitternde, lang gedehnte, seelenlose Verschleppung ausgeartet sind.

Wollten sie ernstlich diesem großen Uebel abhelfen, so sollten sie sich gewöhnen, rührende Stellen eine Zeitlang ganz ruhig auszusprechen, um nur nach und nach, sehr selten, und sogar noch weniger als von Anfang, den Ton wieder zu gebrauchen, der ihnen eigen ist und Antheil gewonnen hatte.

Gewöhnlich aber hält es sehr schwer, es ist sogar beinahe unmöglich, Schauspielern, welche in diesen Fehler verfallen sind, die Ueberzeugung zu geben, daß sie im Unrecht sind. Man würde sich bemühen müssen, die Art, worin sie fehlen, ihnen vorzuspielen, sie selbst, und wie sie allmählich von dem Vorzuge, den sie besaßen, in den Nachtheil gerathen sind — nachzumachen, um sie ganz zur Kenntniß des Schadens zu bringen, den sie sich zugefügt haben.

Dieses Mittel, welches die Selbstliebe so sehr verletzt, ist zwar sicher, aber die mehrsten würden es zu stark finden.

Dem Schauspieler ist damit geholfen, aber der Freund geht manchmal darüber verloren.

In den frühern Jahrgängen ist etwas über die kalten Thränenmelodien gesagt, was mit hieher gehört.

Die verbrauchte Benennung: zärtliche Alte, so wie das Wort: Liebhaber, Liebhaberin, zärtliche Mutter — scheinen manchmal das Signal zu einem Thränentone zu sein, wobei weder etwas empfunden, noch gedacht wird.

Die zärtlichste Bekümmerniß der Aeltern kann ohne beständiges Jammern damit fühlbarer gemacht werden, und der Schmerz der unglücklichen Liebe kann stark ausgesprochen werden, da ihn ein herkömmliches Winseln nur entkräftet.

Dasselbe gilt für die genaue Beobachtung angehender Schauspieler im Lustspiele.

Die charakteristische Eigenthümlichkeit einer Person soll hervor gehen, aber nicht heraus springen. Der Scherz, die Satire soll bestimmt zu Tage kommen und nicht mit der übrigen Rede wie eine bloße Erzählung verschliffen und so gut als verwischt werden. Aber gute Einfälle und Satiren sollen nicht, wie auf einem Teller, besonders angerichtet, dem Parterre, mit dem Betteln um ein Gelächter, dargereicht werden.

Eben so gut könnte ein hölzerner Mann im Kostüm der Rolle da stehen, dem, wie dem Wegweiser auf einer Haide, ein Zettul aus dem Munde hervorragt, worauf der Scherz, der gute Einfall geschrieben steht, für welchen, ohne Zusammenhang mit dem Uebrigen, der Schauspieler seine baare Abfertigung für sich allein einfordert.

Alles, was hier ausführlich — und um verständlich zu sein, vielleicht zu ausführlich gesagt ist, das spricht

Shakespeare in der Anweisung, welche Hamlet dem Schauspieler giebt, so kurz und vollständig aus, daß nichts hinzuzusetzen ist.

Dieser Unterricht von einer Octavseite, sollte die andächtige Vorbereitung aller Schauspieler auf jeden Tag ausmachen.

Diese Scene im Hamlet ist so oft gelesen, erkannt und angehört worden, daß viele, statt sie zum ernsten Studium zu machen, nichts mehr dabei denken, als — „die Scene ist recht schön“ — „wir kennen sie“ — und darüber hinweg gehen — wie sie mehrmalen über Sachen, als über Buchstaben, wegzugehen pflegen.

Es sei vergönnt, die Worte des unsterblichen Dichters hier einzurücken und besondere Beherzigung dafür zu erbitten.

Hamlet von A. W. Schlegel, Seite 111:

„Seid so gut und haltet die Rede, wie ich sie „euch vorsagte, leicht von der Zunge weg.“

Was läßt sich nicht über die Weisung in diesen wenigen, gehaltvollen Worten sagen — „leicht von der Zunge weg?“ — Das heißt, nicht die Worte herausplappern, oder sie herausschleudern. Der Dichter verlangt gefällige Rede, eine Zunge, welche gelenk, fein und bestimmt aus gerundetem Munde die Rede ausgehen läßt. Es giebt eine Mühseligkeit der Rede, auch bei solchen, die von der Natur keinesweges gehindert sind, leicht zu reden, welche dem Hörer weh thut. Die, welche sie angenommen haben, glauben eine verdienstliche Künstlichkeit damit zu beweisen. Sei es nun, daß sie alles und viel zu stark betonen, daß sie überhaupt Gewicht dahin legen, wohin es nicht gehört und für Kleinigkeiten Aufmerksam-

keit erzwingen wollen, wodurch sie den Hörer irre führen, folglich ihn ermüden. Sie unterbrechen oft den Fluß der Rede und entsagen aller Annehmlichkeit.

„Aber wenn ihr den Mund so voll nehmt, wie
„viele unserer Schauspieler, so möchte ich meine
„Verse eben so gern von dem Ausrufer hören."

Wie oft sehen wir nicht, daß die Backen voll genommen werden, und dieser Stelzengang uns für Pathos ausgegeben werden soll! —

„Sägt auch nicht zu viel mit den Händen durch
„die Luft — sondern behandelt alles gelinde.
„Denn mitten in dem Strom, Sturm, und, wie
„ich sagen mag, Wirbelwind irrer Leidenschaft,
„müßt ihr euch eine Mäßigung zu eigen machen,
„die ihr Geschmeidigkeit giebt."

Behandelt alles gelinde! Dieser Inbegriff des Unterrichts, möchte er bei den Studien aller Schauspieler ihnen vorschweben! —

Das Ueberdeutliche, das Harte, das Gepreßte, das Geifernde — ist ja nicht das Kräftige. Das immerwährende Aufgebot der äußersten Gewalt wirkt wie Schwäche.

Behandelt alles gelinde! — heißt darum nicht, behandelt die Sachen matt, oder gar süß. Nein, werft euch in den Strom, die Stürme und Wirbel der Leidenschaften; aber in Strom, und Sturm, und Wirbel, bleibt Herr eures Beginnens. Gebt von jeder Gattung das Mildere, und wo es irgend thunlich ist, laßt noch eine Kraft übrig, die ihr verwenden könntet.

„O, es ärgert mich in der Seele, wenn solch ein
„handfester, haarbuschiger Geselle, eine Leidenschaft

„in Fetzen, in rechte Lumpen zerreißt, um den
„Gründlingen im Parterre in die Ohren zu don-
„nern, die meistens von nichts wissen, als verworre-
„nen stummen Pantomimen und Lärm. Ich möchte
„solch einen Kerl für sein Bramarbasiren prügeln
„lassen; es übertirannt den Tirannen. Ich bitte
„euch, vermeidet das."

Wären auch in den Parterren ab und an Gründlinge vorhanden — so thun die Schauspieler doch besser, sich das auszureden, und nur ernste Richter von Werth und Billigkeit dort vorauszusetzen. Auf diese Weise werden diese dem Lärm und dem Bramarbasiren sich nicht überlassen.

„Seid auch nicht allzu zahm, sondern laßt euer
„eignes Urtheil euren Meister sein."

Dies möchte man denen zurufen, die, weil sie die Uebergrenzung zu ängstlich besorgen, zu wenig thun. Es sind die, von welchen Anfangs, unter der Benennung: „ruhige Schauspieler" gesprochen ist. Sie kehren oft wenige Schritte vor dem Ziele um, sie langen nicht aus, weil sie nach und nach zahm, und endlich allzu zahm geworden sind.

Ihr eigenes Urtheil kann nicht mehr ihr Meister sein, weil Einseitigkeit und Zweifelangst ihnen alle Unbefangenheit genommen hat.

„Paßt die Geberde dem Wort, das Wort der
„Geberde an; wobei ihr sonderlich darauf achten
„müßt, niemals die Bescheidenheit der Natur zu
„überschreiten."

Wo die Geberden ohne alles Mitwissen des Mannes, für sich allein in die Länge und Breite gehen, die Worte

wieder einen andern Weg — wo Hände, Arme und Beine, ohne Geheiß des Blutes und der innern Gewalt, in willkürlichem Zeitmaaß, Gestalten in die Luft schreiben — da ist gar nichts zu sagen, und die Benennung „Künstler" gehört nicht einem solchen Arbeitsmanne.

„Denn alles, was so übertrieben wird, ist dem „Vorhaben des Schauspiels entgegen, dessen Zweck „sowohl anfangs als jetzt war und ist, der Natur „gleichsam den Spiegel vorzuhalten, der Tugend „ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild „und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den „Abdruck seiner Gestalt zu zeigen. Wird dies „nun übertrieben, oder zu schwach vorgestellt, so „kann es zwar den Unwissenden zum Lachen brin„gen, aber den Einsichtsvollen muß es verdrießen."

Es macht auch den Einsichtsvollen Verdruß genug — aber sie verhalten sich leidend, so gedeiht der Unfug.

„Und der Tadel von einem solchen muß in eurer „Schätzung ein ganzes Schauspielhaus voll von „andern überwiegen."

Wenn dieser Tadel ruhig ausgesprochen wird, verfehlt er selten den Zweck der Besserung. Wenn aber harte Fehler aus einer Art Lehrrechtsbegriffe über Anciennité nicht zu nennen gewagt werden, so gilt der Mehrheit der Schauspieler, die Meinung der Mehrheit für untrüglich.

— „O, es giebt Schauspieler, die ich habe spielen „sehen und von Andern preisen hören, und das „höchlich, die, gelinde zu sprechen, weder den Ton, „noch den Gang von Christen, Heiden oder Men„schen hatten, und so stolzirten und blöckten, daß „ich glaubte, irgend ein Handlanger der Natur

„hätte Menschen gemacht, und sie wären ihm nicht „gerathen; so abscheulich ahmten sie die Mensch= „heit nach."

Hier wird der Leser den Erinnerungen überlassen, die ihm zugehen. — Der Schauspieler erwiedert dem Prinzen: er hoffe, sie haben das bei sich so ziemlich ab= gestellt.

Darauf Hamlet:

„O, stellt es ganz und gar ab! Und die bei euch „die Narren spielen, laßt sie nicht mehr sagen, „als in ihrer Rolle steht; denn es giebt ihrer, die „selbst lachen, um einen Haufen alberner Zuschauer „zum Lachen zu bringen, wenn auch zu derselben „Zeit irgend ein nothwendiger Punkt des Stückes „zu erwägen ist. Das ist schändlich und beweiset „einen jämmerlichen Ehrgeiz an dem Narren, der „es thut."

„Die bei euch den Narren spielen!" — Es hat also schon zu Hamlets Zeiten für eine Bedienstung gegolten, der Narr des Parterre zu sein.

Vielleicht sind sie das mit guter Laune, leichter Rede und gutem Gedächtniß gewesen, wenn schon sie zur Un= zeit einen Haufen alberner Zuschauer zum Lachen gebracht haben.

Der Narr des Parterre zu sein — ist nicht eben er= freulich; aber danach streben, auch der Narr des Parterre zu heißen, wenn man es mit Fug nicht sein kann — ist wohl ein seltsamer Ehrendünkel.

Gleichwohl ist zu besorgen, man habe sich diese Repu= tation nach Hamlets Leben noch mehr und sogar auf viel unfeinere Weise als vordem, gar sehr angelegen sein lassen.

Es giebt schwerfällige Narren, ohne Laune und Gedächtniß, die mit Verzerrung und Grinsen ihren Titel erkämpfen und erhalten, sich nicht scheuen, auf jede Art darum zu suppliciren.

Entweder sind die Narren dieser Gattung damals noch nicht vorhanden gewesen, oder der Dichter hat es für unwerth gehalten, ihrer zu erwähnen.

Manchmal scheint es freilich, als wäre es fast nicht möglich, die Zuhörer zum Lächeln zu vermögen. Die wohlgemuthete Laune, der feine Scherz, erregen keine wohlthuende Bewegung. Nur das laute, entscheidende Gelächter wird verlangt.

Da muß denn freilich stark gewürzt werden, ehe der Appetit erregt ist, und das ist allerdings nicht zum Besten für die Erhaltung des ächt Komischen in der Darstellung.

Hoffen wir, daß Directionen, denen es um die Kunst zu thun ist, Beurtheiler, die ohne Groll und Vorliebe den Darsteller und den Zuschauer leiten, uns wieder dem Punkte näher bringen, von dem wir uns auf der Bühne und vor der Bühne zu weit entfernt haben!

Treue Haltung der Charactere will die Kunst, richtige Auffassung der Einzelnheiten, welche das Ganze runden und in gefällige Uebergabe eines kühn geschaffenen Ideals, die vollständige Wahrheit lebendig hervorgehen lassen, welche einzig und allein ein vollkommenes Vergnügen gewähren kann.

In einigen Beurtheilungen und Belobungen komischer Darstellungen, ist als Stempel ihrer Vollgültigkeit die Bemerkung gebraucht — „sie waren keck Possenhaft.“

Das soll, wie der Verfasser dieses Aufsatzes glaubt,

so viel heißen, als: ächt komisch, etwa nach denen eben davon angegebenen Erfordernissen.

Es ist aber zu besorgen, daß die, welche nicht mehr sind und sein wollen, als Possenreißer, in jener, und ähnlichen Benennungen eine Aufforderung, einen Freibrief, eine Bestätigung empfangen zu haben glauben, welche zu abenteuerlichen Wagestücken in der Posse und zuletzt in eine Verwilderung führen könnten, wobei der Verlust dessen zu besorgen ist, was bis daher für guten Geschmack gegolten hat.

Daher ist hie und da zwischen denen, welche eine ruhig lebendige Vorstellung sich angelegen sein lassen, und zwischen denen, die unabläßig kleine Feuerschwärmer auswerfen und herumtanzen lassen, ein Mißton in der Darstellung entstanden, dessen Wirkung sich bereits sehr nachtheilig gezeigt hat.

Es sei also die lebhafte Sorge derer, welche angehende Schauspieler leiten, ihr lebhaftes Ehrgefühl aufzufordern, daß sie die Schleichwege verschmähen, wodurch Aufsehen erregt wird, ohne Gewinn von Achtung.

Wenn sie vollkommner einsehen gelernt haben, daß allein auf tiefer und fester Begründung ein Bau zu errichten ist, welcher Zufällen, Protectionen, den Launen der Zeit und den Stürmen, selbst in dem Gebiete der Künste, entgegen zu stehen vermag: so werden sie ruhig alles von sich weisen und an sich vorüber rauschen lassen, was nur Marktschreier begierig erhaschen, um einen Flitterprunk zu treiben, der ein lustiges Leben giebt — so lange es dauert. —

Allerdings ist das erste Erforderniß, daß die Worte des Dichters gehört werden.

Ist man in der mittleren Periode der besseren Zeit des deutschen Schauspiels, aus Mißverstand von dem, was Konversationston genannt wurde, so viel zu weit gegangen, daß ganze Wortfügungen verschliffen wurden; so ist zu besorgen, man geht jetzt wiederum in den Forderungen zu weit, die man in solchem Grade an die Deutlichkeit macht, daß diese aus Uebertreibung durchaus kalt wird, und zuletzt widerwärtig.

Es ist angenehm, den Versbau genau beachten, dem Reiz der Stimmen folgen zu können. Es würde ein Fehler werden, wenn dies durch den Vortrag des Schauspielers gehindert werden sollte; aber der Dichter hat hoffentlich nicht bloß Verse niedergeschrieben, es ist doch auch ein Mensch mit Eigenthümlichkeiten, Leidenschaften und jenen Aeußerlichkeiten aufgestellt worden, welche das Zeitalter, das Volk, der Stand, zu welchem er gehört, nothwendig machen.

Bei einer lediglich deutlichen Hersagung der Worte kann von allem diesen nichts, oder doch nur sehr wenig zum Vorschein kommen.

Mögen nun auch Einige, welche den Schauspieler so zur Nebensache machen, daß sie mit verschlossenen Augen nur hören wollen, daran sich völlig genügen lassen; so entbehren die Uebrigen zu viel, die nicht allein ein kritisches Ohr mitbringen, sondern auch den Menschen sehen wollen, wie er lebt und leibt.

Der Dichter verliert zu viel, wenn bloß die klar und bedächtig ausgesprochenen Worte, die alte Staatsaction auf eine andere Weise wieder bringen.

Es ist kaum glaublich, und ist doch wahr, daß bei einer Darstellung, welche mit Sinn und Leben gegeben

ward, Jemand, der im Trauerspiel nur die Verständigkeit und immer nur die Verständigkeit verlangte, mit Schmerzgefühl ausrief: „Was will der Schauspieler? Mein Gott! er spricht ja leidenschaftlich!" — Nach dem Erachten Mehrerer sollte er das auch.

Es ist nicht die Rede davon, daß jeder, aus dem gewöhnlichen Geleise heraus gehende Ausdruck mit Gluth und Wuth dargestellt werden sollte.

Jenes Rauschgoldflimmern, jenes zischende und knatternde Schwärmerfeuer, das überall im Wege umher poltert, entsteht, man weiß nicht weshalb, und aufhört, man weiß nicht warum — kann nicht gemeint, noch empfohlen werden sollen.

Es ist das ruhige, immer dauernde, sich bewußte, milde Leben, was dem ganzen Gemälde den Ton geben und erhalten muß. Die Verständlichkeit geht eben aus diesem Leben hervor; das aber, was so gemißbraucht — die Verständigkeit genannt wird, wo Silbe auf Silbe in gleichem Tone und Athemmaaße fällt, wo man den Sprecher nur bemüht sieht, daß er Sprecher bleibe und sich kaum gestattet, daß er auf einen Augenblick Redner werde, aber ängstlich vermeidet, daß er je in Schritt, Tritt und wahrhaftiger Geberde den Menschen aufstelle, von dem die Frage ist — diese kalte Manier kann nicht zulangen, denn sie schließt die Wahrheit und das Leben aus.

Es dürfte also wohl eigentlich die Rede davon sein: wie ist es zu vereinen, daß der Character, den der Dichter darstellt oder aufschmückt, mit edler Wahrheit und Feuer gegeben werde, ohne daß der Schönheit der Rede, dem Versbaue und dem Reiz der Reime Gewalt geschehe?

Gewalt geschiehet diesen Vorzügen durch Vernachlässigung der Aussprache.

Verschleifung der Endworte, Ueberstürzung der Rede, um etwa einen prächtig lautenden Rhythmus hervorzubringen, welcher nur in's Ohr fällt, ohne zugleich durch faßliche Uebergabe der Gedanken den Verstand zu befriedigen, ist für Vernachlässigung zu erklären.

Den hohen Grad des Feuers mit großer Faßlichkeit zu vereinen, ist allerdings sehr schwer; allein die, welche die Kunst ehren, ringen gern nach dem höchsten Preise.

Ein nicht geringer Mißverstand ist, unter andern, auch daher erregt worden, daß in den neuesten Zeiten, in den Augenblicken der höchsten Erschütterung, von den Dichtern die Anmerkung: — „Unisono zu sprechen" oder: „ohne Betonung zu reden" — beigefügt ist.

Diese Bemerkung ist in der Natur der Sache manchmal begründet; nur pflegt es ein vorübergehender Augenblick zu sein, wo der innere Aufruhr die äußern Werkzeuge mit Lähmung belegt.

Wenn aber Monologe von mehreren Perioden, von ganzen Seiten sogar, mit jener Anweisung: „Unisono zu sprechen" belegt sind — so ist es in der That nicht zu fordern, daß dies ausgeführt würde.

Ein Meister würde sich nicht gut aus dem Handel ziehen, geschweige einer, der auf diese Stufe nicht Anspruch zu machen hat.

Es ist nicht zu verwundern, wenn in Fällen solcher Art die unruhige Bewegung, die im Parterre entsteht, das auferlegte Unisono unterbricht.

Wenn es nun aber dahin kommt, daß, namentlich bei dem Verstrauerspiel, weniger von Handlung oder

Characterausführung die Rede ist, als vielmehr von Aufstellung neuer Systeme oder Meinungen, welche, in sehr langen Reden ausgesprochen, durch eine lose verbundene Scenenfolge, sich nur in anders gesetzten Reden und oft gewechseltem Metrum völlig ausspinnen und wiederholen — so ist es in der That sehr schwer, dem Schauspieler Rath zu geben, wie er dabei sich verhalten soll! —

Schwerlich werden die Werke solcher Gattung, welche verdienstliche einzelne poetische Stellen sie auch enthalten, den Antheil des großen Publikums erhalten.

Der Dichter wird die Ursache der kalten Aufnahme im Darsteller suchen, eben wenn er Darsteller zu sein, sich bemühet hat.

Das Publikum wird noch mehr gekaltet sein, wenn der Schauspieler nur Redner hat sein wollen.

Der Dichter will keine Darstellung haben, und verlangt gleichwohl mehr, als Redekunst.

Er verlangt eine Gattung ätherischer Innigkeit des Vortrages, die bis zur Verklärung steigen soll.

Dieser Zustand, höchstens für Augenblicke erreichbar, wie ist er durch ein ganzes Stück, bei sehr langen Reden, oft wiederholt, zu gewinnen und zu halten?

Wir besitzen nicht die prächtige Diction der Französischen tragischen Schauspieler, und wenn wir sie uns zu eigen machen wollten, so würde das Deutsche Parterre schwerlich darauf eingehen wollen, weil diese Art des Pomps in Behandlung ernster Dinge, nicht im Deutschen Character liegt.

Wenn aber die Französische Bühne diesen prächtigen, in seiner Art hinreißenden Vortrag übt; so geschieht es bei Stücken von fortschreitender deutlicher und leidenschaftlicher Handlung und Characteren.

Wo aber die Handlung minder fortrückt, die Meinungen, Systeme, und manche, eigentlich unbestimmt ausgesprochene, nur angedeutete höhere Gefühle vielmehr das einzig fortrückende Leben der Vorstellung ausmachen, ist eine Annäherung an eine prächtige Diction an sich nicht wohl möglich. Vorzüglich aber deshalb nicht, da Meinungsverschiedenheit in philosophischem und Glaubensbetracht, einen ruhigen, überzeugten und überzeugenden, hie und da nur einen erhebenden Vortrag gestatten.

Der Gegensatz von diesem könnte Prahlerei scheinen und würde so dem Geiste entgegen arbeiten, in welchem die Werke dieser Art — achtungswerth für den Leser, von geringerer Wirkung für die Darstellung auf der Bühne — geschrieben sind.

Es ist aber mehrentheils ganz vergeblich, wenn man, vor oder nach der Vorstellung der Stücke solcher Art — von der Unwirksamkeit dieses so genannten bloß verständigen Vortrages, wie er irrig genannt wird, etwas sagt.

Niemand kann dem Strome des Zeitgeistes sich entgegen stemmen; bemühen wir uns denn, daß wir nicht von dem Sturm, gegen unsern Willen, auf eine Bahn geschleudert werden, die wir mißbilligen.

Sind wir vordem durch Schauspiele, die aus Streben, häuslich zu sein, beinahe kleinlich wurden, in der Art und Weise der Darstellung theils zu geringhaltig geworden; so laßt uns nun, da eine namhafte Zahl dramatischer Dichter so hoch gehen, daß sie darüber fast der Mehrheit unverständlich werden, und da das Heer ihrer Nachahmer, um noch höher sich zu versteigen, beinahe platt wird — laßt uns nicht, statt des Kothurns, auf Stelzen einher schreiten.

Wahrheit, Werth und Leben der Darstellung sind stark und kräftig. Nichts wird dadurch entstellt, und das mehrste steht damit im rechten Lichte. Wir werden nicht in Manier verfallen, wenn wir uns dabei zu erhalten wissen, und, wie auch die Zeiten wechseln, wir werden in diesem Gebiet ohne Nachtheil mit fortgehen können.

Es giebt einen tragischen Humor, der an das Abentheuerliche streift, und es in Ton, Geberde und Blick bezeichnet — es giebt eine glückliche Kühnheit, die für Augenblicke manches wagen darf, was aus der Fahrstraße des Herkömmlichen weicht.

Aber es darf nur für Augenblicke sein — es muß verschwunden sein, indem es empfunden ist.

Wer darauf ausgeht, oft abentheuerlich zu erscheinen, kann sich bald zur tragischen Karrikatur verlieren. Nichts aber verfehlt die Wirkung so leicht, als tragische Karrikatur.

Der äußere Mensch schneidet dann allerlei Geberden und Posituren, denen man es bald abmerkt, daß der innere Mensch nichts davon weiß. Da wäre es denn allerdings besser, man ließe die Gliedmaßen in schicklicher Ruhe und redete die hohe Sache — oder die es sein soll — verständig zu dem Parterre hinab.

Vor etwa funfzehn Jahren, als die häufigen Dramen viel Gelegenheit gaben, gerührt zu sein und zu rühren, ward diese Eigenschaft nur zu sehr übertrieben.

Wir haben seitdem mehr und mehr das Bedürfniß empfunden, nach Character zu streben, fest zu stehen, auf uns selbst zu beruhen. Indem wir nur von allen Seiten nach diesem Punkte streben, ist Jemand, der darauf ausgeht, gerührt zu sein und zu rühren — uns

eine nicht willkommene Erscheinung. Er ist uns bald im Wege, es sei im Leben oder auf der Bühne.

Wir verlangen etwas, woran wir uns halten können.

Eine beträchtliche Anzahl von Schauspielern, die ihre Stärke beinahe ausschließlich in der Weichheit und Weichlichkeit hatten — sind daher, indem sie ausser diesem Kreise sich nicht zu bewegen wissen, auf einmal unthätig und gleichsam unbrauchbar geworden.

Sie versuchen es, die verlangte Verständigkeit zu ergreifen — und werden kalt und trocken. Sie wollen das Kurze — Mannhafte, Kernfeste, das aus der alten Biederzeit uns aufgestellt wird, darstellen — und sie erstaunen, daß sie, gegen Absicht und Willen, Grobiane werden.

Das sind die Fehler und Folgen der Manier, welcher sie sich einseitig hingegeben haben.

Deshalb darf man erinnern, daß Niemand sich verleiten lasse, gegenwärtig, wo eine Gattung mehr Reflexion, System und Vernünftelei enthält, als vordem — sich bloß der Art und Weise des Sprechens hin zu geben, sondern, daß er die Worte mit dem Sinne und der Gemüthsbewegung ausstatte, welche sie hervorbringt oder hervorbringen sollte.

Wenn hierin nicht Aufmerksamkeit verwendet wird, so ist zu besorgen, daß wir in Predigtton, in Kälte oder in ein verdrüßliches Wesen verfallen, welches nach geraumer Zeit von großem Nachtheil für die Kunst sein könnte.

Die, welche sich dem Theater widmen wollen, wenn von ihnen verlangt wird, daß sie zur Prüfung etwas sagen möchten, wobei ihnen die Auswahl gelassen wird, wählen zu diesem Zweck selten eine Scene, woraus man

ihre Menschenkenntniß, oder ihren Humor, oder die Fähigkeit, sich schnell aus einer Gemüthsstimmung in die andere zu versetzen, bemessen könnte.

Gewöhnlich leisten sie einen sehr langen Monolog, den sie mit aller Bedächtigkeit, Auswahl des Steigens und Fallens der Töne und in vollkommen ruhiger Fassung, vom Anbeginn bis zum Ende hersagen.

Da sie hierin sich gefallen und es für das Höchste erachten, sind sie verwundert, wenn man eine Scene verlangt, die doch, ihrer Meinung nach, nur ein Gespräch ist, und also etwas sehr Gewöhnliches.

Was sie von einem poetischen Gemüthe gehört haben, dünkt ihnen in einem langen Monologe sehr vornehm zu Tage gelegt.

Alles übrige Erforderniß scheint ihnen so gemeiner Art zu sein, daß sie es kaum beachten zu müssen glauben.

Ein so unheilbringender Mißverstand kann nicht anders, als der Sache der Kunst schädlich werden, wenn er von Dauer sein sollte.

(Iffland, Theater-Almanach 1808, 1809, 1811, 1812.)

V.

Die Mannheimer Bühne betreffend.

Die Mannheimer Bühne, welcher Iffland lange angehört und auch das Wirksamste zu ihrem damaligen Flor beigetragen, hatte durch Ungunst der Verhältnisse, namentlich durch die Kriegszeiten, mannigfach gelitten. Die glänzenden Erfolge, welche Iffland in kurzer Zeit als Director der Berliner Bühne errungen, veranlaßten dort den Wunsch, seine Meinung über die Zustände der Bühne in Mannheim und seine Vorschläge für deren Verbesserung zu hören. Er unterzog sich der an ihn ergangenen Aufforderung und schrieb theils selbst, theils diktirte er den folgenden Aufsatz: „Die Mannheimer Bühne betreffend". Ausgelassen sind bei dem hier zum erstenmale erfolgenden Abdruck nur die Urtheile über einzelne Mitglieder der damaligen Mannheimer Bühne, welche gegenwärtig ohne alles Interesse sein würden. Der Herausgeber erhielt dies werthvolle Manuscript von demjenigen Beamten der Berliner Bühne, dem Iffland dasselbe theilweise dictirt und der es nachher mundirt und nach Mannheim zu senden hatte. Der bei weitem größere Theil des Manuscripts ist von Ifflands eigener Hand.

Bei aller Lokalkenntniß, die man von früherer Zeit her besitzt, ist es dennoch sehr schwer, über die Führung eines Theaters und deren Zweckmäßigkeit etwas Bestimmtes

zu sagen. Unbedeutende Dinge, wenn sie nicht gleich richtig aufgefaßt werden, können es veranlassen, daß ein sonst treffender Rath nicht anwendbar ist.

Dem Mannheimer Theater fehlt jener Lüstre, welcher allein das Anziehende ausmachen kann. In der besten Epoche, welche das Mannheimer Theater ehedem gehabt hat, bestand dessen vorzügliche Eigenthümlichkeit darin, daß dessen Mitglieder bei aller Genialität und Jugendkraft die Linie der Wahrheit treu zu halten bemühet waren und vieles der Richtigkeit aufzuopfern sich entschlossen hatten. Wahrheit und Richtigkeit geben oft den Anschein der Kälte, und in den allerbesten Zeiten der ehemaligen Mannheimer Bühne, haben besonders Fremde, welche an diesen Ton nicht gewöhnt waren, den Darstellungen derselben Kälte vorgeworfen. Dahingegen diejenigen, welche einmal an diese treue und ruhig warme Darstellungsweise gewohnt waren, sie mit keiner andern haben vertauschen wollen. Treue Darstellung der Wahrheit auf der Bühne, ist schon an sich nicht angenehm, wenn nicht eine durchaus belebende Wärme und eine angenehme, wenn gleich nicht zu weit getriebene Beachtung des Schönen ihr zur Seite geht. Es ist ein höchst achtungswerthes Verdienst, was der Freiherr von Dalberg sich um die dramatische Kunst erworben hat, daß seine möglichst öftere Gegenwart auf den Proben, wo sein Antheil die Sache in Werth hielt, und sein Anstand unter den Künstlern Achtsamkeit auf sich selbst einflößte, eine Bildung hervorgebracht hat, welche durch Bücher über die Schauspielkunst in der Art durchaus nicht hervorgebracht werden kann. Ist irgendwo Vernachlässigung eingetreten oder Irrthum, so erfolgten von ihm schriftliche Kritiken, welche die sorgfältigste

Beobachtung und die Liebe für die Sache bewiesen haben. Diese sind nicht etwa bloß an die Mittelklasse der Schauspieler gekommen, sondern ohne Unterschied an die ersten, wie an die letzten. Sie sollten nicht das Gepräge der Unfehlbarkeit haben, denn es war den Schauspielern erlaubt, darauf zu antworten.

Auf diesem Wege bildete sich, ohne Anspruch, eine akademische Behandlung der ganzen Sache, welche die Bildung der Schauspieler befördert hat, indem sie das Vergnügen des Publikums schuf.

Die unterrichtenden Papiere des damaligen Ausschusses, welche in so mancher Rücksicht von großer Bedeutung sind und in Vier Folio-Bänden bei dem dortigen Theater noch vorhanden sein müssen*), beweisen die Wahrheit des eben Gesagten. Man darf nur einen flüchtigen Blick darauf werfen, um sich zu überzeugen, daß die völlig amtliche Führung und fast collegialische Verfassung des ganzen damaligen Ausschusses, indem sie die Freiheit des Geistes nirgend beschränkte, die wechselseitigen Rechte aufrecht erhielt und dem Ganzen eine so ernste Bedeutung gab, woraus nothwendig etwas Außergewöhnliches erfolgen mußte. Dieses hat sich so tief eingeprägt, daß lange Jahre von Krieg und Sorgen, die die Zeitumstände hervorbringen mußten, die merkliche Spur davon nicht haben verlöschen können.

---

*) Sie sind es in der That noch jetzt und dem Herausgeber war gestattet, sie durchzusehen. Möge auch dieser Schatz für die Schauspielkunst und die Geschichte der Bühne einst gehoben werden! L. S.

Vor allen Dingen aber hat das heilsame Wirkung gethan, daß in der Regel keines der Mitglieder des Besitzes eines ausschließlichen Fachs sich anmaaßen konnte. Wo ein Talent sich Bahn brechen wollte, ward ihm Raum und Gelegenheit dazu gegeben. Niemand hatte Alleinbesitz.

Dieser Hauptgrundsatz, über dessen genaue Befolgung der Schauspieler Iffland bei Antritt seiner Regie sich gegen den Herrn Intendanten damals sehr bestimmt erklärt hat, konnte allein die Möglichkeit schaffen, daß diese Bühne, nach so manchem Todesfall und Abgang, ferner sich hat erhalten können.

Die Mannheimer Bühne hat zu keiner Zeit so beträchtliche Fonds besessen, daß sie ihren Mitgliedern sehr beträchtliche Auszeichnungen hätte gewähren können. Die Gleichheit der ökonomischen Verwaltung, welche allerdings dem mehr erwerbenden Theile mehr Vortheil bewilligte, als dem minder erwerbenden zugehen konnten, wußte sich jedoch dadurch in gleichem Schritt mit jenen Bühnen zu erhalten, welchen größere Fonds größeren Aufwand erlaubten, daß kein Theil eine unverhältnißmäßige hervorstechende Situation hatte.

Die Beharrlichkeit in dieser gleichen Vertheilung der Kräfte, unterstützt von kleinen Aufmerksamkeiten, welche dem Leben Annehmlichkeit und dem Ehrgefühl Auszeichnung gewähren, und die Gewißheit des Vorzugs der Landesherrlichen Gnade, welche dem besondern Verdienst Sorglosigkeit im Alter zusicherte — dies waren die Kräfte, welche der Mannheimer Bühne Zusammenhaltung, Ehre und Interesse des Einzelnen im Ganzen verschafft haben.

Die Natur der Dinge hat sich bei dieser Bühne nicht so verändert, daß es unmöglich wäre, diesen Weg fortzugehen.

Es ist dem Unterzeichneten der ehrenvolle Auftrag geworden, nach seinem besten Wissen und Ueberzeugung, über das, was zur Erhaltung der Mannheimer Bühne geschehen müsse, seine Meinung zu sagen.

Er legt dieselbe hiermit vor, so gut er es vermag.

Das Publikum von Mannheim hat allerdings nicht mehr die Bühne vor sich, die es ehedem gesehen hat. Es vermißt, was es verloren hat, ist in dieser Stimmung nicht gerecht gegen das, was es gegenwärtig noch besitzt, und kann dadurch eines Theils veranlaßt haben, daß die jetzigen Schauspieler, die sich kälter behandelt sehen, als ihre Vorgänger, in einem Mißgefühl handeln, welches die Kräfte beider Theile erschlaffen läßt.

Das Erste, was nun geschehen muß, diesen Zustand zu verbessern, besteht darin, daß die Mechanik des Theaters einen festen, durch nichts zu erschütternden Gang erhalte. Es giebt eine Gattung Subordination, deren auch eine Kunsteinrichtung sich nicht entziehen kann. Diese scheint bei dem Mannheimer Theater ganz und gar nicht mehr vorhanden zu sein. Die Stück-Proben, welche ehedem mit so viel Feinheit als Ernst gehalten worden sind, waren im September des abgewichenen Jahres ein abschreckendes Bild jeder denkbaren Unordnung. Die Wenigsten wußten ihre Rollen; alles lief hin und her; und die Vorstellung des Abends, ob sie gelänge oder nicht, war dem Zufall überlassen.

Der Unterzeichnete hat diesen Umstand der Intendanz

mündlich angezeigt, und auf dessen gefällige Befragung den Rath ertheilen zu müssen geglaubt, daß bei den Haupt-Proben neuer Stücke der Herr Intendant im Gesicht der Schauspieler während der ganzen Probe gegenwärtig sein müsse.

Bei dem Eifer des Herrn Intendanten ist anzunehmen, daß dieser Rath befolgt sei und gute Wirkung gehabt haben wird.

Es ist Niemand am Mannheimer Theater, der durch Alter und Gebrechlichkeit, Gedächtnißschwäche vorschützen könnte. Dieses Theater spielt die Woche nur dreimal; die Mitglieder haben also keine Entschuldigung, ihre Rollen nicht gelernt zu haben. Die Intendanz muß also diejenigen, welche nicht im geläufigen Besitz ihrer Rollen sind, bedeutend und immer bedeutender mit Geldabzügen bestrafen, bis der Zustand des fertig Auswendiglernens für die ganze Bühne ohne Ausnahme erreicht ist.

Das fertig Auswendiglernen bewirkt den lebhaften Gang der Stücke; dieser den Antheil des Publikums; der Antheil desselben, die Einnahme. Ein neues Stück, was nicht gut gelernt ist, sollte durchaus zum empfindlichen Kostennachtheil derer, welche nicht gelernt haben, so lange verschoben werden, bis es gut gelernt ist. Denn ein neues Stück, welches schlecht gelernt ist, befördert den Zustand der Lethargie, statt ihn zu heben.

Die nöthigsten Mitglieder, wenn sie dieser Ordnung sich widersetzen, sollten eher entlassen, als beibehalten werden.

Es ist von mancher Seite schwer thunlich, dem Regisseur, der zugleich mit Schauspieler ist, die Angabe der

trägen Gedächtnisse zuzumuthen. Die Gegenwart des Intendanten vermeidet alle Rücksprache, Kollisionen, Zänkereien, und ist allein gemacht, mit Ernst und Anstand zum Ziele zu führen.

Die Umstände mögen es veranlaßt haben, daß das Orchestre des Mannheimer Theaters in seinem Besoldungs-Etat vernachlässigt worden ist; und es ist bei dem Geschmack an Opern und deren für das Orchestre jetzt so schwierigen Ausführung, eine Handlung der ersten Billigkeit, daß die gegenwärtige Intendanz es verbessert hat. Ob dieses, wie man hie und da meint, zu sehr auf Kosten des Schauspiel-Etats geschehen sein sollte, weiß der Unterzeichnete nicht zu bemessen, würde aber, zu Schonung dieser Meinung, vor der Hand einen Stillstand in dieser Angelegenheit empfehlen.

Es ist fest anzunehmen, daß, wenn das Auswendiglernen der Stücke mit unablässigem Ernst betrieben wird, und wenn die Schauspieler, nicht verkehrt, wie es wohl zeither geschehen ist, sondern jeder an seiner rechten Stelle, wohin er gehört, gebraucht werden, das Mannheimer Theater binnen Kurzem auf das dortige Publikum einen ganz andern und bessern Eindruck machen werde. Dazu gehört denn aber auch wesentlich ein vermehrter Aufwand in der Garderobe, und zwar vorzüglich in der modernen Garderobe, welche sehr vernachlässigt ist.

Man kann fast annehmen, daß, wenn irgend eine Vorstellung, sie sei Schauspiel oder Oper, die baare Auslage von 2500 oder 3000 Gulden machen sollte, das Mannheimer Theater solche gar nicht geben müsse. Es scheint nämlich, als ob die Gelegenheit nicht da wäre,

eine so beträchliche Ausgabe durch die Tages-Einnahme je wieder zu gewinnen. Wendet man aber ein solches Kapital auf die Veredlung der bürgerlichen Garderobe, welche in Uniformen, Weste und Beinkleidern, Livréen, Fracks, Gillets, Kostümen für bürgerliche Alte, Frauenzimmerkleidungen, außer was diesen etwa eigen gehört, Kleidungen für bürgerliche Alte, Stühle, Tische, Requisiten, — als welche Gegenstände sämmtlich entweder unter aller Kritik, um 20 Jahre im Gebrauch zurück, ja fast zerlumpt sind — so erhöht sich das Vergnügen des Publikums am Ganzen merklicher, als dieses mit einer ungewissen Prachtvorstellung möglich sein kann. Will man aber für Mannheim, welches an Pracht und äußerliche Darstellung gewöhnt ist, etwas der Art jährlich thun, so muß die Auswahl der Vorstellungen der Art sein, daß nicht ein ganz fremdes, selten oder nie vorkommendes Kostüm, sondern ein solches gewählt werde, das zu mehreren Stücken brauchbar ist.

Mit den Decorationen dieser Bühne muß allerdings auch ein anderer Gesichtspunkt gewählt werden. Säle, Pracht-Zimmer und fremde Kostüme sind gut besorgt; allein die täglichen Zimmer, der einzige vorhandene Wald mit seinen schlechten Setzstücken ist von dem Publikum 26 Jahre lang gesehen worden. Diese Decorationen tragen nicht mehr die Spur der Farbe, und starren vom Unrath des Gebrauchs.

Es ist unvermeidlich, daß diese abgenutzten täglich vorkommenden Garderobe- und Decorations-Sachen auf das Publikum den schlechtesten Effect machen müssen.

Eine nicht reiche Stadt, welche noch die Anmahnun-

gen mancher Wunden fühlt, muß im Schauspielhause die Annehmlichkeit des bessern Lebens fühlen. Schmutz, Nachlässigkeit und auffallender Mangel geben das Bild wieder, dem auf etliche Stunden zu entrinnen, man hierher geht.

Die Wahrheit dieses Satzes ist so gewiß, als einzuräumen ist, daß sie auf den ersten Blick nicht so scheine. Das kräftig gegebene Trauerspiel in reiner Umgebung, erhöht über das bürgerliche Leben, durch den Schwung der Gefühle. Das rasch und feurig gegebene Lustspiel mit Wohlhabenheit dargestellt, macht uns zu Mitgenossen der Fröhlichen. — Kraftloses Trauerspiel zeugt Langeweile oder verächtliches Gelächter. Ein lahm vorgestelltes Lustspiel, mit ärmlicher Umgebung, zeugt Widerwillen, Langeweile — bei diesen Umständen ist wohl an keine Einnahme zu gedenken.

Eines an sich geringfügig scheinenden Umstandes muß hier noch Erwähnung geschehen. Der Theaterdiener, sowie der Theater-Meister haben unter voriger Regierung die sogenannte kleine Dikasterienlivrée bekommen. Das Ganze gewann dadurch an einer gewissen Schätzung. Dadurch, daß dieser Umstand gegenwärtig wegfällt, ist für den großen Haufen der Anschein einer Nichtanerkennnng gegeben. Dieser vermehrt sich dadurch, daß die Abgabe der Schreibmaterialien, welche sonst die Kurfürstliche Hofkammer der Intendanz zugehen ließ, gleichfalls zurückgenommen ist. Als Ausgabe-Ersparniß wird dieser Gegenstand hohen Orts muthmaßlich nicht betrachtet. Es ist also dringend zu wünschen, daß dem Theater, welchem ein Kurfürstliches Siegel verliehen worden ist, auch die

eben erwähnten, gering scheinenden Prärogative, da sie für die untern Volksklassen von so hoher Bedeutung sind, wieder zugewendet werden mögen.

In Betreff der Pensions-Verheißungen, sei die Bemerkung erlaubt, daß sie nur dem entschiedenen Verdienste, oder dem langjährigen, anhaltenden Fleiße und Eifer verwilligt werden möge.

Es ist nicht zu denken, daß irgend Jemand, der im Besitz dieser Kurfürstlichen Gnade sich befindet, sein Talent selbst so geringe achten werde, daß er das, was man eigentlich Vernachlässigung nennen kann, sich zu Schulden kommen lassen sollte. Wo dies aber dennoch der Fall wäre, fordert es die Vorsicht der Intendanz doppelt auf, durch ernste, feste Erinnerung in diesem Fall am wenigsten Nachsicht zu haben.

Sollte Einer, der lange Jahre auch ohne Pensionsdekret angestellten Mitglieder sich ganz in Vernachlässigung fallen lassen, so können lange Dienste die Nachsicht der öftern Erinnerungen bewirken; wo aber diese nicht sichtbar helfen, fordert die Pflicht der Selbsterhaltung, solche Mitglieder zu entlassen, sonst bringt am Ende das Mitleid Invaliden zur Verpflegung auf, die durch zu viel Nachsicht selbst unglücklich gemacht sind, indem sie geholfen haben, das Ganze zu verderben. Es ist eine unleugbare Wahrheit, daß jede Bühne, welche ein nicht zahlreiches Publikum Jahr aus, Jahr ein vor sich hat, nur durch einen raschen, kräftigen Fortgang des Ganzen, ihr Publikum interessiren kann. Sind die Besoldungen des Mannheimer Theaters geringer, als die der übrigen Bühnen, so tritt dagegen der Umstand ein, daß man in Mannheim

wohlfeiler lebt, als in den meisten andern Orten, und daß, vermöge der wenigen Schauspieltage, viel weniger geleistet wird, als anderwärts.

Anlangend die Vorschüsse, welche den Mitgliedern geleistet werden, so dürfte die anderwärts angenommene Maaßregel zu empfehlen sein, daß man, wo nicht Allerhöchsten Orts es geradezu anders befohlen wird, keine größere Summen als Vorschuß ertheilte, als solche, welche ohne namhafte Unbequemlichkeit des Empfängers, in einem Jahre abgezogen werden können. — Alle größern Summen scheinen über die Kräfte des Ganzen zu gehen.

Zur Beförderung der guten Einnahme dient auch das, wenn die wöchentlichen Repertoriums pünktlich gehalten werden. Besser wäre es, diese lieber nur auf eine Woche zu entwerfen, alsdann aber mit möglichster Festigkeit darauf zu halten.

Ueber die nöthige Abwechselung des Repertoirs wird weiter unten, wo vom Plane in der ganzen Vertheilung die Rede ist, ausführlicher geredet werden.

Die Vernachlässigung dieser Gegenstände hat bereits ehedem einen namhaften Schaden gethan.

Angenommen, daß die Mannheimer Bühne zu einer bestimmten Bemessenheit ihrer Kräfte genöthigt ist: so liegt der Direction derselben ob, den Plan ihrer Kunstthätigkeit, mit dem Blick auf das Publikum, den Kunstwirkungskreis, und die Oekonomie — auf ein halbes Jahr voraus zu entwerfen.

Berlin und Wien verwenden das mehrste auf das Theater. Was neu ist und von Bedeutung, erscheint an diesen beiden Orten zuerst.

Man darf also nur an diesen beiden Orten zuverlässige Correspondenten haben: so kann man genau wissen — nicht was gegeben ist, sondern was gegeben werden soll.

Man ist alsdann im frühen Besitz aller Nachrichten über Stücke, Opern, Uebersetzungen, Bearbeitungen — über deren Inhalt, muthmaßlichen Effect, Decorationen und Kostenerforderniß.

Wer einen halbjährigen Entwurf macht, kann den nöthigen Wechsel von Schauspielen verbürgen und in der Führung des Ganzen die Farbeneintönigkeit vermeiden.

Dem bürgerlichen Trauerspiel muß nicht dieselbe Gattung folgen, der Französischen Musik folge die Italienische, dem hohen Verstrauerspiele das feine Lustspiel, und die Posse reihe sich bald an das Sentimentale.

Ist ein halbes Jahr vorher der Plan entworfen; so ist man bis auf Kleinigkeiten der Ausgabe auf eben so lange Zeit vorher gewiß.

Denn die zwischenfallenden, vorher nicht bemessenen Ausgaben sind die bedenklichsten, und da sie ihrer Natur nach von einem Schritt zum andern führen, sind es diese, welche den Etat sprengen.

Man sage nicht, daß ein solcher Plan auf sechs Monate vorher nicht zu machen sei. Er ist zu machen. Und fände man sich behindert, das volle halbe Jahr zu erreichen: so seien es vier — drei Monate. Die Regie hat also entweder zwei, drei oder vier Kunst- und Dekonomiebalancen der Intendanz vorzulegen und sie wird durch Unterschrift ihre artistische und merkantilische Voraussicht und Verwendung zu belegen im Stande sein.

Will man aber erst aus Privatnotizen, Zeitungen oder Journalen vernehmen, was geschehen ist — wo man längst wissen müßte, was geschehen soll und was der Werth der Dinge ist, welche in Frage sind — so kommt man überall zu spät und wird vom Zufall und der Drängung des Augenblicks auf die erste beste Novität geworfen, unbedacht, was sie zur Stelle gelten kann oder nicht.

Machen Krankheiten in einem solchen Plane Veränderungen, so sind es gleichwohl selten Hauptveränderungen, oder man greift eine Nummer weiter. Der Mangel an artistischer Hauptcorrespondenz ist eine unerlaßliche Sünde und wird nach dem Vorausgesagten ein Kassenverstoß.

Berlin zahlt monatlich einen Dukaten nach Wien, für die Einsendung eines Monatsberichts.

Wenn eine Direction sich auf den Fuß setzt, Manuscripte weder mitzutheilen, noch Manuscripte anders anzunehmen, als aus der rechtmäßigen Hand: so wird sie das Vertrauen erhalten, daß man ihr Manuscripte zur Durchsicht ertheilt, um vorher die Räthlichkeit oder Nichträthlichkeit des Ankaufs nach bestehenden Local-Gründen zu bemessen.

Hat man aber unbefugte Mittheilung erlaubt oder angenommen: so hat man seiner Würde und dem Vertrauen damit entsagt.

Bei dem, auf mehrere Monate voraus entworfenen Plane, kann eine zweckmäßige Auswahl in Anordnung von Garderobe und Decoration, verglichen mit dem Vorhandenen, dem allgemeinen Bedürfniß und den Kräften des Etats, stattfinden.

Auf diesem Wege allein ist es möglich, zu wissen, ob man am Jahresschlusse ausreichen werde.

Wenn die Ausgabe mit sicherer Hand geführt wird, und die Einnahme nicht überspannt, sondern nach einem Durchschnitt aus den geringeren Einnahmsjahren erwartet wird, kann fast kein Nachtheil am Jahresschlusse stattfinden.

Wäre aber durch anhaltende Krankheiten, oder durch eine entschiedene Nichttheilnahme des Publikums, ein starker Jahresausfall, wovon die Intendanz erweisen kann, daß dieser

1) nicht aus vernachlässigten Darstellungen der Schauspieler;
2) nicht aus hazardirtem zu großem Aufwand auf eines oder zwei Stücke,
3) nicht aus zu sehr verspitterten, nicht unmittelbar nöthigen Ausgaben,
4) nicht aus Planlosigkeit der ganzen Führung,

gleichwohl doch entstanden ist: so ist anzunehmen, daß des Herrn Kurfürsten Durchlaucht

bei klarer Darthuung dieser Erfordernisse

Ihren gnädig aushelfenden Schutz alsdann nicht verweigern würden.

Hat der Unterzeichnete nicht unrecht verstanden: so wird die, vormals von der Kurfürstlichen Hofkammer übernommene Unterhaltung des Schauspielhauses, Redoutensaales und dessen Utensilien in Bau und Besserung, nunmehr von der Kurfürstlichen Theater-Intendanz gefordert.

Dieser bedeutende Aufwand sollte derselben allerdings nicht zur Last fallen, wenn anders dem so ist.

Zwar haben Ihro Kurfürstliche Durchlaucht, mehr

als Höchstihro Vorgänger für die Bühne zu bewilligen die Gnade gehabt. Allein die gegenwärtige Intendanz hat größere Lasten zu tragen, als die vorige:

1) die zugenommene Theurung:
2) die augenblickliche Abnahme der Bevölkerung in Mannheim;
3) die Nothwendigkeit angestrengter Ersparnisse, welche das jetzige Publikum von Mannheim, mehr als das ehemalige, nach so vielen Kriegslasten fühlt;
4) die Erhöhung der Schauspieler=Besoldungen, welche die Concurrenz mit anderen Bühnen erzwingt;
5) die kostbarere Gattung der Schauspiele und Opern, wie sie der herrschende Geschmack jetzt fordert;
6) die große Verbrauchung der Decorationen;
7) die fast gänzliche Abnutzung der Garderobe.

Bei diesen Erfordernissen ist das Auskommen eine große Schwierigkeit und offenbar steht unter den angegebenen Umständen die gegenwärtige Intendanz, noch nicht völlig so gut, als die vormalige.

Um so nothwendiger ist die planmäßige Führung und ernste, fast strenge Leitung der Details.

Die Verwaltung der Tages=Einnahme, wie der verstorbene Director Beck sie angeordnet hatte, ist ein Meisterwerk. Er hat sie mit dem Leben bezahlt und man sollte dies Opfer, dem Chicane, Selbstsucht und Nichtunterrichtung nebst unglücklichem Mißverstande entgegenstrebte, damit ehren, daß man alle — alle von ihm durch Erfahrung und Prüfung, für die Einnahme gestellten Grenzen und Verfügungen mit Strenge bestehen ließe und was zurückgenommen oder eingeschläfert ist, wieder einrichte.

Man darf — um des in die Augen springenden Vortheils jener Einrichtungen gewiß zu sein — die Tages-Einnahmen aus der brillantesten Zeit vor diesen Einrichtungen, mit jenen vergleichen, welche nach diesen Einrichtungen in der Kummerzeit eingegangen sind: so beweiset das Plus der letzteren Periode, gegen das Minus der ersten Periode, die umfassende Zweckmäßigkeit von des Director Beck's Veranstaltungen.

Es ist die Frage, ob nicht für die bessere Wirkung der Chöre in den Opern, welche jetzt von Tage zu Tage bedeutender, vielstimmiger und vielfacher werden, sowie für die Stücke, welche große Volksscenen enthalten, folgende Einrichtung thunlich wäre.

In allen Städten ist eine große Zahl junger Leute aus beiden Geschlechtern, welche zum Theater sich drängen wollen.

Selten lohnen sich die Versuche, die man einzeln vor einem großen Publikum mit diesen Leuten macht.

Man sollte eine Gattung Pflanzschule aus einer Mehrheit junger Leute errichten. Sie müßten Unterricht empfangen, die Chöre in den Opern zu singen, die Volksscenen großer Stücke zu geben.

Hie und da werden die besseren zu Hülfsrollen gebraucht, die besten allmählich angestellt, wenn sie Genie haben und die nicht angestellt werden können, brechen sich selbst Bahn zu auswärtigen Engagements, indem sie noch dankbar sind für die Gelegenheit zur ersten Bretterroutine, die sie bei einer großen Bühne empfangen könnten.

Die schlechtgegebenen Chöre der Mannheimer Oper

und so manche angestellte hoffnungslose Subjecte der unteren Klassen, bringen auf diesen Gedanken, welcher aus einer Mehrheit Wahl läßt und der, wenn er gelingen soll, freilich denen, welche unterrichten, etwas eintragen muß, dann aber auch weit führen kann.

Sollten die Chöre der Mannheimer Oper noch so schlecht sein, als sie ehedem waren, wo sechs unbeholfene Schulmeister und Prozessions-Beiläufer den ganzen Chor ausgemacht haben: so ist nicht abzusehen, wie eine der jetzt herrschenden Opern irgend ein Glück machen kann. Es wird also, um die mindere Ausgabe zu ersparen, die große Ausgabe vergeblich gemacht.

Der Unterzeichnete ist nicht im Besitz von dem Etat des Mannheimer Theaters. Er kennt dessen Details nur aus den Zeiten seiner Mitwirkung, er ist also behindert, eine nähere Auseinandersetzung zu geben, wie mit einiger Vermehrung der Ausgabe, eine solche pépiniére möglich zu machen sein könnte.

Die Möglichkeit steht indeß vor ihm deutlich da; so wie kein Zweifel ist, daß mit Ernst, regem Willen und Vortheil des Directors — (wenn auch mit mäßigem Vortheil) hierin etwas Bedeutendes geschehen könnte.

Allerdings würde es aber nöthig sein, den Leuten vorher zu sagen, daß außer den temporairen Bezahlungen bei Chören und Hülfsrollen, nur das entschiedene Genie auf Engagement Aussicht habe: so wie die Aeltern der jungen Leute eine feste Verbindung auf mindestens drei Monate für sie würden eingehen müssen. Von dieser Zeit könnte eintretenden Falles nur die Direction dispensiren.

Die Intendanz nähme von dieser Anstalt vorerst nur eine allgemeine Notiz und gäbe derselbe ihren Schutz, indem sie das Ganze, als eine zugelassene Einrichtung der Regie betrachtet.

Statt des versplitterten Gehalts für junge Leute, die nichts bedeuten, ist es rathsam, aus drei oder vier schlechten Engagements zwei gute, oder von entschiedener Brauchbarkeit zu machen.

Genaue, wohlunterhaltne sichre, discrete Correspondenz, kann überall solche Fälle sicher orientiren.

Discretion — ist eine Hauptbedingung, sonst erhält man freilich nur allgemeine Nachrichten, deren Besitz nicht mehr hilft, als Zeitungsnachrichten. Nicht mehr als grade nöthig sind, müssen von dem, was geschehen soll, unterrichtet sein. Das Geheimniß muß bis zur Pedanterie getrieben werden; sonst folgen unberufene Einmischungen und jede Maßregel ist schon entkräftet, indem sie genommen wird.

Das Publikum jeder Stadt hält das Schauspielwesen für ein Conversationsspiel, worin Jedermann Karte habe und also Jedermann mitspielen könne, man lasse es aus dem Spiele. Die Schauspieler müssen an wenigsten wissen, denn sie verrathen die Karten, und die Banque, die sonst überall der gewinnende Theil ist, bleibt in der Regel, bei diesem Spiel, der verlierende Theil.

Sollten im Sommer oder Winter bei excedirender Kälte und Hitze, zu Mannheim Vorstellungen ausgelassen worden sein: so ist dieses äußerst zu widerrathen.

Die Schauspieltage müssen wie die Kirchtage permanent bleiben. Nur eine Contagion kann das Haus

schließen machen. Die Intendanz muß niemals das stille Geständniß geben, daß sie an einem Erfolge zweifle. Das geschlossene Haus giebt aber ein solches Geständniß und mit ihm jede Abspannung.

Die Verfügung, daß selbst an dem Tage, wo die Mannheimer Rheinschanze aufgefordert ward, das Schauspiel nicht ausgesetzt werden durfte, bleibt ein Ehrendenkmal für den festen, ruhigen Blick des damaligen Intendanten Freiherrn v. Dalberg.

Ueberhaupt muß alle Verlegenheit, von welcher Natur und Beschaffenheit sie auch sein möge, dem Publikum auf das Sorgfältigste verborgen bleiben, sonst ist die Unbefangenheit aufgehoben, und mit dieser die erste Hauptbedingung, welche zwischen dem Publikum und der Bühne stillschweigend besteht. So unbedeutend diese und ähnliche Dinge scheinen, so wesentlich beruht darauf die Erhaltung des Ganzen. Ein verletzter kleiner Theil führt die Stockung durch das Ganze.

Zu viel Neuheit in der Folge der Vorstellungen, kann eben so schädlich für die Kasse werden, als zu wenig. Es scheint aber, als ob seit den letzten zwei Jahren die Mannheimer Bühne nicht thätig genug gewesen wäre. Da die Mitglieder dieser Bühne monatlich nur 12 bis 13 Vorstellungen zu geben haben, so kann die Intendanz im Laufe des Jahres mit Entschiedenheit zwölf neue ganze Vorstellungen, 4 bis 5 Nachspiele, 5 ganze Operetten und 3 bis 4 kleine Opern begehren. Da das Personal der Oper und des Schauspiels in den Hauptfächern fast ganz getrennt ist; da in zwölf neuen Stücken, 12 Schauspieler nicht alle auf einmal 12 Rollen bekommen, so ist

kein vernünftiger Grund zu denken, — da vollends diese 12 Schauspieler nicht in den 12 Vorstellungen, welche monatlich gegeben werden, spielen, sondern in der Regel monatlich nur 7 oder 8 mal auftreten, weshalb der angegebene Maaßstab der Thätigkeit nicht mit guter und gefälliger Art sollte erreicht werden können. Sollte er aber der Intendanz erschwert werden, so liegt es an ihr, den vernünftigen Willen ernst zu behaupten, und das mit Strenge zu erreichen, was Trägsinn und Widerwilligkeit verweigern wollten.

Von zwanzig neuen Vorstellungen, welche in einem Jahre zu liefern sind, werden etliche weniger, andere sehr gefallen. Etliche werden 4 bis 5mal mit Erfolg gegeben werden können; etliche vielleicht nur zweimal. Im Durchschnitt läßt sich aber doch behaupten, daß jede dieser neuen Vorstellungen dreimal gegeben werden könne. Das wären denn im Laufe des Jahres 60 Vorstellungen, welche den Reiz der Neuheit haben.

Da nun das Mannheimer Theater im Laufe des Jahres ohngefähr 150 Vorstellungen zu geben hat, so sind nur 90 Wiederholungen ganz alter Stücke, und es ist hiermit erwiesen, daß das Publikum und die Schauspieler selbst, durch Reiz der Abwechselung und der Neuheit gewinnen.

Es ist nicht die Rede davon, daß alle Stücke gleiches Interesse und Einnahme erregen werden. Im Gegentheil, das Mittelmäßige muß dem Fürtrefflichen folgen. Es würde nicht zweckmäßig sein, wenn man auf ein vortreffliches Stück gleich wieder ein ähnliches geben wollte. Daß aber das Mittelmäßige mit eben der Treue und Leben-

digkeit gegeben wird, wie das Fürtreffliche, daran ist alles gelegen.

Daß nun aber nicht alle Mitglieder in gleichem Maaße beschäftigt und angestrengt werden, wird eben dann erreicht, wenn Niemand ein Monopolium für ein gewisses Fach hat. Die Vertheilung der Proben in solcher Art, daß die, welche zufällig und durch die Anordnung, freie Tage in der Woche haben, nicht durch ohne Noth auf solche Tage angesetzte Proben daran gehindert werden, diese zu benutzen; daß überhaupt jede irgend mögliche Willigkeit bewiesen werde, den Naturgenuß und die Freuden des gesellschaftlichen Lebens auf möglichste Weise zu befördern, dies ist der schöne, aber auch zugleich schwere Theil der Regie. Wird er aber gehörig beachtet, so ist das Geschäftsleben den Schauspielern leicht gemacht, und nur der Starrsinn der Einfalt, oder die entschlossene Chikane, welche Beide keine Intendanz zu achten hat, können alsdann den Maaßstab der Thätigkeit hemmen wollen. Wird zwei Tage nach geschehener Vertheilung Leseprobe des Stücks gehalten, wird bald nach der Vertheilung einer Oper ganze Orchester-Probe gehalten, so ist Jedermann mit der Eigenthümlichkeit seiner Beschäftigung bekannt. Wird fest darauf gesehen, daß die kleinen Musikproben nicht dazu dienen, die Musik-Partieen bloß auswendig zu lernen, sondern daß sie wirklich Proben der zu großen Schwierigkeiten oder des bereits auswendig gelernten, sind; so ist für das Orchester geringere Probenzahl nöthig, und den Dirigenten ist die Mühe erleichtert. Die treibende Kraft muß aus der Regie kommen, und der Ernst und die Unwiderruflichkeit, womit feste Manns-

regeln befolgt werden, ist die belebende Macht, welche von der Intendanz kommen muß.

Der lebendige, feurige Gang des Ganzen, muß den Einzelnen fortreißen, das abgespannte Publikum in die Höhe stimmen, und es wird sich deutlich darthun, daß gerade der feurige Umtrieb der Geschäfte die Erleichterung im Geschäftsgange ausmacht. Denn es ist gewiß, daß nur der Erfolg mit Muth belebt; dahingegen ein träges Fortschleppen mit seltenem Erfolge die alltäglichsten Schritte und Entschließungen erschwert.

Will die Intendanz diesen Weg der Thätigkeit anordnen, so würde sie ihren Zweck ganz verfehlen, wenn sie durch harte oder sanfte Circulare ihren Plan, oder daß sie überhaupt einen neuen Plan habe, bekannt machen wollte. Ist dieselbe mit der Regie für einen angestrengtern Plan auf drei Monate einverstanden; so nehme sie ihre Maaßregeln in erdenklichst tiefer Stille, beweise dem Widerstande unüberwindliche Festigkeit und Ernst; wird es nöthig, zu Erreichung des Zwecks Entlassungen zu ertheilen, so lasse sie durch einen Dritten auf gute Weise vor diesem schweren Schritte gutmüthig warnen, und wird er dann dennoch nöthig, so übe sie ihn mit gänzlicher Sorglosigkeit in blitzesschneller Kürze! Schwerlich wird dieses Beispiel nöthig werden, wenn die Intendanz einen festen Gang geht.

Allein ein einziges, was gegeben ist, hilft auf eine Reihe von Jahren. Auf diese Weise behandelt, wird das, was geschehen muß, zu aller Erstaunen geschehen sein, ehe man daran dachte, viel darüber zu reden. Wird es aber vorher angekündigt, so betrachten es die Schauspieler

wie eine beeinträchtigende Revolution, und die Intendanz wird das Spielwerk unnützer Schwierigkeit.

Von gleicher Bedeutung ist es, daß Schauspieler und Publikum niemals unterrichtet seien, welche neue Stücke im Laufe der nächsten Monate gegeben werden sollen. Wenn es möglich ist, wäre es höchst zuträglich, daß Intendanz und Regie über Führung des Schauspielwesens und dessen Plan an keinem andern Orte, als nur im amtlichen Zusammentreten sich erklärten. Damit wird dem Mißverstande und dem üblen Willen vorgebeugt.

Wenn durch eine Reihe von Monaten, der rasche Gang der wohl auswendig gelernten Stücke erreicht sein wird: so wird das Gehalt und Marklose des Vortrages, was eine Folge des schlechten Lernens ist, welche aus Angst und um sich zu verbergen, alles leise angreifen läßt — von selbst verschwinden.

Alsdann wird muthmaßlich der schnellere Gang der Schauspiele, eine Gattung Ueberschnellung des Dialogs zur Folge haben. Diesem Fehler — der gleichwohl eine Schönheit gegen das Schläfrige des Vortrages genannt werden könne — ist leicht abzuhelfen. Die Mittel dazu jetzt aufzuzählen, würde diesen Aufsatz unnöthig verlängern.

Das Einzige sei noch zu sagen verstattet, daß, wenn eine Bühne, bei mehreren guten Mitgliedern, Mangel an hervorstehend genialischen Talenten hätte, der kräftige Vortrag diesen Mangel verbirgt und oft ersetzt, während der langsame, schwankende marklose Vortrag ihn heraushebt und sogar das Vorhandene wirklich Gute, in Schatten stellt.

Alles was über diese so oft bewährte Saite hier gesagt wird, ist eben so sehr Kassensache als Kunstsache, da Erstere ihren Bestand nur aus der zweiten erhält. Wer es anders betrachtet, würde den Bau mit Verzierungen anfangen wollen, wo das Fundament noch nicht vorhanden ist!

Der mögliche Einwurf, daß man keine genaue Correspondenz haben könne, ist ungegründet. Der Scheingrund, daß bei den besten Nachrichten, man mit den Stückwahlen irre gehen könne, da dem einen Publikum nicht behage, was das andere hingerissen habe, kömmt nicht in Betracht.

Es giebt — zwar selten — Schauspiele, welche auf alle Menschen in allen Ländern gleich wirken. Für diese thue man viel und thue es bald.

Es giebt Stücke, die nur durch den Aufwand großer Pracht in allen Theilen, oder durch die genialische Darstellung sehr entschiedener Künstler wirken. Ueber diese berathe man sich zuvor ausführlich.

Es giebt feine Stücke, die nicht überall gefallen, aber überall gefallen sollten. Diese gebe man in Ermangelung der Wirksameren, und mache ihre Darstellung zum Studium!

Man veredle die Vorstellung der Posse und verschmelze die Karikatur in charakteristische Darstellung.

Wenn heut ein Stück besonders gefallen hat: so meide man es, dasselbe gern gleich darauf wieder aufstellen zu wollen, wie der Landwirth nicht dieselbe Frucht das nächste Jahr in denselben Boden zu säen pflegt.

Das Publikum läßt sich nicht führen, sobald es merkt, daß es geführt werden soll.

Bei dem Kostenplan, den man auf mehrere Stücke, auf mehrere Zeit voraus entwirft, ist es nicht sicher, wenn man den Betrag der dazu nöthigen Ausgaben, mit einer runden Summe für jedes Stück annimmt. Es muß ein, in allen Rubriken ausgeführter Kostenanschlag stattfinden, welchen der Decorateur, der Schneider, der Tischler, der Schlosser u. s. w. in allen Branchen unterzeichnet haben. Darauf allein ist zu prüfen, zu moderiren, festzusetzen. So allein ist von dem Regisseur die Verantwortlichkeit genommen und der Intendanz ein sicherer Leitfaden gegeben, wie die Kasse am Ende des Jahres stehen werde.

Zu Berlin besteht diese Art der Behandlung durchaus, obschon die Direction daselbst eigentlich nur sich selbst vorher Rechenschaft zu geben hat.

Ist dieser Gang dann und wann unterbrochen worden, so ist es doch nur dann geschehen, wenn die Häufung der Ausführungen, oder das Zugleichspielen in Berlin und Potsdam, es zur physischen Unmöglichkeit gemacht haben, bei tagtäglichen Arbeiten und Vorstellungen, den festgesetzten Gang der Dinge ununterbrochen zu folgen.

So oft aber dieses hat geschehen, und der planmäßige, vorher bemessene Gang hat unterbrochen werden müssen; ist auch der sichtbare Schaden, der oft mehrere Tausend Thaler austrug, unläugbar gewesen!

Um so mehr und öfter wiederholt der Unterzeichnete, seinen desfalls gegebenen Rath, welchen zu Mannheim, in unwandelbare Ausführung zu bringen, nichts hindern kann.

Es ist noch zu bemerken, daß ein solcher, auf vier

Monate z. B. entworfene Plan in den kleinsten Details vorher festgesetzt werden muß.

Er dürfte in folgende Rubriken zu theilen sein.

Monat und Datum.	Vorstellung.	Probe.	Leseprobe.	Musikprobe.	Decorations-probe.	Garderobe-besorgung.	Garderobe-ablieferung.	Muthmaßliche Ausgabe.	Muthmaßliche Einnahme.	Reserve-Vorstellungen.	Extra ordinaria.
1. —	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
3. —	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
u. s. w.											

Diesem theoretischen Plane, der aber nur abusive theoretisch zu nennen gestattet wird, denn die Ausführung ist erwiesen möglich – würde nun wöchentlich das practische Journal gegenüberstehen, wo in eben den Linien angezeigt wird, was geleistet worden ist und in der Rubrik Extraordinaria dargethan wird, weshalb es nicht hat geleistet werden können; so bald nämlich etwas von dem Vorgenommenen nicht ist vollbracht worden.

Sind diese Wege eingeschlagen, so hat die Regie, abgerechnet, daß nach zusammengetragenen Notizen, ein solcher Plan einen halben Tag kostet, der Regisseur seine Arbeit um ein gutes Theil erleichert; da er weiß, was zu thun ist, und selbst bei den Abänderungen, welche Krankheiten oder unvorgesehene Zufälle in dem Plane nöthig

machen, doch nie so aus dem Geleise kommen kann, als man unvermeidlich daraus gerathen muß, wenn bei jeder Stockung eines Vierzehntage-Plans acht Tage mit Abwartungen, viere mit Deliberationen zugebracht werden und endlich ein unzweckmäßiger Entschluß in Hast und von der Noth gedrängt, ergriffen werden muß.

Die Intendanz sollte alles darum thun, daß ein kritisches Wochenblatt in Mannheim herauskäme, was über Kunst und Künstler nebst ihren Darstellungen redet.

Selbst wenn der Verfasser besoldet werden müßte, was jedoch durch einen dritten würdigen Mann mit Anstand, ohne Kompromittirung der Behörden geschehen müßte, die hiesigen Kritiken — welche oft einseitig und bitter sind — sind ohne allen Antheil der Direction, da der Director selbst ausübender Künstler ist. Dennoch haben sie unendlich viel Gutes gestiftet.

Wie viel mehr des Guten kann unter billiger Aufsicht ein solches Blatt stiften? Der Verfasser meide jede Persönlichkeit, er wolle mehr leiten, als lehren. Er stimme nie die Posaune des Lobes an, er überschütte nicht mit Galle. Er nenne das Gute — gut. Das Nicht-Gute, nicht gut.

Niemand wird sich im Schlechten leichtsinnig exponiren, wenn er die Rüge des Wochenblattes zu erwarten hat. Das Gute wird belohnt, da das Wochenblatt es der schnellen Vergessenheit entreißt.

Nur habe der Autor keine Lieblinge und preise nicht die Intendanz, deren Gutes genannt werden muß, wie ihre Irrthümer in Frage kommen können.

Es ist in diesem Aufsatze so oft von dem Ernst und dem Treiben der Regie, und von der Festigkeit der In-

tendanz geredet worden, daß es nothwendig wird, über diese Eigenschaft eine erläuternde Erklärung abzugeben.

Unter dem Ernst und dem Treiben ist keinesweges gemeint, daß der Regisseur durch Gravität oder verdrießliches Ansehen die Mitglieder von sich entfernen, daß er zu allen Zeiten des Tages sie treiben und beschicken, oder gar während der Proben und Vorstellungen mit dem erhitzten Ansehen einer rastlosen Geschäftigkeit sie in die Enge treiben solle. Der Ernst bestehe darin, daß, wenn die Rede von Geschäften ist, die geschehen sollen, es nicht auf den Probe-Zusammenkünften geschehe, wo man anwesend ist, um das Geschäft vorzunehmen, nicht um von dem Geschäft zu reden, sondern daß, wenn Jemand über Geschäfte Erläuterung geben oder empfangen will, der Regisseur über den vorliegenden Fall sich mit dem Tone der Ueberzeugung und des Willens deutlich und fest erkläre, ohne jedoch weiter zu gehen, als der vorliegende Fall führt. Das T r e i b e n der Geschäfte besteht darin, daß Dinge, welche nothwendig erinnert werden müssen, wenn der Zweck erreicht werden soll, durch den Theaterdiener früh Morgens erinnert werden, und daß, wenn die Widerwilligkeit sie vereitelt — nicht weil der Regisseur darüber verdrießlich geworden ist, sondern weil durch Vereitelung des festgesetzten Planes das Ganze zerrüttet ist — das Gesetz eine unnachsichtliche Strafe in Ausübung bringe.

So enge gespannt, wie nun einmal die Kassen-Verhältnisse des Mannheimer Theaters sich befinden, muß das Repertoir, wenn anders nicht eine wirklich erwiesene Krankheit darin eine Abänderung macht, dem Regisseur so unverletzlich sein, wie irgend ein Dokument in der Welt sein kann.

Festigkeit der Intendanz ist das zu nennen, wenn sie von dem, mit der Regie einmal übereingekommenen Plane der Führung unter keinem Vorwande, am allerwenigsten aber unter dem Behelf, daß man es mit beliebten Schauspielern nicht so genau nehmen könne, jemals abweicht. Die Erscheinung der Person des Intendanten auf der Probe ist ein amtlicher Act, und muß als solcher behandelt werden. Wenn die Humanität der Persönlichkeit es für gerathen findet, vor Anfang der Probe in Unterredungen sich mit den Mitgliedern einzulassen, so muß davon keine Rede mehr sein, sobald die Probe angeht. Der Platz, welchen der Herr Intendant einnimmt, um der Probe beizuwohnen, muß alle Formen der Repräsentation des Präsidiums haben. Niemand, der nicht in der Scene zu thun hat, darf den Fuß aus der Coulisse setzen. Niemand, als der Regisseur, ist befugt, während der Probe den Herrn Intendanten anzureden, und selbst dieser muß vorher laut die Erlaubniß des Herrn Intendanten verlangen, daß die Probe so lange aufhöre. Am besten ist es aber, wenn dieses bis zum Zwischenact gänzlich vermieden wird. In den Zwischenacten ist es am rathsamsten, wenn zwischen der Intendanz und den Mitgliedern alle Unterredungen, welche etwas anderes als die Probe betreffen, wegfallen. Nach der Probe geht der Herr Intendant zuerst, und die Schauspieler erst nach ihm, damit man wisse, daß er über die Probe nichts mehr zu sagen habe.

Alle mündlichen Ansuchungen, Klagen und Vorstellungen werden von dem Intendanten auf dem Theater selbst durchaus nicht angenommen. So wie es überhaupt vortheilhaft ist, wenn derselbe ein für allemal den Befehl

giebt, schriftlich einzukommen. Selbst dann, wenn Jemand ausdrücklich um einen mündlichen Vortrag anhält, muß die Verfassung ihn dazu verbinden, seinen Vortrag schriftlich bei dem Herrn Intendanten zurückzulassen; welcher, was es auch betrifft, am besten fährt, wenn seine Antwort schriftlich erfolgt. Alle Verfügungen der Intendanz gehen besser aus dem Grundsatze hervor, daß man zu Erreichung eines durchdachten Zweckes nicht anders könne, als aus dem Befehle, daß man aus Willensmeinung nicht anders wolle.

Der Unterzeichnete ist so weit entfernt, von der Person des Intendanten gegen die Schauspieler Stolz zu verlangen, daß er vielmehr dringend wünscht, und nicht genug darum ersuchen kann, daß denen Schauspielern, welche sich irgend verdient darum gemacht haben, ohne ängstliche Rücksicht, ob sie in der zweiten oder dritten Klasse stehen, die Belohnung oder Ermunterung werden möge, welche eine Zulassung in das Haus des Herrn Intendanten gewähren kann. Nur werde das Hausleben von dem Amtsleben mit großer Sorgfalt von dem Intendanten geschieden.

Die Künste und das Künstlerleben veranlassen ohnehin eine Aufhebung der Scheidewände, welche im amtlichen Leben, besonders in diesem Fach, durchaus nicht aufgehoben sein sollten, und ohne Nachtheil nie aufgehoben worden sind.

Der Schutz des Regisseurs in seinen Verrichtungen ist weniger ein, seiner Person ertheilter Vorzug, sondern die Nothwendigkeit, die ausübende Kraft der Gesetze in Werth zu erhalten.

Um nun das Ganze in eine Summe zu ziehen, so

ist über das, was zum Besten des Mannheimer Theaters zu thun ist, folgendes zu sagen.

Die Bande und Fugen, welche das Ganze zusammenhalten, sind locker geworden, hier und da sogar auseinander gefallen.

Alle müssen daher neu gefugt, verbunden, und, ist es nöthig, zusammengetrieben werden.

Aus der vermehrten Thätigkeit und aus dem lebendigeren Gange der Sachen ist allein ein besseres Kassenverhältniß hervorzubringen.

Es ist eine Möglichkeit, daß einige Ausgabeartikel anders und zweckmäßiger verwendet werden können. Wenn aber das, was dem Lüstre der Bühne abgeht, geschieht, wie es denn nothwendig geschehen muß, so ist es bis auf unbedeutende Kleinigkeiten eine gänzliche Unmöglichkeit, weniger auszugeben, als bisher ausgegeben worden ist. Sollte man mehr ausgeben müssen, als bisher geschehen ist, welches in den ersten Jahren vielleicht der Fall sein könnte, so muß der Satz, verthue nicht mehr, als du erwirbst! durch die empfohlene Thätigkeit dahin verändert werden: erwirb so viel, als du verthust! Durch Verminderung der Ausgabe geradezu die Kassenlage verbessern zu wollen, heißt die Sache verkehrt angreifen. Dies kann nur durch Erhöhung der Einnahme geschehen.

Die zu diesem Ende vorgeschlagenen Maaßregeln müssen nicht theilweise oder halb, nicht mit Kälte oder bloß mit Pflichtmäßigkeit, sondern ganz und mit einem durch alle Theile sich ergießenden Feuer ergriffen werden.

Geschieht dies nicht, so ist auch nichts geschehen; und nichts wird erreicht. Sieht der Landesherr und das Publikum das ganze würdige Etablissement, welches in

der Mitte der verheerendsten Stürme sich erhalten hat, aus der Mitte seiner eignen Kräfte sich verbessern und zunehmen, so wird dieser eben so weise als gütige Fürst muthmaaßlich nicht versagen, seine thätige Güte in den Perioden einer augenblicklichen Verlegenheit ferner daran zu verwenden. Bleibt aber die Gattung Lethargie, welche den Antheil erstickt, das Gute unscheinbar macht und selbst das Schöne entstellt, so wird der Anblick der Mittelmäßigkeit abschrecken; man wird nach und nach genöthigt sein, Ausgaben herabzusetzen, um auszukommen; man wird auch damit nur für den Augenblick aushelfen, durch die Herabsetzung die Einnahme mindern, und die Kunst des Rechnens wird verzweifeln müssen, wo die moralischen Kräfte nicht gehörig wirken, um den arithmetischen Calcul zu erreichen.

VI.

Das nachfolgende Circular, welches **Iffland** während der Anwesenheit einer französischen Besatzung in Berlin in Abschrift an sämmtliche damalige Mitglieder der Berliner Bühne erließ, stammt aus dem Nachlaße des Schauspielers **Herdt**, und wurde schon einmal von **Julius von Voß** in seinem Neu-Berlin (Seite 252—277) veröffentlicht, ist aber nur wenig bekannt geworden. Es trägt weder im Original noch in dem Abdruck ein Datum. Die Zeit seines Entstehens ist aber durch den Gegenstand selbst und aus mehreren Beziehungen auf damalige Verhältnisse deutlich zu erkennen.

Mehrere Vorstellungen, welche auf dem Berliner Theater gegeben werden, sind seit einiger Zeit unzusammenhängend, kalt, schleppend und verdienen jetzt mehrentheils fast werthlos genannt zu werden.

Wenn auch etliche Mitglieder durch Fleiß und Verwendung seltner, achtungswerther Talente hiervon eine ehrenvolle Ausnahme machen, so können diese allein den Uebelstand nicht unfühlbar machen, noch den Schaden hemmen, und es ist daher leider gewiß, daß die Berliner Bühne, so wie sie jetzt sich verhält, mit Recht eine sinkende Bühne genannt wird.

Es ist nicht erst seit kurzer Zeit, daß die Stimme der Auswärtigen und der Mißwille des Publikums sich hierüber erklärt hat.

Es ist eine Klugheitsregel mancher Directionen, das Personal oft zu wechseln. Sie verhindern dadurch die Einförmigkeit, die Schläfrigkeit, bringen Leben, Ineinandergreifen der Kräfte und Abwechselung hervor.

Der gegenwärtigen Direction hat dieses Mittel, wie heilsam es auch sein mag, egoistisch geschienen. Sie hat gehofft, die Mitglieder würden wahre Theilnahme und sogar Liebe für das Werk bekommen, sobald sie es durch mehrjährige Verbindung, welche noch dazu die Aussicht eröffnet, stets dauern zu können, mit dem belebenden Blicke des Eigenthums betrachten könnten. Sie hat fest geglaubt, daß besonders solche Mitglieder, deren Geschäft nach ihren Fähigkeiten nicht mehr als Broterwerb sein kann, sich der Orte und Zeiten erinnern würden, wo mit jedem Quartale, bei dem kleinsten Ereigniß, für sie der Abschied zu befürchten war, und hat gemeint, die Dankbarkeit würde sie zu Fleiß und Genauigkeit vermögen; da sie doch zu höhern Rufen nicht gelangen können. Ueberhaupt hat sie sich damit geschmeichelt, die Kunst würde durch die Ruhe des Gemüthes gewinnen, und aus der verminderten Lebenssorge, müsse ein wohlhabenderer, ein schönerer Trieb der ganzen Kunstschöpfung hervorgehen.

Dabei hatte die Direction es sich zum Grundsatze gemacht, den nöthigen Kunstwachsthum aus den vorhandenen Personen zu erreichen; um die ökonomischen Kräfte, welche das verbesserte Werk aufbringt, so viel möglich auf die vorhandenen zu vertheilen.

Diesem Willen gemäß sind, in Vergleich mit andern

Bühnen, nur sehr wenige auswärtige Mitglieder hier eingetreten, und während zehn Jahren ist nur ein Mitglied von hier durch die Direction entlassen worden. Mit diesem redlich gemeinten Plane — welcher, wie es sich denken läßt, sehr schwer und nur mit Aufopferungen gefaßt werden konnte — ist die gute Absicht nicht nur nicht erreicht, sondern es ist eben damit der offenbare Vortheil des Gegentheils veranlaßt worden.

Die Direction, welche, so lange es nur thunlich scheinen konnte, den feineren und sanfteren Weg in Behandlung der Künstler zu gehen sich beflissen, hat in Betreff der Kunstmängel, durch wiederholte Anmahnungen und Weisungen zu wirken gesucht.

Sie muß besorgen, daß ihr vorgeworfen werde, wie sie vorlängst da, wo nach so manchen vergeblichen Versuchen, strenge Mittel durchaus erforderlich gewesen wären, diese dennoch gemieden habe, um dem Glückszustande einzelner Personen nicht hart zu fallen.

Statt auf dem Wege feiner Behandlung einen lebhafteren oder nur den pflichtmäßigen Gang der Theatergeschäfte zu erreichen, sind die Vorstellungen immer schwächer geworden, und gerade jetzt sind die mehresten derselben zu einem Bilde offenbarer Vernachlässigung der ersten Pflichten ausgeartet: darum ist es nun nicht mehr Zeit, den Verfall des Theaters zu beschönigen, und mit gewählten Worten die Wahrheit einzukleiden. Die Sache muß beim Namen genannt, deutlich ausgesprochen, anerkannt und dem Uebel abgeholfen werden.

Es wird sehr oft schlecht, oder doch sehr schwach memorirt. Die Worte hängen so geängstigt im Gedächtniß, daß es auf der Probe allenfalls nothdürftig hingeht, Abends

aber, wo die Sache zu den Worten kommen soll, es nirgends zulangen will. Daher kömmt es, daß fast überall zu spät eingefallen, im Dialog gestockt, oder so gesprochen wird, daß keine Worte vernehmlich werden können, um den Widersinn zu verstecken, der gesprochen wird.

Ein Uebelstand, der durch leere, nichtssagende Pausen, unter sich reden — was man „in den Bart reden" nennt — oder andere ähnliche, tödtende Behelfe verborgen werden soll.

Man beruft sich auf Kränklichkeiten, auf Zerstreuungen oder Mangel an Laune, welcher von den Zeitumständen*) herbeigeführt werden soll.

Wo die Laune mangelt, da geht allerdings der dramatischen Darstellung das Wesentliche ab, der Reiz und die Gewalt der anziehenden Kraft.

Mehreren hiesigen Darstellungen fehlt aber viel mehr, als das Leben und die Laune — es fehlt ihnen der Athem, die Gestalt und Bewegung.

Nicht selten gehen Schauspieler träge, unbeholfen heraus, und glauben genug gethan zu haben, wenn sie gemächlich vorn an die Bühne hintreten, mit Göthe im Egmont zu reden „die Füße auseinander trätschen", ihre Rollen, so gut es gehen oder auch nicht gehen will, hintereinander herzusagen.

Dieses geschieht ohne Beachtung des Wohlstandes, geschweige des Gefälligen und Schönen; ohne alle Sorgfalt und Rücksicht auf das Spiel des Mitschauspielers, ohne die geringste Bekümmerniß, ob auch vom Publikum nur die Worte gehört oder verstanden werden. Man sieht

*) Die Franzosen waren in Berlin.

deutlich, daß die Hersager keinen Willen noch Sinn in Kopf und Brust tragen, als den, nur ihre Worte los sein, und je eher je lieber vom Platz weg, wieder nach Hause zu wollen.

Von Darstellung eines Charakters, des Menschen in einer Rolle, wie faßlich diesen auch der Dichter der Person an die Stirn gezeichnet hat, ist nur selten noch die Rede, und die, welche sich dessen ernstlich befleißen, werden von der schimpflichen Nachlässigkeit Anderer daran sogar gehindert, und auf diese Weise endlich ermüdet.

Es giebt Bühnen, welche weniger einzelne Talente aufzuweisen haben, als die hiesige. Da aber ihre Darstellungen gut gelernt, wohl eingeübt sind, also rasch und guten Willens gegeben werden, so erfreuen sie durch Lebhaftigkeit, und man vermißt den Mangel hervorstechender Talente nicht.

Wer aber im Berliner Parterre während mancher Vorstellung dasteht, sollte, wenn er manchesmal die sprechenden Personen auf dem Theater verkehren sieht, nicht anders glauben, als es ständen Menschen da oben, die gar nicht vorher davon unterrichtet waren, daß die, welche vor ihnen versammelt sind, das, was sie reden, nothwendig hören und vernehmen müssen.

Die redenden Personen stehen oft ganz dicht neben, und gleichsam auf einander, öffnen kaum die Lippen, wenden sich im Sprechen ganz nach den Coulissen hin, gehen und kommen mit eben der Schläfrigkeit und Ungelenkheit auf die Bühne, mit welcher sie undeutlich oder breit reden, und beweisen, wenn sie auf dem Theater sich im Sprechen zu den Seiten hinbewegen, nicht die allergeringste Sorgfalt, daß für das Publikum ihre Worte nicht verloren gehen.

Es ist kaum glaublich, daß eine solche unleidliche Trägheit oder Ungeschicklichkeit dafür ausgegeben werden soll, als wäre gerade dieses „das natürliche Spiel".

Die Rollen, welche nicht erste Rollen zu nennen sind, werden gleichgültig, und oft mit solcher sichtbaren Widerwilligkeit gegeben, daß man an der Art, wie die Worte kaum gesprochen, die Bewegungen mühselig geleistet werden, nicht anders abnehmen kann, als daß diejenigen, welche dastehen, von sich glauben, daß sie lediglich aus überflüssiger Gefälligkeit und um Gotteswillen ihre Person dazu hergeben.

Die Hülfs- und Ausfüllrollen werden dann gar nur zur Thür herein gemurmelt oder gepoltert, und die Hauptrollen, deren geltende Momente mehrentheils von den untern Rollen abhängen, möchten wünschen, daß diese lieber ganz schwiegen, als daß sie auf unerträgliche Weise alle Täuschung aufheben, und die Mühe vernichten, welche die Andern anwenden. Es wird ganz vergessen, daß, wie in der Natur vieles sich ähnlich ist, ohne deshalb geradezu dasselbe zu sein, so auch auf der Bühne, die Abwechselung allein den Reiz gewährt.

Nicht ein Kammerdiener, nicht ein Reitknecht, nicht ein Dümmling ist von dem Verfasser gerade so und nicht anders gedacht worden, wie die hundert und aber hundert seiner Vorgänger, welche schon auf der Bühne gespielt worden sind.

Man will sich mit Nachdenken aber nicht Mühe machen, man zählt die Blätter der Rolle, malt sich an, hängt einen Rock oder Jacke über, geht hinaus, spricht die Worte her — und hat Komödie gespielt.

Das Publikum nimmt es schon für bekannt an, die

Wahrheit und Charakteristik, welche in den untern Rollen liegt, entweder nur flach, oder ganz und gar nicht vorgetragen zu sehen; es pflegt daher mehrentheils, wenn nicht die Hauptrollen zu thun haben, wegzusehen oder die Unterhaltung mit sich selbst anzufangen.

Dies sind die traurigen Ursachen, weshalb neue Stücke, wenn sie nicht sehr scharf gezeichnet, derb aufgetragen sind, oder Decorationen, oder Prunk enthalten, da sie in der Darstellung gar keine Ausmalung und kein Leben empfangen, so wenig wirken, und die alten Vorstellungen, wenn sie nicht den Kredit haben, daß etliche Rollen darin gut gegeben werden, fast gar nicht besucht werden.

Die guten englischen Lustspiele, deren hervorstechende Eigenthümlichkeit in der scharfgezeichneten Charakteristik besteht, in dem regen Leben, welches besonders in den untern Rollen athmet, kann die Direction für jetzt gar nicht zu geben wagen, weil diese Rollen und Stücke nicht studirt werden. Statt runder Wahrheit wird entweder kalte Rohheit, oder ein träges, flaches Bewegen aufgestellt, welche das Publikum abschrecken, und, wenn nicht genau untersucht wird, wer die Schuld hat, dem Dichter die Verwerfung zuzieht, welche unmittelbar dem Schauspieler gebührt.

Soll ein ernstes Schauspiel der hohen Gattung gegeben werden, so ist die Sorglosigkeit, womit die mehrsten Schauspieler zu Werke gehen, ein Gegenstand der wahren, sehr tief empfundenen Bekümmerniß für die Direction.

Die Leseprobe dieser Schauspiele ist dann gewöhnlich durch die Unsicherheit des Lesens selbst, durch das Murmeln und Stocken, womit die Verse kaum gelallt,

geschweige vorgetragen werden, durch die Theilnahmlosigkeit am Gange des Ganzen, durch die Gleichgültigkeit, den Mißwillen, womit alles behandelt wird, ein so marternder Zustand, daß etlichemal der Beschluß schon genommen war, das vorseiende Werk lieber ganz zurück zu stellen, als das Wagestück zu unternehmen, das mühsame Werk eines Dichters dergestalt zu verhunzen, daß etliche Mitglieder Fleiß, Talent und Mühe vergeblich anwenden, um von der Unwissenheit und Trägheit der Ueberbringer vernichtet zu werden.

Die erste Theaterprobe pflegt dann kaum das zu gelten, was schon die Leseprobe vollständig hätte bedeuten sollen.

Die zweite Probe gilt für die erste.

Die Vorstellung selbst ist ein Mittelding zwischen der letzten Probe und den matten Versuchen zur Vorstellung.

Die zweite Vorstellung — wenn nicht das Publikum selbst vom Werthe der Dichtung ergriffen, das Stück in die Höhe reißt — enthält kaum noch Versuche, etwas zu erreichen.

Die dritte erlischt an innerer Mattigkeit und solcher Leblosigkeit, daß man unbekümmert zu spät auftritt oder gar die Scene versäumt.

Es ist nicht unmöglich, den Pflichttheil eines Schauspielers zu erzwingen, aber es ist nicht möglich, den innern Antheil eines Künstlers zu erschaffen, der, besonders bei Kunstwerken solcher Art, allein das Geltende bewirken kann, und der doch, wenn auch Mitgliedern das Genie des Künstlers mangelt, mindestens in dem Grade der Kunstliebhaberei vorhanden sein muß, wie diese der Schauspielbesucher empfindet.

Je länger eine Bühne in demselben Personal beisammen bleibt, je mehr sollte es zur Gleichheit der Darstellung von selbst sich vereinen. Wer lange an derselben Bühne lebt, kann die Annehmlichkeit des Privatlebens, wie jeder angesessene Bürger diese genießt, für die mehrere Zweckmäßigkeit und Behaglichkeit seines Lebens auch genießen.

Die Erfahrung bewährt auch hier, daß, statt das Gute zu gebrauchen, ein Uebel dadurch veranlaßt wird.

Einige Schauspieler machen den Verkehr des bürgerlichen Lebens, die Geschäfte und Angelegenheiten, worauf sie sich eingelassen haben, zur Hauptsache, und die Geschäfte des Theaters werden ihnen frühzeitig eine Nebensache, worauf sie sich mit Ueberdruß, und nur, weil sie es als einen Gegenstand der Bezahlung und gelegentlicher Forderungen betrachten, halb und halb noch einlassen.

Diese Behandlung des Theaters als Nebensache geht sehr weit.

Es ist so sehr vergessen worden, welche Achtung man dem Publikum schuldig ist, daß man — auf die unangenehmste Weise, und zwar nicht selten — die Schauspieler auf der Bühne sich räuspern hört und nicht nur auswerfen sieht, sondern — es bleibt nichts anders übrig, als die Sache so zu benennen, wie sie ist — daß man sie gerade in die Coulissen, oder in ihr Taschentuch, oder auch wohl gerade vor sich hin auswerfen sieht.

Einige haben es sich unterstanden, die Kleidung auf schmutzige Weise in Wäsche und Fußbekleidung hintenan zu setzen.

Ist es glaublich, daß die Direction des Theaters einer so großen Stadt, gegen die Mitglieder desselben über Dinge dieser Art sich erklären muß!

Gewiß ist es, daß es niederschlagend und schmerzlich wird.

Wenn aber dieselben Leute, die grobe Vernachlässigungen sich gestatten, Ungeschicklichkeiten begehen, und Unarten der Art sich zu Schulden kommen lassen, bei ihren Anforderungen an die Direction, das Prädicat „Künstler" häufig auf sich anwenden, so läßt sich die Stimmung des Mitleids oder des Unwillens denken, welche daraus entstehen muß.

Die Schauspieler dieser Bühne sind in diesen Zeiten mehr als je verpflichtet, dem hiesigen Publicum durch präcise, gute, lebendige und gefällige Darstellungen, die wenigen Stunden, welche sie im Theater ihre Lage zu vergessen streben, angenehm vorüber gehen zu machen.

Sie sind um so redlicher dazu verpflichtet, da die Administrationen ihnen Antheil bewiesen haben, und da die Schauspieler unter allen, welche von den gegenwärtigen Zeitumständen leiden, gerade die Klasse ausmachen, welche am wenigsten gelitten hat, rücksichtlich behandelt worden ist, und weniger den Nachtheil der Zeitgeschichte empfindet, als die Schauspieler der vielen Städte in Deutschland ihn tragen und getragen haben, wohin der Krieg gekommen ist.

Sie müssen der Zerstreuungen, worauf sie sich zur Ungebühr berufen, Herr werden, und ihre üble Laune verbergen, die ja leider auch in vollkommen ruhiger Zeit hier bisweilen vorwaltete, und auf welche sie sich ohne dies oft beziehen, um ihre sträfliche Nachlässigkeit zu verstecken.

Krankheiten machen Ausnahmen, aber diese, und sogar Unpäßlichkeiten, welche in andern Fächern den

Dienst nicht hemmen, werden bei dieser Bühne mit Rücksichten und so viel Zeitaufwand behandelt, dergleichen bei keiner Bühne stattfindet.

Die möglichste Anstrengung sollte um so mehr jetzt von dem eignen Ehrgefühl erwartet werden, da wir jetzt größtentheils vor einem fremden Publikum spielen, welches bei sich zu Hause, einer sehr sorgfältigen Bühne, der größten Pünktlichkeit der Darstellungen, gewöhnt ist.

Da dieses Publikum, ungeachtet es in der großen Mehrheit unserer Sprache nicht kundig ist, gleichwohl die Rücksicht beweiset, nicht ein Theater seiner Sprache hieher kommen zu lassen, und also dadurch unsere Erhaltung möglich macht: so ist es die erste Schuldigkeit, ihm in vernehmlicher Sprache und faßlich genauer Mimik verständlich zu werden.

Seit etlichen Monaten her, sind nur wenig ganz gute oder lebendige Darstellungen gegeben worden.

Verschiedene aber enthielten eine Sammlung aller Fehler ganz kleiner Bühnen, die man nicht ohne Schreck und Unwillen auf dem Berliner Theater sehen konnte.

Je mehr einige gestrebt haben, mit rastlosem Eifer das Gute zu leisten, je gekränkter fühlte man sich von der Trägheit, Willenlosigkeit und Unart mancher Uebrigen zurück geworfen.

Diesen Zustand kann die Direction nicht länger so dauern sehen, ohne sich der empfindlichsten Verantwortung bloß zu stellen.

Sie ist es sich bewußt, daß sie weit über die eigentlichen Kräfte des Etablissements, dem Verlangen und den Wünschen, die an sie ergangen sind, sich bereit gezeigt, und zu keiner Zeit das Interesse der Schauspieler, welche

ihrer Führung anvertraut worden sind, vernachlässiget hat. Sie hat das Bewußtsein, die Angelegenheiten der Mitglieder mit Sorgfalt beherzigt zu haben.

Die Acten, welche vorhanden sind, können diese Wahrheit auf unwiderlegliche und ehrenvolle Weise darthun.

Es ist aber leider nicht geglückt, dadurch, oder durch allgemeine, noch durch einzelne Anmahnungen mehr zu erreichen, als einen Zeitlauf etlicher Wochen, oder höchstens einen, nur um etwas raschern Gang in einzelnen, schon an sich selbst dankbaren Rollen.

Sie hat es erfahren müssen, daß man sich unter nichts bedeutenden Vorwänden, der allgemeinen, ja sogar der geringfügigsten Schuldigkeit entzogen hat.

Die Proben sind nicht nur mehrentheils ohne Leben und Willen für das Ganze, sondern bei einigen Fällen sogar mit solcher alles zerstörenden Widerwilligkeit gehalten worden, daß darauf die ernstesten Ahndungen zur Stelle, billig, nothwendig und gerecht hätten erfolgen müssen.

Weit entfernt, durch Nachsicht guten Willen zu erreichen, ist das Gegentheil erfolgt.

Die Art und Weise, wie die Verfügungen der Direction im Publikum verunglimpft, entstellt worden sind, wie diese ohne alle Rücksicht, sogar verleumdet worden ist, hat derselben nicht unbekannt bleiben können. Sie hätte diese Verleumdungen verschiedenemal bis zur tiefsten Beschämung ihrer Urheber, ihnen vollständig rechtsbestehend beweisen können; allein sie hat geglaubt, darüber wegsehen zu sollen.

Nicht so darf sie ferner darüber wegsehen, wenn von den Schauspielern selbst, neue Stücke schon vor der

Aufführung sorgfältig herabgesetzt und dadurch in Miß-credit gebracht werden. Oder wenn diese während der Vorstellung im Publikum, die Fehler ihrer Mitschauspieler, oder die Fehler, welche auf dem Theater in Betreff der Decorationen vorgehen, in's Licht ziehen, einen Zirkel um sich versammeln, mit welchem sie das, was auf der Bühne geschieht, lächerlich machen, das Bestreben anfangender Schauspieler vernichten, und überhaupt die Vorstellungen zu tödten bemüht sind.

Diese hier benannten Dinge sind es, welche die Entkräftung und das Sinken der Berliner Bühne veranlassen, welches zu verhindern, die Aufrechthaltung des Werkes zu befördern, die Pflicht der Ehre, und außerdem — die Pflicht der Klugheit zur Selbsterhaltung ist.

Mitglieder von Fleiß und bewährtem Talent werden überall einen Platz finden, der ihrem Werthe angemessen ist. Dennoch kann auch ihnen die Erhaltung eines Werkes nicht gleichgültig sein, welches sie zieren, und das ihnen die Ehre gewährt, die sie ihm mit erworben haben.

Wie viel mehr muß aber denen die Erhaltung dieser Bühne am Herzen liegen, welche es sich doch sagen müssen, daß sie anderwärts gar nicht oder höchstens herabgesetzt angestellt werden können, daß sie mit Zittern an die Möglichkeit einer solchen Veränderung und ihre klägliche Zukunft denken müssen.

Gleichwohl sind es mehrentheils gerade diese, welche sich, unbegreiflich genug, jene Vernachlässigungen gestatten, unter welchen die Berliner Bühne so empfindlich leidet.

Was bleibt bei diesem Zustande, dessen Wahrheit der eignen Kenntniß der Mitglieder selbst nicht entgangen sein kann, der Direction übrig, um ein Uebel zu

hemmen, das, wenn es nicht gehemmt würde, die innere Auflösung der Bühne auf schimpfliche Weise zur Folge haben müßte!

Sie kann und darf nicht länger, wenn sie nicht selbst strafbar werden will, durch die zeither nicht befolgten mühsamen, für schulmeisterlich geachteten Weisungen, und durch fruchtlose Circuläre, welche vergessen scheinen, indem sie gelesen worden sind, an die erste Schuldigkeit des getreuen Memorirens, der geläufigen Bekanntschaft mit den neuen Stücken, der sorgfältigen Repetition der alten Vorstellungen, der rechtlichen Proben, des vernehmlichen Redens, der reinlichen Kleidung, des lebendigen Vortrages, der charakteristischen Darstellung, des Studiums der Rolle blos erinnern, da sie nicht nur keinen gedeihlichen Erfolg davon gesehen hat, sondern das Gegentheil erfolgt ist.

Sie ist davon ermüdet, jene freundliche Bereitwilligkeit, die gefällige Art und Weise, welche eine Schuldigkeit ist, ohne welche eine Schaubühne nicht besteht, sondern zur widerwärtigen Recitation herabsinkt, ferner zu erbitten.

Die Zusicherung, welche Se. Majestät der König vor etlichen Jahren ertheilt haben, daß Sie für das Alter und Unvermögen der Schauspieler Sorge tragen wollen, kann nicht dazu gemißbraucht werden dürfen, daß wegen dieser Zusicherung, alle Anstrengung, Arbeit, Sorgfalt, Pünktlichkeit, Fortschreiten und Studium aufhöre.

Da dieses von Einigen ganz offenbar geschieht, welche kaum maschinenmäßig einen völlig nüchternen, losen, mangelhaften Zusammenhang eines Gerippes von Scenarium leisten, statt daß sie Menschen-Charakter und Leidenschaften wirklich darstellen sollten; so ist es Zeit, bekannt zu machen, daß des Königs Majestät eben zu

der Zeit jener gnädigen Zusicherung, durch Allerhöchste Kabinets-Ordre, der Direction befohlen hat:

„alljährlich bei Einreichung des Etats vom National-Theater, eine genaue, gewissenhafte Liste „über das Betragen und den Fleiß der Schauspieler einzureichen, weil darnach dereinst bei „Pensionsgesuchen, deren Fähigkeit und Ansprüche darauf bemessen werden soll.“

Die nicht große Zahl derer, von welchen die Direction bisher mit gutem Gewissen erfreulich hätte berichten können, so wie die Hoffnung, daß dieser Zustand sich verbessern würde, hat dieselbe zu dem Wagestück verleitet, dieser Liste bisher noch auszuweichen.

Die Zunahme der groben Vernachlässigungen, welche beweisen, daß, seit das Alter unbedingt gesichert geglaubt wird, viele meinen, sich alles gestatten zu können, und genug gethan zu haben, wenn sie nur zur Couliſſe heraustreten, und daß sie übrigens mit übelm Muthe und Trägheit — oder mit beiden zugleich quälen könnten, wie sie wollten — machen es der Direction zur unerläßlichen Pflicht, wenn ihre Nachsicht nicht in Schwäche ausarten soll, welche Vergehen genannt werden kann, nicht nur vom nächsten Etat an diese Liste gewissenhaft einzureichen; sondern indem sie die fahrlässigen Mitglieder durch die Bekanntmachung zum letztenmal an ihre Schuldigkeit erinnert, erklärt sie hiermit fest, ausdrücklich und reiflich erwogen, daß sie:

„denen, welche nicht sogleich auf merkliche Weise „durch lebendige Darstellung ihrer alten Rollen, „und durch ein treues Bestreben, die angezeigten,

„bisher vernachlässigten Obliegenheiten zu erfüllen, „ihre veraltete Fehler verbessern werden, „so wenig als möglich Rollen in neuen Stücken „mehr anvertrauen, und sie überhaupt aus dem „zeitherigen Rollenfache in ein geringeres zurück-„setzen werde."

„Sie wird ihrer Schuldigkeit gemäß bei Sr. „Majestät dem Könige Vorstellung thun, daß „Benefizen und andere Verwilligungen nicht als „eine blos übliche Sache, an Stellen gerathen, „welche sie durch Trägheit, übeln Willen, oder „Vernachlässigungen nicht verdienen. Sie wird, „wenn auf die Bekanntmachung nicht Aenderung „folgt, gezwungen sein, seiner Zeit nähere Anzeige „zu machen, um durch Verabschiedung derjenigen „Mitglieder, die schlechterdings all und jeden Fort-„gang hindern, und durch Anstellung neuer Mit-„glieder an deren Stellen, dem Berliner Theater „wieder das Leben und die Achtung zu erwerben, „welche jetzt durch hartnäckige Beharrlichkeit im „übeln Willen verloren geht."

Seit einer Reihe von Jahren sind Herabsetzungen der Gehalte und Verabschiedungen umgangen, wie höchst gerecht und heilsam sie auch gewesen sein würden. Des Königs Majestät haben mehrmals in Kabinets-Ordern Verabschiedungen gerecht verlangt, und sie sind durch Vorbitten zurückgestellt worden. Sogar ist der Versuch erbeten, durch Verwilligungen den Weg der Ermunterung noch zu versuchen; da aber diese Verwilligungen nur zu neuen Forderungen führen, da verschiedentlich die Leistungen in eben dem Grade abnehmen, als die Forderungen

gewohnheitsmäßig zunehmen: so erheischt nun die unmittelbare Erhaltung der Bühne, eine ernste, eine schnelle, kräftige und sichtbare Anstrengung zur Besserung, oder daß die Unzulänglichkeit derer erklärt werde, welche dahin nicht wirken können, und die Unbrauchbarkeit derer, welche dazu nicht wirken wollen.

Statt eines offenen Circulärs, wird jedem als ausübendes Mitglied am Königlichen National-Theater angestellten Schauspieler und jeder Schauspielerin ein versiegeltes Exemplar dieser Bekanntmachung zugestellt, um solche zu behalten.

Ist es dabei nicht zu vermeiden, daß auch diejenigen Mitglieder sie empfangen, welche bei redlichem Fleiß und der bewährten Verwendung ihrer Talente fühlen, daß diese Bekanntmachung sie nicht betreffen kann; so werden sie die Absicht der Direction nicht verkennen, bei Anwendung dieses letzten Mittels die möglichste Schonung für die zu beobachten, denen ihre Ueberzeugung sagen muß, daß sie davon betroffen sein sollten.

Wie schädlich auch die Eigenliebe täuscht: so giebt es doch eine innere Stimme, welche wenigstens für Augenblicke die Wahrheit vor die Seele bringt. Wer diese gewaltthätig verstummen heißt, gar keine Prüfung über sich anstellt, der ist für sich selbst und für alles verloren.

Diejenigen, welche durch Fleiß, Eifer und durch ihre Anstrengung, das Theater erhalten, und besonders jetzt befördern, fühlen durch ihr Bewußtsein, und die Achtung des Publikums, daß sie ihre Stelle mit Werth behaupten, und auf Erkenntlichkeit Anspruch erwerben.

Die Direction wird unermüdet fortfahren, das Beste des ihr anvertrauten Werkes im Ganzen, und der Mit-

glieder selbst zu befördern, wie sie es nach gutem Wissen und Gewissen vermag.

Sie kann davon, wie dieses bisher geschehen ist, zu jedem Augenblicke die genaueste Rechenschaft ablegen, und die Gelegenheit, dieses zu thun, würde ihr willkommen sein.

Iffland.

VII.

Das Leben des Souffleurs Leopold Böttger.

Es war eine überaus gute Stunde, als Sie vergangenen Winter sich mit mir zum Kamine setzten, und mein Anliegen zu Herzen nahmen. Sie wollten dieses und jenes aus meinem Leben vernehmen. Ich erzählte Einiges davon, was sich für den Augenblick schicken konnte. Sie hörten mir so wohlwollend zu, daß auch bei spätem Abend noch kein Licht gebracht werden durfte.

So erzählte ich denn getrost weiter. Sie halfen dem Feuer nach, schürrten die Kohlen auf einander, legten Holz wieder an, schenkten den alten Wein freudig ein, und tranken ihn mit mir. Dabei reichten sie mir die Hand so willenvoll dar, daß ich gewiß ward, diese Bewegung kommt aus hülfreicher Seele.

Ich habe Ihr Haus wohlgemuthet verlassen, bin frisch an einen neuen Lebensplan gegangen, habe gethan und gesorgt, daß ich denn nun endlich, wie ich fest vermeine, ein Plätzchen gefunden habe, wo ich vor dem Tode noch sicher untertreten kann. Indem ich nun an Ort und

Stelle für einen Stuhl die bequeme Ecke suche, wo er unverrückt bleiben soll, bis ich ende — siehe, da kommt ein Brief von Ihnen, der mich noch einmal in das Getümmel der Welt fordert, wo es mir, was Geld und Ansehen anbelangt, besser ergehen könnte, als es mir an der Stelle gehen wird, die ich gefunden und angetreten habe.

Gleichwohl meine ich, ich müsse nun da aufhören, wohin ich eben gerathen bin.

Dessen bin ich auch mit mir ganz einig geworden. Nur Eines beunruhigt mich, indem ich Ihnen das melde.

Sie werden den alten Erzähler am Kamine für undankbar halten, da er Ihre wohlerdachte Hülfe nicht annimmt.

Ich möchte doch gern, Sie bekämen die Ueberzeugung, daß, wie es mit mir zusteht und nach dem, wie es mir ergangen, die Sache nun so beschaffen ist, daß ich nicht wohl anders kann, als dem folgen, was der Sinn mir zugetragen hat.

Ich meine, dies geschieht am besten, wenn ich Ihnen erzähle, wie es bis daher mit meinem Leben sich gefügt hat.

Daraus werden Sie mit Eins übersehen, was ich alter Knabe, der nunmehr 62 Jahre zurückgelegt hat, bedarf, um ruhig zu Ende zu gehen, und was ich vermeiden muß, um dahin zu gelangen.

Zu Ilsenburg, in der Grafschaft Stollberg, ward ich im Jahre 1751 geboren.

Mein Vater, Hans Heinrich Böttger, war in einem Braunschweigischen Kavallerie-Regiment Unteroffizier. Er hatte den siebenjährigen Krieg wacker mitgemacht, mußte

aber am Ende desselben wegen seiner Blessuren den Abschied nehmen. Er hatte eine Kammerjungfer der Hochgräflichen Herrschaft zur Frau genommen.

Vater und Mutter waren ehrliebende Leute. Doch war der Vater an That und Willen bei weitem vollständiger, als die Mutter.

Der Vater wollte immer nur Eines, und das Rechte. Die Mutter dagegen, wie sie mancherlei gesehen und belebt hatte, wollte mancherlei, wie es der Augenblick ihr zutrug und wie es vor den Nachbaren am meisten in's Auge fiel.

Der Vater war fromm und rechtlich, weil er sich hätte schämen müssen, wenn er anders gewesen wäre.

Die Mutter war gut, weil sie leicht weinen konnte und weil sie gern gelobt werden mochte.

Von der Mutter aus, so denke ich, ist es gekommen, daß ich bis zum funfzigsten Jahre etwas irre geführt sein mag. Von da an ist mir der Vater erst wieder zu Herzen gekommen; seitdem gehe ich nicht mehr vom großen Wege ab, und nun ist mir besser zu Muthe.

Die Pension, welche der Vater erhielt, war zu geringe, als daß er davon hätte bestehen können. Besonders darum nicht, weil die Mutter sich nicht fügen und auf keine Weise aus den Kleidungsstücken heraus wollte, welche sie von Zeiten Hochgräflicher Herrschaft her, zu tragen gewohnt war.

Ich weiß noch von meiner ersten Jugend, daß wir, wenns schon Sonntag war, nur Brod und Halbbier auf dem Tische hatten. Die Mutter weinte und ächzte, bis sie den weiten seidenen Schlenter zum Kirchgange anthun konnte. Dann rauschte sie mit der Gemeinde so

breit einher, als wäre sie eben vom Schlosse herab gekommen.

Der Vater wollte allmählig in den Bauernstand wieder zurück treten. Er war dabei ernst und fest, und veränderte sein Wesen nicht, wenn er auch noch ab und an, den Regimentspallasch umgürtete.

Nur den langen Zopf ließ er sich nicht abgehen. Es war ihm, als ob er damit noch zu den Kameraden gehörte.

Er hätte es gern dahin gebracht, eine Wirthschaft anzufangen. Die Mutter wußte es aber zu treiben und zu wenden, bis er, gegen Willen und Neigung, um einen Zolldienst nachsuchte, den er auch erhielt, da seine Rechtschaffenheit allgemein anerkannt war.

Wie die Anstellung anlangte, las der Vater das Papier durch, nahm die Brille ab, sah nachdenklich zum Fenster hinaus auf Eine Stelle hin, und sprach kein Wort. Die Mutter hingegen weinte Freudenthränen in Menge, sprach von Gottes Vorsehung und daß wir nun bei Ehren und Ansehen blieben, und wie wir doch nun auch vor Hochgräflicher Herrschaft mit Ehren ferner hintreten könnten.

Der Vater nahm den Hut von der Wand — sagte etwas von Zöllnern und Sündern — und ging aus, dasjenige wieder rückgängig zu machen, was er wegen Uebernahme und Pacht einer kleinen Wirthschaft im Orte, zu bestellen den Anfang gemacht hatte.

Der Dienst ward angetreten, die Mutter jubelte immer lauter und wollte unversehens überall eine Stufe höher treten, was aber der Vater nicht leiden wollte, der an seiner Zollstätte so fest halten blieb, und auf Ordnung

und Tabellen so unverrückt hinsah, wie vordem auf die Schwadron, in welcher er stand.

Der Vater meinte es überaus gut mit mir, hielt mich aber besonders scharf und strenge, nach damaliger Art und Weise.

Ich war zehn Jahr alt, konnte gut rechnen, schreiben, lesen, etwas Lateinisch, war zum Verschicken, Ausrichten, Acht haben, leichter Feldarbeit und Ausharren in Hitze und Kälte wohl zu gebrauchen.

Der Vater hielt auf das Letztere Alles. Ich mußte alles schnell verrichten, und gleichwohl sehr leise. Für Jedermann dienstfertig, nie verdrossen, und stets fähig und fertig sein, aufzunehmen und zu verrichten, was man mich heißen möchte.

So oft mir ein Auftrag ertheilt ward, nahm er die Uhr zur Hand und sagte: „um die Stunde muß das gethan sein!“

Sonst war er ziemlich geduldig gegen Jugendfehler. Unwahrheit allein brachte ihn in furchtbaren Zorn.

Noch erinnere ich mich, wie er, da ich aus Furcht eine Lüge gesprochen, seine Kappe vom Kopfe nahm und ernstlich zu Gott betete: — „er möge den Jungen aus der Welt nehmen!“

In meinem dreizehnten Jahre war mehr und mehr die Rede davon, eine Bestimmung für mich zu bedenken.

Vier Geschwister waren früh gestorben, ich blieb das einzige Kind. Um so mehr wollte die Mutter etwas Vornehmes aus dem Leopold bilden, und meinte dann, alle Hoffnung und Herrlichkeit gehe ja doch vom Hofe aus. Deshalb müsse man dort Fuß fassen.

Zwar sei das nicht leicht; allein die Herrschaft habe ihre Treue und Verständigkeit jederzeit sehr gerühmt.

Man müsse nur Anfangs nicht zu hoch hinaus wollen, so werde es nach und nach gehen. So habe man es wohl erlebt, daß bei hohen Herrschaften, zum Beispiel — ein Friseur, es doch oft weiter gebracht, als man es vermeint habe. Wenn der Leopold nur erst einmal auf dem Schlosse wäre, dann —

Hier fiel aber der Vater mit einem alten Kriegesfluche so kräftig drein, daß die Mutter niemals von der Seite die Sache wieder anzufangen wagte.

Doch lag sie dem Vater so häufig an, was Rechtes aus mir zu machen, daß er sich nach und nach daran gewöhnte, es geschehen zu lassen, obschon er nicht wußte, wie es anzufangen sein möchte.

Manchmal beunruhigte ihn mein Fortkommen dergestalt, daß er nicht wußte, wie er mit sich fertig werden wollte.

Er half sich dann damit heraus, daß er im Garten herum ging und einen Gesang brummte, der die Sache Gott heimstellte.

Einstmals fügte es sich, daß über einen Dienstvorfall an einen Berghauptmann ein Schreiben aufzusetzen war.

Der Vater wußte nicht damit fertig zu werden. Es war ein Fall, wo die Gemahlin jenes Herrn, gegen des Vaters Bestallung, ein Unrecht gegen die landesherrlichen Rechte und Gefälle verlangte und es durchsetzen wollte. Mein Vater wollte dem Herrn Berghauptmann erklären, wie man ihm Treulosigkeit zumuthe, wie dergleichen mit ihm nicht zu machen sei; und er schrieb das nieder, eben so, wie er einzuhauen gewohnt gewesen war.

Die Mutter seufzte und klagte darüber, und nagte den Vater an der Seele, er möge, wie sie es nannte, Fünfe gerade sein lassen.

Es kam so weit, daß der Vater die Mutter am Arme vor die Stubenthür hinaus brachte. Der Brief blieb einen Tag ungeschrieben. Die Mutter zog den Herrn Pfarrer zu Rathe, der setzte ein Schreiben auf, was aber der Vater nicht gebrauchen wollte; „denn" sagte er, „der Berghauptmann sieht daraus nicht, was ich will, und muß denken, es fehle mir das Herz, meine Schuldigkeit zu thun."

Auf einmal pfeift es über die halbe Hausthür her, nach dem Garten zu. Ich laufe herbei.

„Leopold!" sagte der Vater; „nimm Papier und Feder. Von dem und dem ist die Rede, schreibe das an den Berghauptmann, so daß es manierlich heraus kommt, und doch das Rechte ausgesprochen wird."

„Liest du in einem fort Bücher und Geschichten, so mußt du das können, oder ich nehme dir die Bücher weg, gebe dir den Spaten in die Hand und weiß dann von heute an, was aus dir werden soll. Zwei Stunden will ich dir zu der Sache geben; ist's dann nichts geworden, so wird es auch nichts und du sollst mit Gottes Hülfe in den Bauernstand treten, was ohnedies wohl am Gerathensten wäre.

Nun erschrak ich nicht wenig, als die Zumuthung an mich gemacht ward. — Doch gab mir des Vaters Vertrauen einen guten Glauben an mich, und dann freute es mich auch herzlich, daß es mir vielleicht gelingen möchte, den Eltern eine Sorge von der Seele zu nehmen.

Ich machte mich daran. Ich schrieb fromm und ehrlich, wie aus meines Vaters Seele.

Am Schlusse setzte ich hinzu: es könne nur deshalb so gekommen sein, weil der gnädigen Frau etwa die Verordnung nicht bekannt sei.

Mein Vater war so zufrieden, daß er mir ein blankes Viergroschenstück mit dem wilden Manne verehrte.

Den Schluß wollte er mit Gewalt weg haben. „Denn", sagte er, „ich weiß, daß sie die Verordnung kennt; davon ist gerade die Rede."

Die Mutter wußte ihn aber so oft und viel mit Beispielen, Bitten, Klagen und Seufzern zu ermüden, bis er endlich nachgab.

Der Brief ward abgeschrieben, hingeschickt, gefiel dem Berghauptmann, der ein braver und überaus frommer Mann war und niemals Unrecht wollte, so wohl, daß er meinem Vater recht wacker darauf erwiederte.

Nach etlichen Tagen ritt er an unserm Hause an, schlug mit der Gerte an's Fenster und rief den Vater heraus.

„Ganz recht so, Herr Böttger! — gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist — so soll es sein." —

Er nahm einen Trunk Bier von der Mutter, erlaubte, daß ich ihm vorgestellt wurde, that einige Fragen, welche ich frisch beantwortete, und bezeigte sein Wohlgefallen an mir.

Ich richtete mich aufrecht, sah ihm gerade in's Gesicht. Der Vater blickte mich zufrieden an, die Mutter strich mir das Haar von der Stirne, weinte, faltete die Hände und sah den alten Berghauptmann durchdringend an.

„Der hat den Brief geschrieben" — fuhr mein Vater heraus.

„Ist ja wohl nicht möglich!“ rief der alte Baron, und sah mich scharf an.

„Doch — sagte der Vater — und — indem er näher zum Berghauptmann getreten war — setzte er etwas leiser hinzu — „er ist nicht auf den Kopf gefallen, es möchte was Tüchtiges aus ihm werden können — wenn man es nur so hätte, wenn man es nur anwenden könnte — aber wir können es nicht, und da wird der Junge denn wohl sitzen bleiben!“ —

„Das wäre doch Schade um den Burschen!“ meinte der alte Herr.

Da trat nun die Mutter hinzu, sprach weit und breit von mir, und was ich alles könnte, und wie leicht ich alles faßte, und wie gut ich wäre. Sie weinte und griff nach der Hand des Berghauptmanns, und wehrte zugleich die Fliegen vom Pferde, und nöthigte ihn, abzusteigen, und pries mich stets mehr und mehr.

Der Vater hieß mich hinein gehen, führte die Mutter einen Schritt zurück. „Du machst ja mit deinem Getöse und Getümmel nur das Pferd scheu!“ sagte er, und brachte sie so um drei gute Schritte rückwärts.

Der Berghauptmann lächelte und sagte: „Mein lieber Böttger, er ist ein Ehrenmann, ich weiß das! Schicke er morgen Mittag den Leopold zu mir herüber! Hat der Knabe Gott vor Augen, so will ich sehen, was zu thun ist!“ —

Der Vater nickte dankbar mit dem Kopfe, die Mutter sank fast in die Knie und sagte ein Kernwort aus der Bibel. —

„Wir wollen sehen, was zu thun sein kann!“ sagte der Berghauptmann. „Gott befohlen!“

Er ritt seines Weges weiter.

Die Eltern sahen ihm lange nach, redeten kein Wort — dann traten sie herein. Die Mutter ergriff mich, zog mich in die Stube, umarmte mich mit tausend Segenswünschen, kniete mit gefaltenen Händen vor einem Stuhle nieder und ergoß sich in frommen Gebeten für ihren Leopold und den Berghauptmann, die sie beide Gott empfahl.

Ich weinte recht herzlich mit ihr.

Der Vater sah uns an — trat ans Fenster — wieder zu uns, wollte mancherlei reden — es kam aber nicht dazu. — Endlich legte er mir die Hand recht schwer auf den Kopf und sprach: — „Ja, Leopold, nun sei gescheut!" Hierauf sah er uns beide an und sprach, wie mit Herzensangst: „Gott wird's ja machen, wie es dem Burschen taugt!"

Hierauf ging er an seinen Tisch, trug das Accisegeld, was die Berghauptmännin gezahlt hatte, in die Tabelle ein, ging dann, um von einem alten Glasschranke die große Hausbibel zu holen, und schrieb hinten auf das weiße leere Blatt Tag und Stunde nieder, wo der Berghauptmann da gewesen war und mich zu sich bestellt hatte.

Mittags bei Tische sprach die Mutter aus Herzensgrunde von den Fügungen Gottes, und daß immer die Hülfe am nächsten sei, wenn die Noth am höchsten wäre.

Der Vater pflichtete ihr bei. Als aber die Mutter nun noch manches folgen ließ von der Klugheit, vom rechten Augenblicke, und daß man vornehme Herren nur nicht wieder loslassen müsse, wenn einmal die Gnadenthüre geöffnet sei, so ward der Vater ganz still.

Sie belegte indeß ihren Satz mit vielen Beispielen aus dem Hofleben, und daß sie dieses kenne, wie der Vater den Dienst. Sie habe eigentlich der Sache den Stoß gegeben, setzte sie hinzu. Und hätte der Vater sie nur nicht so zur Unzeit zurück geführt, so würde gleich ein Mehreres zu Stande gebracht worden sein.

Der Vater, der bei dergleichen leicht ungeduldig zu werden pflegte, war damals so guten Muthes, daß er nur lächelte und sie gar nicht unterbrach, bis sie alles ausgeredet hatte und wirklich nichts mehr vorzubringen wußte.

Nachher redete er zu mir — wie man erst sehen müsse, was aus der Sache werden könne — wie ich mich auf Einiges richten sollte, was etwa der Herr Berghauptmann fragen möchte — wie ich mich im Hause gegen die Gemahlin, die Junker und den Hofmeister betragen sollte.

Die Mutter verlangte einen Fußfall vor der gnädigen Frau. —

„Untersteh' dich dergleichen!" fiel der Vater schnell dazwischen.

„Er muß doch nach Kleidungsstücken zum Kusse greifen!" meinte die Mutter.

„Er soll kein Narr sein!" sprach der Vater. — „Steh' ehrbar da, ehrerbietig und still. Du bist nichts, aber ehrlicher Leute Kind; du wartest ab, was sie mit dir wollen, und hörst es an, und thust, was dir das Herz zuträgt!" —

Die Mutter gab dann diesen Artikel auf, weil sie wohl sah, daß hierin nichts zu erlangen war.

Des andern Morgens fand ich meinen Sonntags-Anzug ausgebreitet liegen, daneben ein Bündelchen Wäsche

für alle Fälle, ward mit einem guten Frühstück versehen, und mit dem Schlage vier Uhr trat ich unter herzlichen Segenswünschen meinen Gang an.

Vater und Mutter gingen mit vor die Hausthüre und sahen mir von da so lange nach, als sie mich sehen konnten. Da ich um die Ecke biegen sollte, blickte ich noch einmal nach ihnen um, und weinte recht von Herzen.

Der Vater winkte. Ich blieb stehen; er folgte mir.

„Da hast du einen Thaler!" sprach er, indem er mir das Geld bedächtig in die Hand zählte. „Du wirst Hunger bekommen, denn es sind drei starke Meilen, die du zu gehen hast; auch kann man ja nicht vorher wissen, wie es dir an Ort und Stelle mit Essen und Trinken ergehen wird."

„Wie es auch damit zugehen mag, iß dich satt, wie bei uns; aber iß nicht heißhungrig und lange mir nicht nach den besten Bissen. Geh' deines Weges ordentlich darauf zu, aber laufe nicht, und ehe du auf den Edelhof trittst, gieb Acht, daß du nicht mit bestaubten Schuhen eintrittst. Wirst du in ein Zimmer gefordert, so fasse nicht Tische und Stühle an, lehne dich nirgend an, du bist erwachsen genug, alleinstehen zu können."

Ich reichte ihm die Hand. Er sah mich noch einmal von unten bis oben an — schüttelte den Kopf — und sagte recht herzlich: „Geh' nun mit Gott!"

Es kam mir bedenklich vor, daß er den Kopf schüttelte — ich that die Frage: ob er mir noch etwas zu sagen habe?

„Heute nichts mehr!" sprach er, wandte sich um, und ging. — Ich aber ging meinen Weg nun rüstig weiter.

Du ehrlicher Vater! — Ueber dich war das Gefühl

gekommen, daß an diesem Scheidewege meine Lebensbahn ihre Wendung und Bestimmung bekommen mußte! — Ich empfand damals nichts davon. Nachher hab' ich dein Kopfschütteln nur zu sehr begriffen.

Mit dem Schritte um die Ecke am See waren die Würfel geworfen, mein Loos war entschieden und wir konnten nicht mehr zurück.

Auf dem langen Wege nach dem Edelhofe dachte ich nach, was nun wohl aus mir werden möchte. Ich konnte nichts heraus bringen, doch glaubte ich wohl, daß es besser mit mir werden würde. Ich ging getrost auf meine Bestimmung zu.

Auf dem Hofe fielen die Hunde mich an, und die Bedienten gaben mir auf alle meine Fragen nicht rechten Bescheid.

Endlich traf Einer von den Junkern auf mich. „Ist er der Böttger?" schnarrte mich das Kind an. Ich bejahete. Er führte mich zur gnädigen Mama an das Zimmer. Er blieb lange darin und kam endlich mit der Antwort: sie lese jetzt, nach Tische wolle sie mich sehen. Ich ward zum Berghauptmann gebracht. Auf dem Wege dahin fand auch der andere Junker sich ein. Beide lachten viel über mich, meinen geflochtenen Zopf und die blau gläsernen Knöpfe auf meiner Kattunweste.

Der alte Herr hieß die Junker gehen, rief mich herein, that allerlei Fragen nach meinem Wissen, besonders bekümmerte er sich darum, wie ich im Katechismus bewandert sei. Es schien, ich hatte ihn zufrieden gestellt. Er ließ mich rechnen, schreiben, lesen — und dann ward der Hofmeister gerufen. Er erklärte ihm, wie er in der Hauptsache zufrieden von mir sei, wie er mich neben sei-

nen Kindern unterrichten lassen und den Anfang sogleich morgen gemacht wissen wolle.

Der Lehrer sah mich erstaunt und eiskalt an, that einige Fragen, welche ich damals unmöglich zu beantworten wissen konnte — und versicherte dann den Baron, ich sei gegen die Herren Söhne viel zu weit zurück.

„So?" sagte der alte Herr — und indem er in Papieren herum suchte, setzte er sehr verdrüßlich hinzu: „Es kommt mir indeß vor, die Herren Söhne wären mit dem Menschenverstande sehr zurück. Es wird sich finden." — Er gab uns ein Zeichen zu gehen, und der Hofmeister nahm mich mit sich in seine Zimmer.

Was er mir zeigte, was er mich frug — war mir alles fremd und setzte mich in die Verlegenheit der Unwissenheit, die er mich sehr hart empfinden ließ.

Der Berghauptmann stellte seiner Gemahlin mich vor, als die Familie zum Speisen ging. Sie sah mich kaum an und erwiederte gar nichts.

Das Essen ward mir bei einem Manne angewiesen, der Schreiber, Kammerdiener, Haushofmeister, Spaßmacher und Friseur zugleich war.

Er ließ mich sich gegenüber stehen, fast hungern, Teller hinaus tragen, und als er seinen Nachmittagsschlaf hielt, zwei Stunden lang auf dem gepflasterten Hofe in der Sonnenhitze umher gehen. Die Junker lagen im Fenster und lachten über mich.

Wie gern wäre ich unter der alten Linde vor unserer Hausthür gesessen, hätte unsern Waldmann gefüttert, den Vater brummen und die Mutter in mich hinein reden hören! —

Der Berghauptmann fand mich im Dorfe, wo ich

mit offenem Munde starr in einen kleinen See hinab sah und mein künftiges Geschick hätte heraus grübeln mögen. Er sprach freundlich mit mir und daß mein Unterricht morgen angehen würde. — „Im übrigen — so sprach er — sei er nur getrost, es wird schon alles werden! Seinem Vater habe ich wissen lassen, daß er hier bleiben soll.“

In etlichen Tagen kam die Mutter an, und brachte mir meine Sachen.

Sie war recht von Herzen dankbar und deshalb sehr gesprächig, dabei über die Maßen höflich und fast demüthig.

Ich merkte wohl, daß man sich über sie und ihre vielen Knixe lustig machte. Das that mir in der Seele weh. Beim Abschiede hing ich mich an sie und wollte sie nicht lassen. Ich wollte durchaus mit ihr und wieder nach Hause.

Die gute Frau! das Herz brach ihr, es war ihr bei der ganzen Sache nicht wohl zu Muthe; sie verbarg es aber, so gut sie konnte, tröstete mich auf's beste, trocknete meine Augen, umarmte mich aus ganzer Seele und bat mich, auszuharren und nur ja recht dankbar zu sein, da mir so große Gnade wiederfahre.

Ich versprach alles. Wie sie aber vom Hofe herunter ging, meinte ich, das Herz sollte mir zerspringen, so unbändig war mein Zustand. Ich weinte, sprach laut, lief dem Wagen nach, sah ihn nicht mehr — stürzte mich auf den Boden hin und schrie überlaut, bis ich nicht mehr konnte.

Der Berghauptmann wollte das Beste mit mir; — er konnte es aber nicht vollbringen, weil alle Andern ihm

entgegen waren. Diese Sache mit mir hatte er unvermuthet zu Stande gebracht.

Er war ein sehr arbeitsamer Mann, scheute den Verdruß und die bösen Gesichter. Man bekämpfte ihn vor der Hand mit den letztern, um ihn erst gehörig mürbe zu machen, dann aber bei dem ersten Anlaß mit Sturm loszubrechen.

Ich war fleißig, still, dienstfertig, und ertrug sehr Vieles.

Die Junker neckten mich; ich schwieg. Sie warfen mich mit Erde; ich schüttelte sie von mir. Sie stellten mir ein Bein, warfen mich nieder; ich wehrte nur ab. Sie drehten mir die Knöpfe ab; ich nähte sie wieder an. Der alte Friseur ließ mich des gnädigen Herrn Perruque frisiren — ich lernte auch das.

Man gebrauchte mich ganz als Bedienten. Die Hunde der alten Dame wurden so oft auf mich gehetzt, daß sie mir stets in die Beine fielen. Einst biß mich der Liebling wirklich, und ich traf ihn, daß er lange winselte. Da wollte die gnädige Frau mich sogleich aufpacken lassen und nach Hause schicken. Sie hatte mich noch nie angeredet; aber bei dem Anlasse ergoß sie sich in den niedrigsten Schimpfreden über mich.

Der alte Herr vermittelte es aber wieder.

Ich wäre gern gegangen, und war sehr traurig, daß es nicht so weit kam.

Die Eltern waren zu Hause stets früh zu Bette gegangen, um das Licht zu ersparen. Ich konnte so früh nicht schlafen, daher war ich gewohnt, dem, was den Tag über mir begegnet war und meinen Gedanken nachzuhängen.

Dazu hatte ich nun hier traurigen Anlaß genug. Da ich mit Niemand reden, Niemand etwas klagen konnte, so wünschte ich mir den Tod oft genug.

Weil ich aber meinen Eltern in ihrem Alter gern aushelfen wollte, so nahm ich diesen Wunsch bald wieder zurück, und sprach alle Gebete, die ich auswendig wußte, zu meinem Troste, fast laut aus.

Ich fand auf eine Weile Beruhigung darin; ganz vorzüglich aber fand sich über dem Allen ein Hang zur Traurigkeit bei mir ein und ein wahres Vergnügen, mich von den Andern abzusondern, allein zu sein und zu weinen.

Dachte ich an unser kleines Gärtchen zu Hause, an den See, auf welchem ich manchmal schiffen durfte, an die Erzählungen des Vaters vom siebenjährigen Kriege, so hätte ich auf und davon laufen mögen.

Der Vater schrieb mir alle Monate zwei Briefe, und jedesmal endete er damit: mache mir nicht Schimpf! — So dachte ich denn — halte es aus!

So war ein Jahr vorüber, und ich hatte indeß mancherlei gelernt. Nur ward ich immer stiller und stiller, je mehr ich deshalb berufen ward. Der Hofmeister schalt mich einen Heuchler, die alte Dame einen Hochmuthsnarren, der alte Baron wußte nicht, was er aus mir machen sollte, und meinte in seinem ehrlichen Sinne — das komme nur daher, weil ich Gott nicht genug vor Augen habe.

Ich gerieth manchmal in wahre Beängstigung, und dachte, es möge mir an Frömmigkeit mangeln.

Ach, nun ich rückwärts blicke in jene Zeiten, weiß ich sehr wohl, daß ich damals so fromm war, als man sein kann!

Mein Herz sprach alles an, aber Niemand sprach zu meinem Herzen. Ich empfand alles sehr treu und kräftig, aber ich wußte diesen Gefühlen keine Sprache zu geben.

Der Geburtstag des alten Barons brach an, und der Hofmeister, mit Hülfe des Verwalters, wollten dazu eine überaus lustige Komödie nach damaligem Zuschnitte geben. Ich erhielt dabei die Stelle eines einfältigen Bauerburschen, der nur stets: „Ach ja!" zu sagen hatte. Am Schlusse wurde ich von vier Bauerburschen auf einem großen Tuche mehrmals in die Luft gewippt.

Der Herr Hofmeister hatte diesen Hauptspaß zur Ergötzlichkeit für die alte Dame, die Junker und alle übrige hineingewebt.

Die Sache ging im Garten vor. Die Junker sprachen erst zierliche Verse und der Berghauptmann ließ sich das wohlgefallen, so wie die ganze Gesellschaft. Der Pokal war an dem Tage brav herum gegangen, und alles gab überlauten Beifall.

Wie aber nun der grobe Spaß mit mir anfing, stand der alte Ehrenmann plötzlich auf und rief zornig: „Was soll das heißen? He!"

Die Gesellschaft lachte sich krank, die Bauerbursche trieben ihr Spiel immer frecher, ich ward weh und krank. — Der alte Baron sprang herbei, prügelte die Bauern ganz erbärmlich, suchte den Hofmeister, dem es eben so ergangen sein würde, wenn er ihn gefunden hätte, stieß seine Junker bei Seite, sah seine Gemahlin grimmig an, riß mich aus der Menge weg und brachte mich auf sein Zimmer, wo er alles anwendete, mich wieder zurecht zu bringen.

Ich ward halb sinnlos zu Bette gebracht und befand mich noch den andern Tag sehr übel.

„Leopold!“ sprach der alte Herr zu mir — „hier ist es nichts mit ihm! Er ist auch mit Schuld daran, denn er hat ein apartes Wesen. Die Andern wissen nicht, was sie aus ihm machen sollen, und so kommt es, daß sie sich einbilden, sie könnten ihn zum Narren brauchen. Er muß von hier weg.“

Da heiterte sich meine ganze Seele auf.

„Er muß wieder nach Hause zu seinen Eltern.“

Ich konnte meine Freude nicht bergen.

„Morgen wird sein Vater ihn abholen.“

Ich küßte dem alten Manne die Hand.

„Ich werde ihn nicht verlassen, aber er muß anders werden, sonst kann nichts aus ihm werden. — Indeß soll er mein Zimmer nicht mehr verlassen, und um Alle hier im Hause hat er sich nicht zu bekümmern.“

Wirklich kam auch der Vater. Der alte Baron sprach lange mit ihm über mich und setzte hinzu: er würde dieser Tage zu uns kommen, das Weitere zu bereden. Ich habe nicht nöthig, im Hause Abschied zu nehmen und könne nun in Gottes Namen gehen.

Wir fuhren davon. Mein Vater war sehr ernst und sprach wenig.

Auf halbem Wege stieg er ab, ich mit ihm. Er hieß das Fuhrwerk langsam voraus fahren, blieb stehen und sah mich wehmüthig an.

„Es ist gekommen, wie ich gleich anfangs gedacht habe. Du wärest besser daheim geblieben. Die Herrschaften und unseres Gleichen taugen nicht zusammen. Die Mutter hat aber stets hoch mit dir hinaus gewollt, und

mich hat der Hochmuthsteufel auch geblendet, daß ich dazumal bei Gelegenheit des Briefes herausgefahren bin, und habe gesagt: mein Junge hat ihn geschrieben. Von da an ist alles Ungemach gekommen, und ich fürchte, der böse Augenblick wird dir nachhängen auf deine Lebenstage.“

Er ließ mich nicht zu Worte kommen.

„Sieh, Leopold, das dachte ich, als du von uns nach dem Edelhofe abzogest, eben aus dem Orte herausgehen wolltest, und ich meinte, ich sollte dich umwenden und wieder zu Hause bringen. Hm! Hätte ich es doch damals gethan!“ —

Was ich auch sagen mochte, konnte ihn nicht begütigen. Wir fuhren dann weiter, und unterweges sagte er mir, er habe stets genaue Nachrichten von mir gehabt und sei von meinem Betragen zufrieden.

Wie freute mich das Abendgeläute im Orte, die Heerden mit ihren Glocken, der stille weite See, die Begrüßung der Nachbarskinder, die Gluth, die aus den Schmelzöfen in die Dämmerung hinauf flammte und das dumpfe Pochen der Eisenhämmer!

Als aber die Arme der Mutter aus der Thüre sich mir entgegen breiteten, als ihr Herz an meiner Brust schlug, der Vater bedächtig aussprach: „Leopold hat sich ganz gut gehalten!“ — die Mutter mich nun fester an sich zog und ich die Freudenthränen fließen sah, denen sie sie sich nun ganz überlassen konnte — als der Vater uns Beiden auf die Schulter klopfte und sehr freundlich sagte: „Nun — laßt es nun genug sein!“ wir Beide ihm um den Hals fielen und nicht reden konnten — dies war der schönste Augenblick meines, ihres Lebens! — Wir alle

Dreie haben eines solchen uns nicht wieder erfreuen können, und indem ich jetzt seiner gedenke, genieße ich einer wahrhaft seligen Wonne.

Acht Tage vergingen unter Fragen, Erzählungen, Besuchen der Nachbarschaft, Kopfschütteln und Nachdenken meines Vaters — dem reger geäußerten Antheile meiner Mutter — die sich, bei allem Bedauern meiner Unfälle, doch damit tröstete, daß der alte Baron selbst mich befreit und gerächt habe.

Ich suchte alle meine Spielkameraden behende auf. — Sie reichten langsam eine Hand — so wie von der Seite heraus, mir entgegen, sahen mich von oben bis unten mit offenem Munde an und hatten kein Herz mehr zu mir. Ich bemerkte bald, daß auch sie mir nicht mehr hinreichen konnten.

Vierzehn Tage waren verstrichen, der alte Berghauptmann hatte sich nicht sehen lassen.

Meine Mutter seufzte darüber und ward sehr still. Der Vater stutzte — doch war ihm das Ausbleiben recht.

Der Kantor im Orte hatte sich merken lassen: mit Böttgers Leopold seien auf dem Edelhofe wunderliche Dinge vorgegangen, er sei nicht ohne Ursache fortgewiesen und zwar über Hals, über Kopf.

Die Leute fingen an, das zu glauben, und meine Mutter ward beinahe siech wegen des Geredes.

Um die Zeit nahm mich der Vater eines Abends, da eben die Glocke zum Abendgebet angezogen war, mit heraus. Wir gingen den See entlang, wo er bei Gärten und Grundstücken, Feldern und Wiesen mir erzählte, wie sie indeß gebauet, gebessert, verändert waren, wie es ihren Eigenthümern ergangen und dergleichen. Wir setzten uns

auf einen alten Eichblock; er brachte seine Pfeife zuwege und sagte dann:

„Der Herr Berghauptmann kommt sicher und gewiß. Deine Mutter hat sich ohne Noth. Bei den Weibern hilft kein Einreden — man muß sie gewähren lassen. Sie finden sich dann noch besser und früher, als man es vermeint hätte. — Mir ist aber ganz anders zu Sinne; ich wollte — der Herr Berghauptmann käme nicht."

Ich sah ihn mit großen Augen an. — —

„Ich wollte, er wäre niemals gekommen! Sieh, Leopold, wir sind nicht dabei hergekommen und können es nicht ausführen, wie es angefangen ist. Es ist ein Flickwerk und wird nichts Rechtes aus dir werden. Das sei Gott geklagt!" —

Ich sah trübselig vor mich nieder.

„Du hast dich ganz gut betragen, wie ich wohl weiß; aber — du bist — wie soll ich's nennen — ich kann nicht sagen, zu ehrlich — denn man kann nicht redlich genug sein — aber du wirst nie zur rechten Zeit die Hand ausstrecken können, das Glück fest zu halten, wenn es vor dir steht. Deshalb wirst du es nicht weit bringen."

Ich sagte ihm, daß ich ihn nicht verstehen könnte. Ich bat ihn, er möge mir das doch recht deutlich machen.

„Das kann ich nicht. Aber ich habe ehrliche, fleißige Männer gesehen, die nicht auf den Kopf gefallen waren, und die doch nicht vorwärts kommen konnten, wenn sie nicht hingeschoben wurden, was denn selten zu geschehen pflegt. Ich habe andere gekannt, die recht ehrlich, aber lustig, behende und leicht zugreifen konnten — die haben es sehr hoch hinauf gebracht. Du hast der Mutter Ehrgeiz — damit würdest du vorwärts kommen, aber du hast

auch der Mutter Empfindlichkeit, die reißt dich wieder zurück, und so besorge ich — es bleibt ein gebrechlich Wesen mit dir. Was ist dabei nun zu thun? — Sieh — ich meine, du solltest das hohe Wesen aufgeben und auf der gemeinen Fahrstraße bleiben. — Laß uns das überlegen und beschließen, ehe der Berghauptmann zu uns kommt. Wir wollen darüber Eins werden, ehe wir von diesem Blocke aufstehen."

Er sah mich ernst an. Ohne mein Wissen war ich aufgestanden und vor ihm hingetreten — so überfiel mich der Schrecken der nahen Entscheidung.

„Willst du ein Krämer werden?"

„Nein!" sagte ich schnell.

„Willst du Soldat werden? Man kann es dabei weit bringen — es kann sich auch fügen, daß man stehen bleibt, wie ich stehen geblieben bin. — Was meinst du?"

„Ja — sagte ich — wenn's für's Vaterland gelten könnte — gleich! den Augenblick!"

Er sah weit hinaus, trieb den Rauch hoch hinauf und sprach dann sehr feierlich: — „Für die Ehre — für den Herrn dient man, und dient mit den Kameraden, die auch so wollen! Weiter ist da nicht zu fragen! — Du bist nicht für das Soldatenleben gemünzt, das weiß ich. Lassen wir das gut sein! — Höre, Leopold! — zwischen diesen Bergen bist du geboren und ehrlich erzogen, vergiß es, daß du ein paar Meilen darüber hinaus eine Weile in ein fremdes Nest gelegt worden bist. Du bist jetzt in dein rechtes Nest zurück geworfen. Bleibe da, sieh dich nicht weiter um und höre da auf, wo du angefangen hast. Noch ist es Zeit. — Wie? Was meinst du?"

Ich sah dem ehrlichen Vater ins Gesicht — ich sah

über die hohen Berge rund umher hinaus — ich war sehr beklommen. War es die Bangigkeit vor der Entscheidung, war es die Bangigkeit, daß ich nun immer und immer hier bleiben und versprechen sollte, niemals weiter in die Welt hinaus zu wollen — ich weiß es nicht; aber ich war außer Stande, ein Wort zu antworten.

„Ich sehe wohl, der Mutter Ehrbegier regt sich in dir, und der Mutter Neubegier. — Ich zwinge dich nicht, Leopold, denn ich habe mich auch nicht zwingen lassen: aber Eines ist, das habe ich vielfältig in der Welt erfahren, das muß ich dir noch sagen und das merke dir wohl!"

Ich rückte dicht an den Vater hin und faßte seine Hand.

„Welch Getöse und Getümmel auch die Menschen in der Welt anstellen, sich hinauf und eben deshalb die Andern unter die Füße zu bringen; daß das bischen Leben alle das Drängen und Zerren nicht werth ist, — das sehen sie gemeiniglich früher ein, als sie es aussprechen. Sie hören alle, groß und klein, endlich damit auf, Bäume zu beschneiden und Kohl oder Blumen zu begießen. Glücklich die, welche es noch mit frischem Herzen und Gewissen thun! — Wir haben hier ein paar Morgen Land, etwas Wiesenwachs, ein Gärtchen und eine Hütte, die du schuldenfrei machen kannst, wenn wir es nicht so weit bringen sollten! — Bleibe bei uns, schließe du unsre Augen und wolle von der übrigen Welt und Allem, was hinter jenen Bergen liegt, weiter nichts wissen."

Es war fast dunkel geworden; ein Stern flammte nach dem andern über den hohen Bergen. Es war mir, als riefen sie mich jenseits in eine leuchtende Welt, die hinter der Heimath liegt, hinüber. Ich weinte herzlich,

drückte des Vaters Hand, fiel ihm zuletzt um den Hals und schluchzte laut!

„Die Mutter — sagte er — die Mutter hat es gewonnen — sie treibt dich hinaus in die Welt! — Nun — das walte Gott!"

Er legte mir die Hand auf den Kopf, stand auf, steckte seine Pfeife in die Tasche. — „Komm, laß uns nach Hause gehen!"

Unterweges redete er viel davon, wie ich nun in der Welt mich bescheiden betragen sollte, daß nie das Gute unvergolten bleibe, und wie ich ja nach seinem Tode für die Mutter recht wacker sorgen möge.

Ich weinte, das Herz wollte mir aus der Brust.

„Vater," sagte ich, „noch bin ich ja da — vielleicht bleibe ich hier!"

„Nein!" sagte er; „du wirst von uns gehen. Das geschehe nun bald, oder später — ich habe dir nichts ferner über die Sache zu sagen, aber in meinem Gebete bleibst du Morgens, Abends und so wie ich des Tages über dazu einen Anlaß nehmen kann."

Ich versicherte, wie ich keinen Fleiß sparen wollte, alles zu lernen und etwas zu erwerben, um die alten Tage der Eltern gut und bequem für sie zu machen.

Gewiß war dieses auch meine höchste Sehnsucht.

Mit diesen Gesprächen waren wir wieder an das erste Haus im Orte gekommen.

Dort blieb der Vater stehen, schlug mir fest auf die Schulter und sprach: „Leopold, du bist gut, bleibe fest im Guten, dann laß es kommen, wie Gott will!"

Ich weiß nicht, hatte der Mutter der Sinn es zugetragen, was der Vater auf diesem langen Wege mit

mir gewollt, oder war es ihre fortdauernde Aengstlichkeit wegen des Ausbleibens des alten Berghauptmanns — sie war den Abend und noch am folgenden Tage von besonderer Nachgiebigkeit und Sorglichkeit für den Vater.

Mich sah sie sehr bekümmert an.

Auf einmal werde ich gerufen. Der Berghauptmann ist angekommen.

Er hatte sich das schlechte Betragen der Seinen gegen mich wahrhaft zu Herzen gezogen.

Er war deshalb krank geworden. Den Hofmeister hatte er verabschiedet, es war zu harten Erklärungen gekommen, und er kam zu uns, meine Studien ernstlich zu betreiben.

Er wollte, daß ein Geistlicher aus mir werden sollte, doch wollte er mich nicht zwingen. Er bestand darauf, daß ich nach einer Stadt sollte, wo ein geräuschloses Leben mich in der Frömmigkeit erhalten könne. Er erklärte, ich solle deshalb nach Quedlinburg, wo er bei einem wackern Schulmanne Wohnung, Unterricht und Kost allein zu bestreiten übernehme. Nur für die Kleidung sollten meine Eltern sorgen.

Vater und Mutter erschöpften sich in Danksagungen, die der gutmüthige Mann stets unterbrach.

„Ich will es, ich führe es durch. Der Bursche dankt es mir vielleicht besser, als meine Söhne. Auf ein Jahr ist vorausbezahlt. Mein Testament wird das Weitere besorgen. Sei er fleißig, aber morgen muß er fort. — Hier ist ein Brief an seinen Lehrer!"

So eilte er fort. — Er stieg mühsam zu Pferde — er sah sich nicht nach uns um — ich habe ihn nie wieder gesehen! —

Bei der Mutter wechselte die Freude über mein Glück, mit dem Schmerz über die nahe Trennung.

Der Vater war still und ernst. Er machte die Anstalten zur Abreise, welche sogleich des andern Morgens um drei Uhr vor sich ging. Er selbst brachte mich an den Ort meiner Bestimmung.

Die Trennung von der Mutter war überaus schmerzlich. Der Vater tröstete sie, und unterwegens auch mich.

„Frisch, Leopold! Jetzt gilt es nicht weinen, es gilt arbeiten, glauben und ein anderer Mensch werden.“

Ich kam zu einem alten, kalten, ängstlichen, gelehrten, sehr geizigen Mann. Der Vater kehrte noch desselben Tages zurück.

Mein Lehrer wollte, aus Auftrag des Berghauptmanns und nach eigener Neigung, durchaus mich für die Kanzel ausbilden. Je weniger ich dazu Neigung bewies, je mehr zweifelte er am Heil meiner Seele.

Latein, Unterricht im Griechischen und Hebräischen, das war, womit er mich sehr strenge beschäftigte. Neigung für alles übrige Wissen, ward mir kaum nachgesehen.

Meine Zweifel an der Person des Teufels und dessen Einwirkung, brachten mich um seine Freundschaft.

Anderthalb Jahre waren verflossen, als unerwartet mein Vater mich besuchte. Meine laute Freude über seine liebe Erscheinung ward dadurch geschwächt, daß ich ihn ganz verändert, kraftlos — zu mir hereintreten sah.

Es entging ihm nicht.

„Die alten Wunden plagen mich. Es wird aber doch seit acht Tagen merklich besser mit mir. Die Mutter ist Gottlob recht wohl!“

Er hatte sich auf den Weg gemacht, um mir den Tod des Berghauptmanns anzusagen.

Ich war davon sehr betroffen, und recht herzlich gerührt.

„Ja,“ sagte der Vater, „er hat viel gethan; an dir und andern. Es wird ihn sanft hinüber geleitet haben!“

Der alte Vater war sehr weich, wie er von dem Berghauptmann sprach: er konnte gar nicht aufhören von ihm zu reden, und ich nicht aufhören, nach Allem zu fragen, was den guten Mann betraf.

„Leopold, was beginnen wir nun? Bis heute ist hier für dich alles bezahlt, aber mit dem Ehrenmanne ist auch sein Thun geendet. Ein Kodizill, was dich bedenkt, ist nicht vollzogen worden, denn ein jäher Tod hat ihn hinweggenommen. Wäre es hier etwa noch um ein Jahr für dich zu thun, so wollte ich allenfalls eine Schuld auf unser kleines Eigenthum für dich willig machen. Wie aber nachher weiter? Auf eine Universität können wir dich nicht bringen. — Was ist also nun zu thun? Du mußt das am besten wissen. Von dir will ich es hören.“

Im ersten Augenblicke empfand ich, daß die Eltern keine Ausgabe solcher Art für mich machen müßten, obschon ich nicht deutlich sehen konnte, was nun ferner für mich zu thun sein möchte.

Die Nacht hindurch bedachte und überlegte ich Alles hin und her — entwarf manchen Plan — konnte bei keinem stehen bleiben — riß das Fenster auf, sah in die Welt hinaus, die mir nun offen stand — und — bald empfand ich ein geheimes Vergnügen daran, daß ich nun ohne fremde Hülfe, aus eigenen Kräften, mich weiter bringen sollte.

Ich gewann den Glauben, daß mir das auch gelingen würde.

Indem ich die Zukunft mir ausmalte, wie ich durch Fleiß und Muth das Loos der Eltern verbessern würde, gerieth ich in eine innige Freudigkeit. Die Zeit schien mir auch gar nicht fern zu sein, wo ich dies Ziel würde erreichen können.

Der erste Sonnenschimmer wallte am Himmel herauf — die Thüre öffnete sich leise — der Vater stand angekleidet vor mir.

Ich trat ihm rasch entgegen; — allein sein blasses Aussehen, seine matten Augen, der Verfall seiner Gestalt — erfüllten mich noch mehr, als Abends zuvor, mit einem Kummer, der tief auf mich wirkte.

Er begann wieder das Gespräch über mein künftiges Geschick, eine Sorge, die ihn so wenig hatte schlafen lassen, als mich.

Sogleich erklärte ich ihm bestimmt, wie ich glaubte, wohl so viel gelernt zu haben, um mich nun selbst weiter bringen zu können, daß ich mit ihm gehen, und daß wir zu Hause weiter überlegen wollten, was ich nun thun müsse.

Er sah die Sache auch so, und sobald mein Lehrer erwacht war, ging ich zu ihm, die Sache mit ihm zu besprechen und abzuthun.

Es war ihm lieb, mich los zu werden. Denn — sagte er — ich sei doch ein verlorner Mensch, der nicht Theil an Gott habe.

Da aber der Monat bereits angetreten sei, müsse dieser auch voll ausbezahlt werden, alsdann möge ich gehen, wann ich wolle. Er nahm den Hauskalender zur

Hand. — „Es macht Eilf Thaler!“ — sprach er, und schrieb dann ruhig weiter.

Ich hatte nichts im Vermögen — ob der Vater es möglich machen konnte, so viel zu geben, mußte ich bezweifeln.

Ich entdeckte ihm meine Sorge mit Bangigkeit.

„Ei nun — die Hälfte will ich geben, die andere Hälfte soll in der folgenden Woche herübergeschickt werden; aber laß uns dann sogleich auf den Weg machen. — Ich will mit dem Manne die Sache in Ordnung bringen.“

Er ging hinab, kam bald unmuthig wieder, hieß mich meine Sachen zusammen packen, und nach dem Gasthofe schicken, wo sein Fuhrwerk eingekehrt war.

Wie mein Lehrer die Sachen herabtragen hörte, steckte er den Kopf aus der Stubenthüre, befahl mich kürzlich Gott und seinen Engeln, zog die Thüre hinter sich zu, und ich — verließ ihn gern.

Als wir die Stadt hinter uns hatten, sah der Vater von der Seite etwas darnach zurück und sprach: — „Sie reden und lehren von Liebe und guten Werken, doch wissen sie in der That wenig davon.“

Unterweges ward der gute alte Mann bald wieder ganz gut zu sprechen. Er war wegen meiner Zukunft nicht eben ängstlich.

„Was du auch unternehmen willst — besinne dich nur niemals zu lange. Wer nach allen Zipfeln zugleich greift, faßt manchmal keinen recht gehörig fest. — Bist du aber einmal zu einer Sache entschlossen, so gehe stracks darauf zu, und laß nicht ab. Wie es nun ausfallen mag, so kommt doch am Ende ein Ganzes heraus. Vor allen Dingen gedenke deiner Mutter. Es wird dir nichts recht

von Statten gehen, wenn du ihrer vergessen könntest. Leopold — gedenke meiner Rede — die Mutter wird dir bleiben, ich aber werde vorweg gehen."

Zu Hause war große Freude über meine Rückkehr. Ich fand die Mutter frisch und regsam. Da that es mir nun noch mehr weh, daß ich das von dem Vater nicht sagen konnte.

Nach etlichen Tagen erfuhr ich, daß der Berghauptmann das letzte halbe Jahr für mich nicht bezahlt hatte. Seine Gemahlin hatte zuletzt die Hausgeschäfte ihm aus den Händen genommen. Oft hatte der gute Mann meiner gedacht, nach meinen Briefen gefragt, die Absendung des Geldes für mich erinnert. — — „Es seien keine Briefe von mir da — hieß es — das Geld sei abgesendet."

Meine Briefe waren ins Feuer geworfen, und — die Zahlung war unterblieben. Der Vater hatte also das Geld aufgenommen und die Zahlung geleistet. Er hatte es der Mutter strenge verboten, mir etwas davon zu sagen.

Es war davon gesprochen, daß man ihm, da er stumpf werde, noch bei seinem Leben einen Dienstnachfolger zur Aushülfe geben wollte.

Dies kränkte ihn sehr. Die Mutter hatte in der Angst ihm vorgeschlagen, er möge darum einkommen, daß ich ihm beigegeben werden möge.

Dies hatte er aber durchaus von sich gewiesen.

Als die Mutter eines Abends wieder davon anfing, brummte er sein gewöhnliches Wort von Zöllnern und Sündern — und sagte dann sehr entschlossen: „Mein Sohn soll nicht auf seines Vaters Tod warten müssen. Hievon wird ein für allemal nicht mehr gesprochen."

Des andern Morgens wendete er sich zu uns Bei-

den. „Leopold!“ — rief er und sah mich recht ernstlich an — „was soll es geben? Hier magst du nicht hausen, dich treibt’s fort! — So geh hinaus in die Welt und versuche dein Heil!“

Ich seufzte, die Mutter that kläglich — wir fühlten aber beide, daß der gute Vater ganz Recht hatte.

„Hier gebe ich dir eine Lüneburgische Pistole zur Abreise. Richte deinen Weg nach einer von den großen Städten, die hier in der Nähe liegen. Du schreibst gut, du stellst dich gut hin, damit vorwärts! Wir wollen keine Plane machen — es kommt alles doch anders, als man es vermeinet. Es wird jetzt in der Welt viel geschrieben und wie ich besorge, mehr geschrieben, als gethan — also wird deine Feder auch Raum finden. Das Weitere fügt sich dann nach und nach.“

Es ward beschlossen, daß ich in Zeit von drei Tagen in die Welt hinausgehen sollte.

Andern Morgens fügte es sich, daß eine Gesellschaft von jungen Reisenden den Brocken besteigen wollte und nicht gleich einen Führer finden konnte. Ich bot mich dazu an, ward gewählt, gefiel ihnen, und da die Nacht sie überfiel, wußte ich ihnen Feuer anzumachen, ihnen behülflich zu sein; und da sie in der langen Nacht von der Gegend umher, endlich von mir selbst etwas wissen wollten, führte es mein Geschick so, daß sie Antheil an mir nahmen.

Sie hießen mich guter Dinge sein mit ihnen, und so war ich es denn auch bald.

Die Nacht, die Nothwendigkeit, Jugend, Wein und meine Behendigkeit schlossen mich bald so an sie an, als hätte ich vorlängst mit ihnen gelebt.

Es waren reiche junge Leute, die von der Akademie theils nach Hamburg, ihrer Heimath, zurück reiseten.

Sie thaten mir den Vorschlag, mit ihnen zu gehen, sie würden dort für mich sorgen.

Hamburg sei eine reiche, rührige Welt, es werde sich dort für mich ein Platz finden.

Sie machten das leicht, waren zu Allem willig, und trieben es mit gewaltiger Eile.

Der Vater sah das Rennen, und Johlen, und Trinken — das leichtfertige Spielen um Fäuste voll Geld Paar — oder Unpaar. Er wollte gar nicht daran.

Mir gefiel das frohe Wesen. — Ich gewann es dem Vater endlich ab, daß er seinen Willen dazu gab.

Es wäre ihm lieber gewesen, wenn ich mein Unterkommen mühsamer und selbst, ohne Aushülfe, aufgefunden hätte. Er gab der Mutter und mir nach.

Ich erhielt von der Gesellschaft ein Geschenk von zwei Pistolen, welche ich freudig dem Vater darbrachte. Nach einigem Bedenken nahm er das Geld von mir an.

„Ich will mich dazu entschließen, weil ich sehe, daß du es mit vollem, kindlichem Herzen mir darreichst. Ja, du wirst die Mutter nicht vergessen — das sehe ich nun ein, nehme das Handgeld darauf von dir an, und so segne dich Gott dein Lebelang!"

Die Mutter weinte mit lautem Schluchzen, als ich desselben Tages noch mit der Gesellschaft, die mich aufgenommen hatte, nach Hamburg reisete. Der Vater streckte seine Arme in die Luft und hob sie immer höher, wie man von dem scheidet, was man nicht wieder zu sehen meint.

Da trat ich nun in eine neue, große Welt.

Das Getümmel bei der Einfahrt betäubte mich. Je näher wir zu der Wohnung von den Eltern meines jungen Freundes kamen, je beklommener ward mir zu Muthe.

Diese Eltern waren stattliche ehrenfeste Gestalten. Die Bewillkommnung der Kinder und Verwandten war feierlich und fromm, aber überaus ernst.

Ich stand von ferne und wußte nicht — sollte ich noch Gesellschafter sein — oder Diener werden.

Der Sohn des Hauses sprach einige leise Worte von mir zu den Eltern. Ich hörte von Armuth — Geschicklichkeit — und dergleichen.

Man sah mich von ferne an — die Mutter nickte etwas mit dem Kopfe zu mir herüber — ich trat näher zu ihr — meine Mutter stand vor mir, ich wollte mich treuherzig in ihre Gunst empfehlen.

„Was will er?" sagte die Frau ganz verwundert. — Ich trat in gerader Linie rückwärts, faßte den nächsten Stuhl an, dann die Thürenpfosten, und gerieth so, ziemlich verwirrt, auf den Hausflur.

Der Sohn ging mir nach.

„Will — wolltest — — ich habe — — Leopold, der Wagen muß ausgepackt werden. Die Sachen auf mein Zimmer!"

Das that ich behende, dankte Gott, daß ich mich regen und bewegen konnte, schleppte alles in großer Hast nach dem zweiten Stockwerk, und fühlte — daß ich hier nicht zu Hause sei. Ich setzte mich zu den Sachen hin, sann hin und her, machte mir Vorwürfe, daß ich so traulich auf die alte Mama hinzu gegangen war, und schlief aus Beschämung und Müdigkeit ein.

Ich ward gerufen, um mit dem Gesinde zu essen, das kein Wort mit mir wechselte, vom Tische weg ging und mich allein da sitzen ließ.

Spät in der Nacht rief mich der Sohn herauf. Ich ward gewahr, daß er in einiger Verlegenheit gegen mich war. Ich dankte für das Gute, das er mir bewiesen und bat ihn um einige Anweisung, wie ich bald dies Haus verlassen und für mein Fortkommen sorgen könnte.

Er wollte das nicht, wiederholte, daß er für mich sorgen wolle, sprach von der Altväterlichkeit der Seinigen — vom Philisterleben — lachte — war müde und hieß mich ausschlafen.

Mein Bett ward mir, in einer Art von kleinem Schranke, unter einer Treppe angewiesen.

Ich stand lange vor diesem Behälter und sah ihn an, ohne hinein zu wollen.

Von der Gallerie herunter zeigte sich der übergroße Hausflur mit Fenstern durch drei Stockwerke, den hell gebohnten Nußbaumschränken, Porzellankrügen, Gemälden und der großen Schlaguhr, wie eine hohe alte Kirche! — So viel Raum und Luft — dachte ich — und ein Mensch soll ohne Luft da eingesperrt werden!

Hatten sie mich einmal so hoch neben sich gestellt gehabt, so mochte ich nun nicht so tief unterkriechen.

Wäre nicht das Haus verschlossen gewesen, hätte ich meine Sachen haben können — ich wäre sogleich aus dem Hause in die Stadt — in die Welt gegangen.

So manche Worte des Vaters fielen mir auf die Seele. Sein Kopfschütteln, als ich damals, wie ich zum Berghauptmann geschickt ward, Abschied von ihm genommen — stand die Nacht über vor mir und versetzte

mich in einen überaus unruhigen und wehmüthigen Zustand.

Mehrere Tage vergingen. Ich sah mich nach Arbeit um, man gab mir keine.

Ich legte dem alten Herrn meine Handschrift vor. — „Recht sauber!“ sprach er, gab sie mir zurück — und gedachte meiner nicht.

So sah ich denn aus dem Fenster, oder ging in der Stadt am Wasser umher und war in dieser lebendigen, arbeitsamen Stadt — der einzige Mensch, der nicht arbeitete.

Das gab mir ein sehr unheimliches Gefühl.

Ich hatte hier und da von einer Bude gehört, worin wilde Thiere zu sehen waren.

Auch von der Komödie hörte ich reden.

So gerieth ich denn eines Abends auf den Gedanken, ins Schauspiel zu gehen.

Ich meinte, in eine Zauberwelt gerathen zu sein. Man gab ein Stück, worin Niemand weinte, Niemand lachte. Ich allein mußte weinen und lachen ohne Unterlaß.

Zuletzt ward ein Ballet gegeben, und ich sah die schlanken Gestalten um einander sich herum schlingen, die glänzenden Füße den Boden kaum berühren; die Musik drang mir in die Seele!

Der Vorhang war gefallen, die Menschen waren alle davon gegangen, die Lichter fast verloschen. — Ich blieb sitzen, sah starr in das Dunkel, was entstand, und hatte weder Willen zu gehen, noch zu bleiben! Meine gefalteten Hände waren fest in einander geschlossen.

„Packe er sich nach Hause!“ schrie ein Lichterputzer mich widerwärtig an. —

Ich erschrack, suchte den Ausgang, hörte die Thüren hinter mir verschließen, stand auf der Gasse und sah das Haus mit Sehnsucht an, worin alle diese unbegreiflichen Dinge vorgegangen waren. — Endlich wollte ich nach unserer Wohnung — fand sie nicht — fand sie endlich — wollte nicht hinein, ging bis Mitternacht von Gasse in Gasse auf und nieder — aus keiner andern Ursache, als der, alle die Wunder, die ich gesehen und empfunden hatte, mir ungestört zu wiederholen.

Ich fand unser Haus verschlossen, ward störrig eingelassen, erzählte dem Sohne von der neuen Welt, die mich begeisterte.

Er hörte mich fröhlich an, that aber nur Fragen, die das Ballet betrafen, wiederholte unabläßig ein Gespräch über die erste Tänzerin, sagte, daß es ihm lieb sei, mich von dem Schauspiel so eingenommen zu sehen, daß er mich oft mit in's Schauspiel nehmen wolle, daß ich aber zu Hause ja nie merken lassen möge, daß ich im Theater gewesen sei. Das Letzte wollte ich wohl, aber es fiel mir ganz unmöglich. Ich machte bei den jüngern Leuten im Hause Versuche, von meinem Entzücken zu reden. Meine Verwunderung war nicht geringe, als diese lachten, es den übrigen wieder erzählten, die mich denn bald alle wie einen Verrückten betrachteten. Niemand antwortete mir und einige betrachteten mich sehr bedenklich.

Die Eltern der jungen Leute wußten nicht, was sie aus mir machen noch wie sie mich nehmen sollten.

Ich war nicht Freund, nicht Diener der jungen Leute, ich konnte nicht im Handelsgeschäfte gebraucht werden und wollte es auch nicht gern.

Bald war ich dem älteren Theile der Familie im Wege und den jungen Leuten zur Last.

Ein Handlungsdiener schlug mir vor, nach England zu gehen; ein alter Herr wollte mich mit nach Wien nehmen. — Ich sah ein, daß ich dabei zu keiner bedeutenden Bestimmung gelangen würde, und schlug es demnach lebhaft aus.

Indeß hatte der Sohn des Hauses mich fast alle Abend mit in's Schauspiel genommen.

Es machte mehr und mehr einen unauslöschlichen Eindruck auf mich.

Wie oft glaubte ich da, meinen wackern Vater und Mutter zu hören, wie oft meinte ich, daß ich meine Lebensgeschichte darstellen sähe! —

Der glückliche Ausgang der Schauspiele belebte mich mit Hoffnungen für meine Lebensbahn, und die hohe Tragödie flößte mir Muth ein, dem Geschick entgegen zu streben.

Je sichtbarer der Ueberdruß ward, den besonders die alten Leute an mir empfanden, je mehr schien ich mir ein Verfolgter zu sein, ein Unglücklicher — ein Prinz aus der Tragödie.

Ich nahm unvermerkt, und ohne es eigentlich zu wollen, den Gang, die Geberde, das Hauptwogen und die hinausgeworfenen Arme der römischen Fürsten an, die ich vorstellen gesehen.

Lachte das Gesinde deshalb hinter mir her — so ergrimmte ich in der Weise des Achill — und innerlich befestigte ich mich im hohen Widerstande gegen meine Verfolger.

Einst that die alte Mutter im Vorbeigehen mir die Frage: ob ich nicht wisse, wo ihr Sohn sei?

Ich glaube, ich wollte sagen: „ich weiß es nicht!“ aber mit allem Heroenanstande, der mein süßes Behagen war, erwiederte ich unwillkürlich: „Das wissen die Götter!“

Die alte Frau stemmte die Hände in die Seiten und rief auf plattdeutsch aus: — „der Kerl ist toll!“

Ich bedeckte das Gesicht und floh zwischen zwei große Ballen Kaffee; so war ich über meine Thorheit erschrocken.

Das Lustspiel wollte mir nicht zusagen. Ich begriff es nicht, ich konnte nicht lachen, und wenn die große Menge ein wieherndes Gelächter aufschlug, ward ich so zornig, daß ich zum Hause hinaus rannte.

Ich weiß noch, als wäre es eben erst geschehen, in welchen schmerzlichen Zustand das Schauspiel: der Kaufmann von London, mich versetzt hat.

Natürlich sah ich in dem alten Barnwell nur meinen Vater. Wie dieser für den jungen Menschen betet und von ihm ermordet wird, war ich meiner Sinne nicht mehr mächtig. Es trieb mich aus dem Hause, ich lief laut weinend nach Hause, ich warf mich auf das Bett: — „Vater — mein Vater! — mein ehrlicher, treuer Vater!“ — so rief ich einmal über das andere aus.

Alles, womit ich je mit Wissen und ohne Wissen gegen ihn gefehlt hatte — das stand vor mir und wuchs zum Ungeheuern auf.

Es dünkte mich ein Verbrechen, daß ich ihn verlassen hatte, es schien mir unwürdig, daß ich noch nicht so viel hatte erwerben können, um ihm zu ersetzen, was er mühselig aufgebracht hatte, um es für mich zu bezahlen.

Des andern Tages verkaufte ich alle kleinen Geschenke, die ich in Hamburg von meinen Gönnern empfan-

gen hatte. Ich ward dadurch Herr über dreißig Thaler, und trug sie mit einem Jubel ohne Gleichen auf die Post, für meinen Vater.

So glücklich bin ich nie wieder geworden, als ich damals gewesen bin!

Meine Thränen, meine Ausrufungen, meine rothen Augen, der Verkauf meiner Sachen, wobei ich, des guten Zweckes bewußt, mich vorlaut und sorglos genommen hatte, waren einem alten Buchhalter, einem geachteten, fleißigen, trockenen, argwöhnischen, betagten Junggesellen, nicht entgangen.

Er dachte sich dazu einen Zusammenhang, wie er ihn haben wollte, und warnte die Eltern meiner Freunde vor der gefährlichen Brut!

Daß der Sohn des Hauses einer schönen Tänzerin den Hof machte, daß er ihr Zeit, viel Geld und eine Parthie, welche seine Eltern für ihn beredet hatten, — sehr leichtsinnig aufopferte — das alles war mir völlig fremd!

Ich kannte die Liebe nur aus den Schauspielen, die ich aufführen sah, und aus den Romanen, die ich hier zuerst in die Hände bekommen hatte.

Bereits seit zwei Tagen hatten mich die mehrsten Hausbewohner verächtlich angesehen, einige aber mit sichtlichem Groll.

Ich that deshalb Fragen an den Sohn — er wich aus, sagte, die Leute wären toll — ich habe mich nicht um alle die Menschen zu bekümmern — er werde nächstens fortreisen und mich mit sich nehmen.

Ich war entschlossen, nicht mit ihm zu gehen. Das Theater war meine Welt geworden, und ich sann unauf-

hörlich nach, wie ich dazu gelangen könnte, mich darin einzuführen.

Mit diesem Gedanken beschäftigt, will ich eben aus dem Hause gehen, da ruft mich der alte Handelsherr in sein Kabinet.

„Höllenbrand! Heute noch verläßt er mein Haus. Ich kenne ihn abgefeimten Bösewicht nun ganz und gar.“

Ich vertheidige mich; man läßt mich nicht zu Worte kommen.

„Woher hat er so vieles Geld auf die Post schicken können?“

Ich erkläre alles.

Man glaubt's mir nicht. Die Frau vom Hause schreiet überlaut, nennt mich einen Kuppler, die Menschen bleiben auf der Gasse stehen. Nur Thränen und halbe Worte können für mich reden. Der alte Buchhalter tritt hinzu; er predigt mich christlich und unüberwindlich nieder.

Gegen ihn fasse ich endlich Muth, ich vertheidige mich. Ich nenne Alles, wie es zusammenhängt.

„Da hören ja mein Herr Prinzipal den verdammten Komödianten, wie er sich gleich eine Lügenkomödie von Vater und Mutter zusammen zu zetteln weiß. Es ist aber schon ein Briefchen an den Papa hingeschickt, das ihn abmalt.“

Ich rede voll Schmerz und Eifer. — Es mögen sich etliche Komödienworte von Barbaren und Tyrannen in meine heftige Rede verloren haben. „Gott im hohen Himmels Throne!“ ruft die alte Frau und sinkt mit gefalteten Händen rückwärts in den Lehnstuhl. — „So höre doch, mein Herz! der verruchte Junge schilt dich einen blinden Heiden.“

„Er und sein Papa sind zusammen ein Hottentottenvolk!“ schreit der alte Buchhalter.

Da überfällt mich der Zorn bis zur Wuth.

Ich ergreife den Verläumder — ich schüttle ihn derb. Man zieht die Glocke — die Leute treten ein — ich werde aus dem Zimmer geworfen, vor die Thür des Hauses hinaus, und Reden und Ausdrücke schallen hinter mir her — die mich im schnellen Schritte so weit treiben, daß ich erst am Wasser plötzlich stehen bleibe.

Wer weiß, was ich in dem Sturme dieses schrecklichen Gefühls gethan hätte — wenn nicht eben in demselben Momente das Bild meines Vaters vor mir gestanden hätte.

Ein Strom von Thränen gab mir Erleichterung, Besinnung.

Ich war ohne alles Geld, ohne Hut, ohne Obdach. Das Gefühl der unschuldig erlittenen Beschimpfung wirkte so sehr auf mich, daß ich auch nicht daran denken können wollte, etwa zu einem der andern jungen Leute zu gehen, die mich mit nach Hamburg genommen hatten.

Vielmehr war ich fest entschlossen, sie niemals wieder zu sehen.

Ich war eine volle Stunde auf dem Walle umher gegangen und konnte keinen Ausweg finden, zu keinem Entschlusse kommen.

Wohin nun? Da stand ich in dieser großen, volkreichen Stadt, ohne Freund, ohne Bekannten, ohne Rath!

Die Einwohner von Hamburg sind als sehr wohlthätige Menschen bekannt; ich selbst hatte diese Erfahrung gemacht, und doch war ich in diesem Augenblicke ohne Obdach, ohne Nahrung, ohne Aussicht, ohne die geringste Hülfe!

Auf einmal stand wie in einem Zauberlichte vor meiner Seele, die ehrwürdige Gestalt des Vaters in dem Schauspiele: der Kaufmann von London.

Wende dich an ihn! So sprach es plötzlich laut in mir.

Dieser Ton, dies Gesicht kann nicht lügen. Er wird dir rathen, wenn er nicht helfen kann.

Ich dachte es, ich that es. Mit Eins stand ich vor Eckhofs Thüre! Da angelangt, verließ mich der Muth, ihm alles darzulegen, was er von mir wissen mußte.

Ich kehrte um — ging wieder hin, und da es endlich zu spät ward, wandelte ich die ganze Nacht in der Stadt herum, mit dem Entschlusse, des andern Morgens vor ihm zu treten.

So geschah es.

Der leidenschaftliche Zustand, worin ich mich befand, das übernächtige Aussehen von einer so unruhigen Zeit mußte ihn befremden.

Doch schien die Wahrheit, womit ich das schmerzliche Gefühl aussprach, wovon ich ergriffen war, allmählig sein Vertrauen mir zuzuwenden. Ein Brief von meinem Vater an mich, den ich glücklicherweise bei mir trug, gab ihm höhere Theilnahme.

Er hörte mich ruhig und freundlich an — ging etlichemal auf und nieder, und sagte dann: „Vor allen Dingen müssen Sie frühstücken, dann Ihren Hut wieder erhalten, Ihre Sachen, und ich will sehen, Ihnen die gute Meinung der alten Leute wieder zu erwerben.“

Sehr lebhaft erklärte ich, daß ich nie wieder in jenes Haus zurück gehen würde.

„Das wird sich finden. Es sind alte Leute, haben

Vorurtheile, sind in Betreff Ihrer von machen Umständen irre geleitet, aber es sind sehr wackere Leute!“

Ich mußte in Eckhofs Hause bleiben, derweile er sich kleidete, zu den alten Leuten ging, sie über alles verständigte, meine Sachen und sechs Dukaten Reisegeld von daher brachte und freiwillig das Geschäft übernommen hatte, den Sohn jenes Hauses aus den Fesseln der Tänzerin zu befreien, welches ihm wie ich hernach erfahren, geglückt ist, und ihm, wie sein persönlicher Character, die innige Achtung jenes Hauses auf Lebenszeit erworben hat.

„Reden wir nun — sagte er — ein Wort von Ihrem Kunstberuf! Er gründet sich auf das Vergnügen, was Sie empfunden haben, Schauspiel darstellen zu sehen.“

„Auf mein Gefühl für die Kunst!“ fiel ich ihm rasch in's Wort.

„Die Kunst?“ fiel er mit einem feinen Lächeln ein und wendete sich nach dem Fenster — „Ja, ja — die gute Kunst! — Es wird viel von ihr gesprochen.“

„Wie — Sie glauben nicht, daß mich die Kunst erwärmt?“

„Ich zweifle, ob Sie wissen und glauben, daß die Sache, welcher Sie sich zu widmen wünschen, eine Kunst ist, und eine sehr schwere Kunst!“

„Allerdings! Ja, ich weiß — —“

„Nein, Sie werden nur von dem Vergnügen angezogen, was Sie sich bei der Sache denken. — Ein reges, sehr starkes Gefühl belebt Sie. Dieses möchten Sie ausströmen lassen. Die Bühne scheint Ihnen das nächste, leichteste Mittel, zu diesem Ziele zu gelangen. Sie denken: — es ist doch herrlich, köstliche Sachen und Gefühle

auszusprechen, dabei wohlgekleidet, mit Beifall beehrt und dafür auch noch bezahlet zu werden."

Ich fühlte mich so durchaus getroffen, daß mir die Wangen glühten und ich nur unvernehmliche Töne dagegen aufzubringen vermochte.

„Wenn ich Ihnen sage, daß diese Kunst nichts anders ist, als ein steter Wechsel von angenehmer Gewißheit über sich und sein Thun, mit beunruhigenden Zweifeln über jede Ausführung — so können Sie mich noch zur Zeit nicht verstehen; und doch ist dem so. Ja, hierin liegt der Inbegriff des Künstlerlebens. Sie sind nichts, wenn diese Qual Sie nicht ergreift, und Sie werden nichts, wenn Sie nicht den Zustand und die Gründe dieser Qual achten."

„Ich sollte meinen, daß mit der regen Empfindung, die mich beseelt —"

„Mit dieser regen Empfindung werden Sie ein sehr guter Zuschauer sein. Es ist aber die Frage, ob Sie je diese Empfindung selbst werden wiedergeben können. — Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß ich dieses sogar einigermaßen bezweifle."

„Weshalb?" — sprach ich nach einigem Stocken, nicht ohne Schrecken.

„Ihre Sprache und der Ausdruck Ihres Gesichtes ist ein Wiederspruch mit allen Ihren übrigen Bewegungen."

Ich verstand ihn damals durchaus nicht.

Er gab mir ein Buch, um etliche Scenen daraus zu lernen — und — des unbegreiflichen Zufalls! — es war der Kaufmann von London, worin ich den jungen Barnevell studiren sollte! —

Nun hielt ich mein Geschick, meine Bahn, mein

Glück für entschieden. — War es doch dasselbe Stück, was mich so ergriffen, worin ich Eckhof als Vater bewundert, geliebt, das Gefühl empfangen hatte, was mich zu ihm gebracht, mir Hülfe und Belehrung von ihm erworben hatte.

Mein ungestümes, dankbares, liebendes, glückliches Herz warf mich an seine Brust! —

„Sein Sie mein Vater, mein Lehrer!" — Ich konnte vor Thränen der Wonne und Beklemmung nicht mehr reden, als das.

„Hilf Gott, was will das werden mit diesem ungestümen Blute! — Fassen Sie sich! Ich begreife Sie, ich will thun, was ich kann — ich betrachte Sie nun einmal wie an mich gewiesen — aber wahrlich, ich vermag nicht viel!"

Ich sammelte mich nach und nach, hörte ihn an, und konnte meine Thränen nicht stillen.

„Kommen Sie Morgen wieder. Lassen Sie uns besonnen zur Sache gehen — so wie Sie da sind gelangen wir nicht hin."

Ich gelobte Alles, ich wollte Alles, obschon ich nicht einsah, was ich eigentlich sollte.

Er gab mir bestimmten Unterricht, wie ich meine Baarschaft zu Rathe halten und doch ein Genügen finden könnte; dann entließ er mich mit väterlichen Worten, freundlichem Angesichte, und — einem „Gott befohlen!" das mir nie aus dem Gedächtnisse kommen wird.

Mich dünkte, ich hätte die Weihe empfangen und es könne mir nun nichts mißlingen, nichts widerstehen, es müsse alles gut und schnell zum Ziele rücken.

Ich rannte an Menschen, Wagen, Gewühl und Gewirre vorbei, fort nach dem Walle hin und stand auf

der Stelle, wo ich den Entschluß gefaßt, Eckhof mich darzustellen, wo ich über mein Leben entschieden hatte.

Freundlich und neu belebt erschien mir die ganze Landschaft. Der Himmel war hell und hoch gewölbt, die Wolken bildeten eine abentheuerliche Welt, deren eine die andere überwogend verdrängte, weit und ruhig wallte die Elbe hinauswärts, wie der Athem aus meiner breiten Brust! —

Mein ganzes Sein war ein Gebet. — Fleiß, Ruhm, Erwerb — Erwerb für meine Eltern, ihre ruhigen Tage in meinen Armen — das war das Ziel und der Anbeginn meiner neuen Bahn.

Mit Brod und Obst versehen, ging ich vor's Thor und dort immer weiter fort und hinaus, meinen Barnevell zu studiren.

„Studiren!"

Das war ja Eckhofs Wort, und hatte mir die Sache, die ich so lieb hatte, noch mehr veredelt!

Ich lernte leicht auswendig, sprach alles laut und kräftig, was ich gelernt hatte, und hatte nicht den mindesten Zweifel an mir, und wie ich Eckhof Morgen überraschen werde!

Und wie wird es dann sein, wenn einst deine Eltern dich auf der Bühne hören und sehen werden! —

Wie wird die Mutter staunen, wo der Leopold das Alles hergenommen hat? Wie wird der Vater mich, nicht eben loben — aber doch in der Stille zufrieden sein!

Mit größeren Schritten wanderte ich nun meinen Weg über Stock und Stein, als gälte es eben in dem Augenblicke, den höchsten Gipfel meines Geschickes zu erklimmen!

Da fielen mir mit Eins die plattdeutschen Worte der alten Kaufmannsfrau ein: — „der Kerl ist ja wohl toll!"

Ich lächelte — aber ich ging gleichwohl von nun an langsamer.

Da kam mir in die Gedanken, daß meine Mutter wohl mehr Freude an der Sache haben könnte, als der Vater — daß der Vater auch wohl keine Freude daran haben könnte — daß sie ihm vielleicht entgegen und zuwider sein könnte.

Da seufzte ich, stand still und gedachte der Worte des Vaters, die er in der Abendstunde am See zu mir gesprochen: „Du wirst das Glück nicht halten können, auch wenn es vor dir steht!"

Das machte mich sehr nachdenkend.

Ich sah rund um mich her, es war stark Abend geworden — ein unfreundlicher Wind zog über die Haidefläche her — die Thürme von Hamburg lagen in grauer Ferne und ich enteilte der Gegend und meinen Gedanken, nach der Stadt zu, deren früher Thorschluß mir plötzlich beifiel.

Ich kam zu spät an — und mußte draußen vor der Stadt bleiben.

In derselben Gegend lag der prächtige Garten des alten Kaufherrn, ich mußte daran vorüber. Die zahlreiche Familie war vor dem Hause versammelt, trank weit und breit den gewöhnlichen Thee; die Männer rauchten Taback und spielten.

Ich wollte nicht ausweichen, grüßte und eilte schnell vorüber. Ich höre meinen Namen aussprechen — gehe hastiger darauf los aus dem Wege zu kommen — eine gellende Pfeife tönt hinter mir her, ich gehe immer schneller und schneller!

„Leopold! He! — Böttger, Leopold! Pst! He — alt!“

Es war die Stimme des Sohnes.

Mit Widerwillen bleibe ich stehen. Er winkt, ich kehre um und gehe langsam zu ihm hin. Sein Vater will mich sprechen. Ich verweigere es.

Der Sohn spricht von Unschicklichkeit — einfältigem Betragen — ich folge ihm, ohne es zu wissen.

Wie ich in der Nähe des Gartens ankomme, steht der alte Mann auf, kommt mir entgegen, die Andern sehen sich um, Einer unter ihnen besieht mich durch das Glas. — Der alte Herr tritt zu mir.

„Wir haben ihm zu viel gethan. — Nun — das passirt wohl! — Er hat doch die sechs Dukaten erhalten? Wie?“

Ich dankte für das Geschenk.

„Nun — ich frage nicht deshalb. Was die Linke thut, soll die Rechte nicht wissen. Aber sei er nicht brutal in der Welt — hört er! Und lasse er die Narrentheidungen fahren. — Was soll das Komödiantenwesen? — Werde er ein guter Bedienter! — Der Herr Eckhof, der ist ein perfecter Komödiant — so weit bringt es nicht Jeder. — Wir haben neulich noch recht über den Eckhof gelacht, meine Frau und ich — in dem Stücke — höre du, mein Herz! — wie heißt das Stück, wo Eckhof die Prügel kriegt — weißt du — sie wollen ihn zum türkischen Edelmann machen — he?“

„Was weiß ich!“ sagte die alte Frau.

„Das ist der bürgerliche Edelmann!“ sagte der Sohn.

„Recht, ja, so war es. — Aber sehe er nur, der

Herr Eckhof wäre doch lieber Comtoir=Diener bei mir, als daß er so der Herr Eckhof ist."

„Nun und nimmermehr!" rief ich ihm entgegen.

Der alte Herr lachte in sich hinein. „Nun er hat einmal einen Sparren zu viel, dabei bleibt es! — ich sage ihm, werde er gescheut, conditionire er, und wenn er dann sich ordentlich aufführt, so kann er, wenn er in der Gegend bleibt, auf Neujahrstag meiner Frau einen Wunsch her bringen, dann will ich seiner gedenken. — Das Thor ist aber zu, er kommt nicht mehr in die Stadt, will er bei meinen Leuten heute bleiben, so kann das geschehen."

Ich verneinte es, der alte Mann ging seiner Wege, der Sohn grüßte mich vornehm und folgte seinem Vater, als hätte er mich zuvor nie gesehen.

Das habe ich nachher öfterer in der Welt erlebt.

Lebhafte, dienstbequeme, gutherzige Menschen werden von andern rasch aufgefaßt, für den Augenblick ergriffen, als sollte es für das ganze Leben gelten. So wie aber der Gebrauch des Augenblicks aufhört — läßt man sie stehen, wie Promenadenbegleiter. Glücklich genug, wenn man sie nicht gar aus dem Wege wirft, auf den sie, ohne ihren Willen, hingeschleppt worden sind.

Bei Herrn Eckhof ward es immer früh Tag; — also stand ich den andern Morgen bei guter Zeit vor ihm.

Es war Sonntag. Der Ruhetag war in seiner Wohnung, und in seinen Zügen. — „Wir haben keine Zeit zu verlieren, fangen wir also gleich an," sagte Eckhof. Er nahm mir das Komödienbuch aus der Hand, setzte die Brille auf, und ich sprach meine Rolle.

Ich mag sie wohl handthiert haben, wie ich nun glaube. Ich war überaus stürmisch und laut.

„St! — St! nicht so sehr — nicht so viel!“ — rief er mir bald zu — blieb aber dabei überaus freundlich.

Ich fuhr von einer Ecke des Zimmers in die andere, ich reichte mit Armen und Händen weit hinaus — es ward ein Wachsstock von meinem fahrenden Wesen herabgeworfen.

Er ließ mich das, was ich gelernt hatte, zu Ende bringen, stellte dann das Buch an seine Stelle, nahm die Brille ab, setzte sich, hieß mich ihm gegenüber Platz nehmen, ordnete die Zeitungsblätter, die gerade neben ihm lagen, und so begann die Unterredung, die nun folgt.

„Junger Mann! — Komplimente wären hier falsche Münze. Es gilt das Glück Ihres Lebens, also muß ich Ihnen Wahrheit geben, mag sie auch jetzt wenig erfreulich für Sie sein. Besser, Sie betrüben sich jetzt, als daß Sie späterhin verzweifeln und mein Andenken verwünschen.“

Mein Schreck läßt sich denken! —

„Es verhält sich, wie ich anfangs gesagt: — Zweierlei ist Ihr Wesen, wie Eins und stark auch Ihr Gefühl ist. Ihre Bewegungen gehen nicht mit den Worten, sind leer, bezeichnen nichts, sind unangenehm und ermüden, weil sie nichts ausdrücken.“

Ich sah an den Boden und that langsam die Frage, ob ich diesen Fehler nicht ablegen könne?

„Schwerlich! — Es giebt Leute, die viel Sinn und Gefühl für Musik und doch kein Gehör für den Selbstausdruck haben. Sie sehen sich nicht, junger Mann! — Ich will damit sagen, daß Sie nicht wissen, wie Sie aussehen, wenn Sie gehen, stehen und sich bewegen. Ich

besorge ebenfalls, Sie hören sich nicht. Das heißt, Ihr eigener Ton, dessen Härte oder Weichheit, dessen Wohlklang oder Rauheit schlägt nicht an Ihr Ohr. So ist es; sonst müßte Ihr eigener Ton, der Anklang an die Grundmelodie, welche jedes starke Gefühl hat und ausspricht — er müßte Sie gerührt, erwärmt und mich mit Ihnen steigend belebt haben. — Das ist nicht geschehen, Sie sind in gleichem Maaße laut und heftig geblieben und nur immer stürmischer geworden, wo Sie hätten inniger werden sollen. Sie, der Sie so leicht und herzlich weinen — haben nicht einen Ton innerer Bewegung aus der Brust hervorgehen lassen. Wo die Rede von Rührung sein sollte — haben Sie einen zitternden, nichts sagenden, unächten Ton angenommen. Diesen falschen Ton haben Sie dreist ergriffen und mit anhaltender Lauheit beibehalten. — Ich betrachte Sie wie ein falsch besaitetes Instrument. Sie mögen durch Jahre, Fleiß und Beobachtung einigermaßen Zusammenhang in Ihr Wesen bringen können; aber niemals werden Sie ein überredendes, hinreißendes Ganzes leisten, und am wenigsten ein angenehmes Ganzes — deshalb bitte ich Sie, geben Sie den Gedanken auf, Schauspieler zu werden. — Lassen Sie uns auf etwas Anderes denken."

Dumpf und starr betheuerte ich ihm, das sei mir unmöglich, durchaus unmöglich!

„Die gewöhnliche Antwort aller jungen Leute, die sich in Ihrem Falle befinden. — Sie haben vorzüglich Trauerspiele gern gesehen. Das Breite, Lärmende, Spreizende ist Ihnen geblieben. Von da gehen Sie aus, und werden den Ausdruck der Einfachheit und stillen Gewalt nicht finden."

Ich bot mich zu allen Arbeiten und Leistungen an, die er für mich gut achten würde, wenn nur seine Leitung — —

„Von dieser Bühne ist keine Rede; sie kann Sie nicht aufnehmen. Ich bitte Sie überhaupt dringend, von der Sache abzustehen. — Ist es aber durchaus Ihr Wille, dabei zu beharren" — —

„Ja, ja!" sagte ich krampfhaft. — „Ich setze es durch!"

„Was? — Was setzen Sie durch? — Ihre Eitelkeit, auf Kosten Ihres Glücks."

„Meinen Vorsatz, mein Gefühl!" — —

„Das Sie nie gut ausdrücken werden."

„Mein Herz, Fleiß, der ehrliche Wille würde mir Bahn brechen," meinte ich.

„Ehrlicher Bursche! So mancher Dummkopf, der nur ein sicherers Gehör, ein gefälligeres Geplauder, einen biegsameren Körpergebrauch vor Dir voraus hat, wird Dich niederschwatzen. Er wird oft Deine Einsicht nützlich für sich gebrauchen. Du wirst ihn übersehen, manchmal belächeln, aber er wird gelten, wo Du leer ausgehst, weil Du seine Schicklichkeit Dir nicht eigen machen können wirst. — Steh' ab — laß uns auf etwas anderes denken."

„Nein, nein! Ich kann nicht umkehren, es zieht mich hin, ich gehe drauf zu, werde es, was da wolle. Ich muß nun den Eltern schreiben können, was ich ergriffen habe, nicht, was ich ergreifen will. Ich kann nicht mehr umkehren — ich kann nicht!" —

„Nun dann — rathen will ich bei der üblen Sache, so gut ich vermag."

Er vollendete seinen Anzug, trug mir an, mit ihm

zur Kirche zu gehen, Mittags mit ihm zu essen, dann einen Brief nach Stade an den dortigen Director eines kleinen Theaters zu empfangen, der, aus Verpflichtung für ihn, das Mögliche für mich thun werde.

Gegen meine Neigung folgte ich zur Kirche.

Auf dem Wege dahin konnte ich mein tobendes Blut nicht niederkämpfen.

Der volle, mächtige Gesang der Gemeinde, die gewaltige Orgel wirkten heilsam auf mich.

Während der Predigt dachte ich nach Hause und an alles, was mir bevorstand. — Unter dem Schlußgesange erhob ich mich unwillkürlich, und sang, statt der Verse des Gesanges, meinen Entschluß zu Fleiß, Ausdauer und Sorge für die Eltern mit Inbrunst laut an das Kirchengewölbe hinan.

Bei Tische war Eckhof wahrhaft väterlich in Rede, Fürsorge und Handlung. Er brachte mir die Gesundheit meiner Eltern zu.

Meine Thränen fielen in den Wein.

„Das ist all' gut — sagte er — Sie sind aber ein arger Schwärmer. Nehmen Sie davon ab; und gelingt das nicht, so verbergen Sie es. Die wenigsten Menschen haben und verstehen Enthusiasmus. Was sie aber nicht haben, verfolgen sie und feinden es an, oder machen es lächerlich. Die Kunst gedeihet freilich nur durch schwärmerische Liebe für Kunst — aber man muß diese nicht eben merken lassen, sonst werden uns Steine in den Weg geworfen, worüber wir schwer hinaus kommen. — Ist Ihnen das jetzt auch fremd, Sie werden es einmal begreifen und an mich denken."

Wohl hattest du recht, ehrlicher Mann!

Wie oft habe ich bei dieser — bei allen Deinen Erinnerungen — Deiner und jener Zeiten gedacht — wie oft!

Desselben Tages noch empfing ich auch den Brief, der mich in Stade einführen sollte, mit manchen redlichen Ermahnungen, die für das Leben und die Kunst trefflich gedacht und aus der Erfahrung geschöpft waren.

Noch von der Treppe rief er mich zurück.

„Vor allen Dingen lernen Sie genau, fast pedantisch, auswendig. Verzweifeln Sie nicht, wenn's langsam geht, und überheben Sie sich nicht, wenn's ja gut gehen sollte."

„Sie glauben also gar nicht, daß es gut gehen wird?" — sprach ich, indem ich seine Hand in meine beiden Hände preßte. —

„Sie wollen es durchsetzen, Sie wollen nicht ablassen — so wollen wir nun Beide glauben, daß noch etwas heraus kommen kann. — Spielen Sie, was man Ihnen geben will, bis Sie endlich den Punkt treffen, wo es am besten gelingen will. Gott mit Ihnen!"

Ich schied mit Dank und Rührung von dem wohlwollenden Manne.

Meine Reise, nach seinem Plane eingerichtet, war wenig kostbar.

Vor Stade angelangt, betrachtete ich mit eigener Empfindung die Stadt, wo mein Geschick beginnen sollte.

Ich that bei dem Gastwirth einige Fragen nach dem Theater und dem Director. — —

„Es ist nicht viel davon zu sagen" — meinte er. „Ja, vor zwei Jahren, da hatten wir die Hamburgischen hier — Herrn Eckhof, nebst der übrigen Bande, die waren ganze Leute!"

„Kennen Sie Eckhof?" — fragte ich, und reichte ihm die Hand.

„War ja mein Spezial — hat oft hier gegessen. Meine Frau — es ficht sie sonst eben nicht leicht etwas an — mochten wir eine Leiche haben, oder die hohen Herren von der Regierung einsprechen — oder Krieg und Kriegsgeschrei hier bis in die Thüre kommen — war ihr all' eins! Aber wenn der Mann auf dem Theater gebetet hat, oder kommandirt, oder gar nach ad venant die Kinder verflucht — ich sage Ihnen, sie war weg!"

„Wahrhaftig?"

„Rein weg. — Nun ich selbst — man wird denn alles gewohnt — man hat hinrichten sehen, sonst auch Elend genug — aber wenn man so mitten unter den Leuten saß und eben vor uns ging das Predigen los — weiß Gott, man mußte meinen, es wäre alles gewiß und wahrhaftig wahr. — Die jetzigen — — ja, du frommer Gott! — sie thun auch dergleichen, aber wir glauben es ihnen nicht."

Das schlug mich ungemein nieder.

„Sie gehen auch gar lumpigt einher und haben sich neulich gottlos geprügelt."

„Nicht möglich!" — sagte ich, mit ersterbender Stimme.

„Ja wohl! — der die Prinzen und Herren spielt — ein kleiner Blitzkerl, kann aber sonst noch passabel loslegen — der hat den Rumor angefangen. Unser Herr Bürgermeister hat ihn auf drei Tage in den Bürgergehorsam stecken lassen. Er ist erst vor kurzem wieder los gebeten. — Ich glaube, heute macht er sich mit heran — hier ist der Zettul — richtig — Artander, König der Darier, das ist der Rumormacher!"

Ich ging hinauf, war sehr kleinlaut geworden, sah lange aus dem Fenster auf die Gasse, und dachte dieser Unterredung nach. Was mich aber am unangenehmsten betraf — war — daß während einer ganzen Stunde Niemand auf der Gasse sichtbar ward, dem man es hätte zutrauen können, daß er heute Abend an dem Schicksale des Artander oder des Kodrus einigen Antheil würde nehmen wollen oder können. Der Anfang mußte indeß gemacht werden. Ich besuchte den Director.

Eine dicke, unbedeutende Gestalt mit breitgezogenen schwarzen Augenbraunen, glänzender Stirne, fest einkneifender Haarbeutel=Perücke, kupferrothem Gesicht und schnarrender Sprache, wollte vornehm und besonders gegen mich thun, verfiel aber stets in das Platte nnd ganz Gemeine.

„Wer ist der Herr und was wäre ihm lieb?"

Ich überreichte meinen Brief von Eckhof.

„Ah so! — was macht der alte Knabe?" — Er las und rief die Gemahlin herein.

Eine starke Frau, mit einer Art Brustharnisch angethan, zinnoberroth geschminkt, eine Reihe dicker Schottischer Perlen um den Hals, und einen Busch gesprenkelter Federn auf die hohe Kreppfrisur gepflanzt, übrigens noch in einem getupften Flanell=Unterrocke, trat herein.

„Sieh nur den Eckhof — da empfiehlt er mir schon wieder so einen Anfänger!"

Die Dame meinte, was gut wäre, behielte man ja sonst wohl für sich, setzte sich, aus einer Messingkanne blassen Kaffee hoch einzuschenken, knapperte mit hohen, breiten Zähnen lange an einem Stückchen erdgrauen Zucker, schlürfte langsam dies Getränk aus verletzter irdener Tasse, und maß mich mit schneidendem Seitenblicke.

Der Mann las sehr lange an dem kurzen Briefe, brachte die sehr deutlich geschriebenen Worte doch nicht recht zusammen, warf ihn der Frau hin, sie möge den Sinn zusammen suchen, er spiele heut den Kodrus, und habe mehr zu thun.

„Allerdings!“ setzte sie hinzu; „und ich spiele die Philaide — komme der Herr morgen früh wieder her. Heute kann er uns spielen sehen, wir wollen die Konzession an der Kasse bekannt machen. In zwei Stunden geht es los.“

Eine halbe Stunde vor Anbeginn der Sache saß die Frau Directrice, im vollen Schmucke der Philaide, den ein entfärbtes Halbmäntelchen nicht decken konnte, in der Kasse.

Was ich auf dem Theater hörte, ärgerte mich; was ich sah, würde mich haben lachen machen, wenn ich überhaupt zum Lachen gestimmt gewesen wäre.

Der Director war der schlechteste von allen, der Rumormacher, der den Artander spielte, war so frech und kreischend, daß es nicht auszuhalten war.

Aus Höflichkeit wartete ich das Ende der Vorstellung ab, ging dann zurück in den Gasthof und schlief aus Aerger, Ungewißheit und Sorge ein.

Der Einäugige mag unter den Blinden sich versuchen. Es kommt auf einige Wochen an, dachte ich, und war des andern Morgens bei dem Director.

„Hat uns der Herr gestern gesehen? Was sagt der Herr? — Wir sind auch Leute, wenn wir auch nicht Eckhof heißen! — Hat der Herr schon dergestalt seufzen und heulen gehört, als gestern meine Frau?“

„Niemals! das betheuere ich.“

„Das will ich glauben! — Ich sollte sie nicht loben

— aber das Weib ist ein wahrer Sadrach. Wenn sie recht will — da kann man allemal kommandiren: Tücher heraus! und das Zähneklappern geht durch das ganze Haus."

Er setzte dann hinzu: er habe viel und allerlei zu thun — sein Tyrannen- und Prinzenspieler solle mich untersuchen, dieser sei ein fixer Kritikus. Da wolle er dann hören, was für mich zu thun sei.

Der Lampenputzer brachte mich zu diesem Manne hin.

Er war noch zu Bette, wußte, was ich bei ihm sollte, hieß mich einen kleinen Seehunds-Koffer, worin einige unscheinbare Sachen eben den Boden bedeckten, zumachen und Platz nehmen.

„Sie kommen von Hamburg? — Das Volk dort thut sehr patzig — und glauben Sie mir, — denn ich verstehe es, es ist nichts dahinter."

Ich vermochte nicht, zum Worte zu gelangen.

Sie haben da den — Lessing — aufgegabelt, der muß ihnen eine Dramaturgie schreiben. — Das Ding betrachte ich wie eine Art von Receptbuch. Es ist nicht viel daran. Indeß — sie sind einmal dort auf dem Platze und gelten für etwas Rechtes. — Könnten wir dort die Permission bekommen, es sollte bald mit ihnen allen am Letzten sein."

„So? meinen Sie —?"

„Der Eckhof — nun — er mag noch passiren —"

„Doch —!"

„Er ist aber nun auch nur ein Philister."

Ich machte Anstalt zu gehen, entschuldigte mein frühes Kommen — —

„Bleiben Sie nur! Ich werde Sie examiniren."

Seine Fragen gingen auf Lesen und Schreiben hinaus.

Da er sah, daß ich etwas mehr wußte — sprang er mit gleichen Füßen zum Bette heraus, streckte den Heldenarm mit Tyrannenweise gegen mich aus und sagte ganz erboßt:

„Nun habe ich schon genug — Sie thun gelehrt — Sie sind verloren! Gott verdamme mich! es wird nichts aus Ihnen."

Ich sah ihn voll Befremden an.

„Ja, ja, ein Komödiant muß zum Komödianten geboren sein. Kurz und gut — um nur Eins von Allen zu nennen — wie vielerlei Gesichter können Sie machen? Was? — Antwort!"

„Ganz und gar keines!"

„Herr! Ich bin kapabel, mehr als drei und siebenzig gräßliche Gesichter zu schneiden — die komischen nicht einmal zu rechnen."

Ich faltete unwillkürlich die Hände.

„Acht gegeben! Ich stelle ein Gewitter vor — Acht gegeben! — So steigt es heran — so kommt es näher — so zuckt der Blitz aus der Ferne — die Wolken kommen näher heran — das Firmament ist ganz umzogen — die Blitze schlängeln, kreuzen sich, der volle Ausbruch ist da — der ganze Himmel arbeitet über sich und unter sich — es schlägt ein."

Wirklich machte der Mann eine solche Menge abenteuerlicher, alberner Verzuckungen und Gesichter. Meine Verwunderung über alles, was er sagte und that, war so natürlich und er selbst so bereit, alles dies für Bewunderung zu erklären, daß ich in seiner Meinung dadurch gewann.

„Wenn Sie gehörig aufpassen, kann hier etwas aus Ihnen werden. — Aber mich lassen Sie nicht aus den Augen. Ich rühme mich nicht, aber Sie werden schon merken, wer ich bin. Ein seelenguter Kerl — und hier bin ich der Einzige, der auf Ehre hält und auf Ordnung. — Der Director ist ein Esel. — Die Tochter passirt noch. Sie ist mir gut. Ich will aber nicht heirathen. Warum? Künstler und Generale müssen unabhängig sein.“ —

Ich sollte ihm eine Scene vorlesen. Ich wollte den jungen Barnevell sprechen.

„Gott bewahre! So hoch geht es nicht. Erst Junge, dann Bursche, dann Geselle, hernach Meister. — Probiren wir es geringer. — Allons — bringen Sie einmal Einen heraus, melden Sie Jemand an, arretiren Sie mich hier, führen Sie mich ab — allons!“

Ich stellte mich unbeholfen genug dazu an.

„Ich bin ein großer Herr, Sie sind eine Gerichtsperson, die Hand an mich legt — probiren Sie das einmal!“

Ich that es. Sogleich ergriff mich der Mann, hob mich auf, schleuderte mich von sich, daß ich über den Seehundskoffer zu Boden stürzte.

„Bestie, verruchte, vergreifst du dich also?“ schrie er, wie besessen.

„Herr Gott!“ — sagte ich, und faßte nach meinem Ellenbogen.

„Tableau!“ rief er. „Die Beine gen Himmel — nun rücke ich an, Sie zu treten!“

Er drang auf mich ein. Ich sprang auf, stand vor ihm und sagte sehr entschlossen: daß ich das nicht leiden würde.

„Recht so! Nun balgen wir uns; ich werfe Sie hinaus! Es ist geschehen, Sie liegen draußen vor der Thüre. Nun kehre ich um, schnaufe, schlage die geballte Faust vor die Stirne. — Mir das? — sage ich, stampfe mit dem Fuße, daß der Staub auffährt, weise die Zähne, schieße mit den Augen hin und her — so bleibe ich mit offnem Maule stehen und zittre an Arm und Beinen. Herr! dann sollen Sie den Skandal, das Jauchzen, Händeklatschen und Brüllen im Hause hören. Ganze Minuten habe ich schon so stehen und wüthen müssen, weil ich nicht zu Worte kommen konnte. — Was wollen Sie reden — ich habe schon in heftigen Rollen die Schauspieler dergestalt gepackt, daß ich die Hemdenkrause in der Hand behalten, und die Kerls für todt da gelegen haben.“

Ich that die Frage: ob die Herren das litten?

„Müssen alles leiden; und wenn's denn ja etwa einmal die Rede giebt, muß ihnen der Director eine Flasche Franzwein hinstellen, dann ist alles gut.“

Mein gutes Geschick wollte, daß sich der ehrliche Mann in der frühen Morgenstunde, bei offenem Fenster, in seinem Wildenmanns-Kostume eine Verkältung zugezogen hatte, die ihn wieder in's Bette warf.

„Es ist gut — sagte er — der Director soll Sie engagiren, gehen Sie Nachmittag zu ihm. Sie sehen, ich lasse mir es angelegen sein, es soll Etwas aus Ihnen werden.“ — —

Seine Schmerzen nahmen zu; er stieß unglaubliche Flüche aus, hieß mich gehen und unten im Hause ein Glas Genevre herauf kommandiren.

Der Hauswirth protestirte gegen die Ablieferung wegen häufiger Rückstände.

Ich eilte mit beschwertem Herzen in meinen Gasthof.

Ein kleiner, alter, hagerer, blasser Mann trat still herein und begehrte die Hamburger Zeitung — doch war sein ruhiger, kummervoller Blick mehr mit mir beschäftigt, als mit der Zeitung.

Ich wußte ihn nicht zu deuten und sah still an den Boden.

Wie wir allein waren, trat er zu mir und sprach mit einnehmender, schwacher Stimme: „Sie sind der neue Schauspieler?"

Ich bejahete es.

„Ich habe Sie gestern während der Vorstellung beobachtet, und bemerkt, daß Ihnen das Wesen nicht gefallen hat."

Ich wollte eine Höflichkeit entgegen sagen. —

„Sie haben meinen Antheil erregt. Ich bin hier auch Schauspieler — mir mißfällt der hiesige Verkehr — und da Sie jung sind und vielleicht unerfahren — will ich Sie warnen, daß Sie nicht Zeit und Lehre verlieren, sondern in Gottes Namen Ihren Stock weiter setzen. Aber — je eher, je lieber!"

Ich erzählte ihm alles, was vorgegangen war.

Er erwiederte, daß er das nur zu gut kenne. Der Director sei ein alberner Mensch, der eben so gut jedes andere Geschäft unternehmen würde, wie dieses, obschon er zu gar nichts Geschick habe. Im siebenjährigen Kriege habe er mit Beutepferden gehandelt, auch im Hannöverschen Hauptquartier als Spion sich gebrauchen lassen.

Er, der alte Mann, sei Kaufmann gewesen, habe immer viel Neigung für das Theater gehabt, Familie und den größten Theil seines Vermögens verloren. Der Direc-

tor habe seine Talente gelobt, den Rest seines Vermögens ihm abgeschmeichelt und verbraucht. Dagegen habe er ihm ewigen Unterhalt gelobt.

Es sei mit ihm auf dem Theater leidlich gegangen, nun sei er schwächlich geworden, habe die Kraft der Stimme verloren, gefalle minder, werde von dem Tyrannenspieler zum Hohne gebraucht, erhalte so gut als gar kein Geld mehr, die nothdürftigste Nahrung unter vielen Vorwürfen, und nur von der Tochter des Directors, die ein gutes Kind sei, empfange er Zeichen menschlicher Theilnahme.

„Meine mehr und mehr hinschwindenden Kräfte sind mein einziger Trost; — setzte er hinzu — und daß ich die warne, welche sich hieher verlieren, ist das einzige Gute, was ich noch vollbringen kann. Sie haben ein ehrliches Gesicht, ich weiß, Sie werden das, was ich aus innerem Triebe thue, nicht zu meinem Nachtheile mißbrauchen.“

Ich gelobte es ihm aus dankbarem Herzen. Er verließ das Haus, und ich war so gut als entschlossen, von Stade desselben Tages noch wegzugehen, obschon ich nicht wußte, was ich unternehmen und wohin ich mich wenden sollte.

Indem läßt mich der Director zum Mittagsessen laden. Ich nehme es zögernd an.

Die Lieblinge waren hin beschieden, erschienen steif und feierlich, leisteten alle der Prinzipalin den altüblichen Zeremonienhandkuß und wurden nach dem Grade ihres Kredits, von dem Director mit dargereichter Prise Taback beneventirt, oder übergangen.

Der alte Mann saß an der Tischecke, bekam die schlechten Bissen und zuletzt, auch mußte er fleißig Tisch-

geräthe holen und wegbringen, wegen seiner Langsamkeit sich auszanken und zum besten haben lassen, wo dann jeder schaale Witz Chorus belacht wurde.

Die Tochter — eine einnehmende, liebevolle Gestalt — suchte ihm ungekünstelt dieses und jenes von besserer Nahrung hinzuschieben, wofür sein beredter Blick ihr dankte, den sie überaus kindlich erwiederte.

Die Unterhaltung war jämmerlich, der Gerichte waren viele, aber so übel zusammen gedacht, wie wenn eine Räuberbande sich in der Höhle es wohl sein lassen will. Der Wein war im Uebermaaße da, aber schlecht. Die Gäste tranken viel und wurden immer todter und förmlicher, je mehr sie hatten hinabgleiten lassen.

Einige waren ganz blau geworden, starrten sinnlos vor sich hin, andere lachten sich boshaft an und kratzten Figuren oder schlechte Verse in die zinnernen Teller.

Der Tyrannenspieler sprach allein und immerfort. Er redete nur von sich, seinen Kunstthaten, wie viele Kameraden er schon zusammen geschlagen habe, und daß er es Niemand rathen wolle, ihn zu reizen.

Die Prinzipalin goß ihm dann das Glas übervoll und er schwieg, so lange er trank.

Alle nannten sich untereinander: „Herr Bruder und Du!"

Eine unbeschreibliche Wehmuth hatte sich meiner bemeistert und ich wäre gern im Freien gewesen, um ihr nachzuhängen.

Eine Pause des wechselseitigen Widerwillens, der Uebersättigung und Albernheit trat ein. Da ergriff der Director das Glas — sah hoch umher und sagte: — „weiß Gott — es kann es aber doch kein Mensch besser haben, als ihr hier bei mir! — Sagt selbst — wie?"

Die Brüderschaft lallte ihm ein Vivat! — und wie sich der Mann bedankte, that er, als ob er weinte.

Mich überfiel ein arger Widerwille.

Der Tyrannenspieler schrie meinen alten Freund an, indem er vorher mit dem Messer auf den Tisch klopfte, ihn aufmerken zu machen: — „Ihr dort unten, alter Prophet, bringt euer Glas, ich schenke euch voll ein, wir wollen Spaß machen."

An Gehorsam gewohnt, stand der alte Mann belastet auf. —

„Nein!" rief ich schnell, „das ist an mir. Dem alten Vater gebührt unsere Bedienung!"

Ich that das Verlangte und trank auf die Gesundheit des Alten. Der Tyrann setzte sein Glas unsanft nieder. Ich warf mich wieder auf meinen Stuhl, bekam einen unterscheidenden Blick von der schönen Tochter, einen Mordblick von dem Prinzenspieler, und sah die Verlegenheit und Dummheit aller übrigen.

Eine Erlösung wäre mir recht willkommen gewesen, doch that ich weiter nichts, sie herbei zu führen. Die Tochter interessirte mich, ohne daß ich es wußte — ich blieb da.

Der Heros blickte bald mich, bald die Directrize an, stieß sein Messer in den Tisch; die Directrize schrie überlaut wegen des blessirten Tischtuches; der Director rieb in der Angst Brodkügelchen; der alte Mann ging verlegen fort; die Tochter folgte ihm. Alles war in banger Erwartung einer handgreiflichen Erklärung.

In dieser Verlegenheit erhob sich der Director, schlug auf den Tisch und rief: „Zum Gebet! — Die Gäste taumelten auf und falteten eine Minute lang angstvoll die Hände.

Alsdann führte mich der Director am Arme in eine Schlaf=, Vorraths=, Garderobe=, Speise= und Bibliothek=Kammer.

„Was unterfängt sich der Herr? Er insultirt mir da mein Factotum! — Weiß der Herr, daß er mir hat sagen lassen, ich sollte ihn engagiren! Nun aber stehe ich für nichts.“

Ich sagte, daß ich hier nicht engagirt zu sein verlangte.

„Damit ist es nicht gethan. Der Herr muß dem Manne Abbitte thun.“

„Nimmermehr!“

„Weiß Gott, und zur Stelle, in Präsenz Aller!“

Ich lächelte und schüttelte den Kopf.

Die Tochter trat herein, war feuerroth, brachte meinen Hut und sagte, ob ich nicht durch die Küche weggehen wollte, um Unglück zu vermeiden.

Ich versicherte, ich würde wieder zur Gesellschaft gehen und sie möchten sich gar nicht bange sein lassen.

„Der Herr muß deprezirен, oder er ist verloren. Ich bin ja ein ruinirter Mann, wenn der Kerl bei Zorne bleibt.“

Er ging angstvoll in der Stube herum, rang die Hände, und mit Verzweiflung stieß er die Worte aus: „Er hat drei und eine halbe Woche Gage zu fordern, er wird Satisfaction haben wollen, er wird nicht spielen, wir müssen die Boutique zuschließen, er klagt mich aus, die Andern dann ebenfalls, ich werde mit einem weißen Stabe zum Thore hinaus müssen.“

Ich wollte reden. Seine Angst, seine Klagen ließen mich nicht zu Worte kommen.

„Ist das mein Lohn für meinen guten Willen, für so ein Traktament! — und morgen soll die Oper sein: Der Teufel ist los! Wenn ja der Mensch auch spielt — er macht den Schuster — geben Sie acht, da meine Tochter die Frau in der Komödie spielt — er wird die Gelegenheit nützen und sie aus Rache braun und blau prügeln.“

„So werde ich ihm den Hals brechen!“ rief ich ergrimmt.

Der Mann maß mich von unten bis oben, trocknete die Stirne, ging zweimal auf und nieder, trat darauf zu mir, zog mich in's Fenster, sprach leise, aber mit einer Gattung Inbrunst: — „Getrauen Sie sich, Monsieur Böttger, seiner Herr zu werden?“

Ich lächelte unwillkürlich und sagte: — „O ja!“

„Nun, in Gottes Namen! Wir können ihn alle nicht leiden. Sagt er Ihnen etwas Despectirliches, so prügeln Sie ihn derb durch. Wir gehen hinaus, so hat er keine Zeugen. Mir ist's auch recht. Im Schreiben sind Sie ja auch bewandert, wie ich höre. Sollte er dann davon gehen — nun — so wird uns ja Gott darum auch nicht verlassen.“ — Er setzte beide Hände in die Seite — stellte sich in die vierte Position, und sprach: „Es mag drum sein — thun Sie ihm sein Recht an!“

Dann riß er die Thür auf, trat majestätisch ein. Ich folgte ziemlich ruhig. Der Director entfernte sich, der Prinzenspieler zertrat einen Stuhl, riß ein Bein heraus und sah mich schnaubend an.

Die Directrize rief Alle hinaus; die Zweie könnten es ausmachen, wenn sie etwas gegen einander hätten.

Mit Eins war die Stube leer.

Ich setzte mich nieder.

„Mein Herr, ich rathe Ihnen ehrlich, legen Sie das Stück Holz weg, oder ich fasse Sie, und trage Sie mit sammt dem Knüppel vor die Hausthüre. Die Kräfte fehlen mir nicht, dies auszuführen."

Er trat auf mich zu. Ich entwand ihm das Stück Holz, warf es aus dem Fenster, drückte ihn unsanft auf einen Stuhl nieder, trat dann von ihm, und hieß ihn mich ruhig anhören.

Er saß unentschlossen da.

„Sprechen Sie — hub er endlich an — es ist eine Kellerluft in dem Neste, der Kopf thut mir weh — sprechen Sie, ich bin geneigt, Sie anzuhören."

Ich sagte ihm, was für ihn und die Sache taugte, daß ich hier nichts verlange, morgen gehen werde, aber daß er sein Betragen zähmen, und dem alten Manne ohne Zwang ein artiges Wort sagen müsse, oder wir würden sonst hart an einander gerathen.

Er ging widerwillig rund um den Tisch. —

„Sie verstehen sich nicht auf die Sachen hier. Der Kerl, der Director, zahlt nicht; höchstens kann man sich bei ihm besaufen. Setze ich den Fuß von seinem Nacken, so geht alles zu Grunde. Der alte Vater — ehrlich ist der Narr, aber ich mag ihn nicht, weil er sich von dem Director so viel gefallen läßt. — Nun — dem Alten werde ich einen Handschlag bieten — aber der Zorn muß wo hinaus, und drum will ich dem Director heute noch Eins versetzen."

„Das werde ich nicht leiden!" sagte ich sehr entschieden.

„Irgendwo muß der Zorn hinaus. Ihnen kann ich

nichts anhaben, das sehe ich wohl. Wenn ich aber heute nicht einen von den Kerls niederwerfe, so ist es um mein Ansehen gethan. — Im Ernst, wollen Sie hier nichts? Wollen Sie von hier weggehen?"

„Morgen Mittag."

„So mag es sein; heute soll Ruhe bleiben. Aber — wenn das Zeug wieder herein kommt, so wollen wir zusammen Brüderschaft trinken — wir Beiden!"

Ich lehnte das erst ab, und schlug es dann entschieden aus.

Die Gesellschaft trat nach und nach wieder ein. Man sah an meiner Ruhe, daß ich mir nichts vergeben hatte. Der alte Mann fand sich auch wieder ein. Der Held drang auf ihn ein, zwang ihm ein Glas auf, und stieß dabei auf sein Wohl so heftig an, daß Wein und Glas in Stücken am Boden lagen. Er setzte nun die Flasche an, leerte sie aus, und gerieth bald in einen Zustand, der es nöthig machte, daß drei der Kollegen ihn nach Hause beförderten.

Der Jubel, die Komplimente, die mir zu Theil wurden, waren ohne Ende.

Die Tochter reichte mir eine Schaale Kaffee, sah mir in's Auge und sagte mit wahrer Seelenfreude: „Ich danke Ihnen, guter Herr Böttger, daß Sie unsers lieben, guten Alten sich angenommen."

Ihr Ton drang mir in's Herz — ich sah inniger in ihr blaues Auge — es glänzte in einer Thräne, die wie eine klare Perle über die schöne rothe Wange herab rollte. — Sie schlug die Augen nieder — ich harrte des Wiederaufschlagens. — Als sie nun ungewiß und doch so klar dies große, gewölbte Auge mit den langen, seidenen

Wimpern wieder aufrichtete — breitete eine milde Wärme über meine Brust sich aus — ich wollte reden, vermochte es nicht — zitternd setzte ich die Schaale auf den Teller, mein Finger berührte den ihren, sie ging verlegen von uns. — Dies war meine erste Liebe! —

Der gute Alte trat auf mich zu, und sprach: „Ich sehe, was in Ihnen vorgeht. Ja, ja, Sophiechen ist es werth, Sie gehen nicht irre an ihr — aber doch — reisen Sie morgen! Vater und Mutter sind zu toll und albern. Schade wäre es um Ihr junges, frisches Leben, wenn Sie auf die Galeere hier geschmiedet werden sollten."

Ich drückte ihm die Hand. Ich erschrack vor der Abreise.

„Um Sophiechen ist mir es leid — aber Gott wird ihr ja wohl einen Retter senden, der mehr unternehmen kann, als Sie dürfen."

„Wenigstens will ich helfen, Ihnen bessere Tage zu begründen", sagte ich.

Er schüttelte wehmüthig den Kopf. — „Von mir ist keine Rede mehr. Türke, der alte, blinde Spitz, der den Decorationswagen mit mir stets begleitet, und ich, wir werden mit einander aufhören. Dieser Hund ist das einzige Wesen, das meiner noch bedarf, damit er nicht Hungers sterbe. Ich versorge den Spitz, Sophiechen versorgt mich."

Da trat der Director zu uns.

„Herr Böttger, die Frau und ich, wir haben einen Punsch auf heute beschlossen, und — indem er groß umher sah — ihr könnt Alle da bleiben."

Alle scharrten und murmelten ihren Dank.

„Wenn der Herr Böttger nur gleichsam singen könnte!

— Das bloße Reden thut es jetzt nicht mehr, es muß ja gesungen sein. Ist der Herr musikalisch?"

Ich verneinte es.

„Laß sehen!" — Er nahm eine Geige zur Hand. — „Gebe der Herr mir die Töne an!"

Das vermochte ich nicht. Er gab aber in Unverstand, Weinwuth und Gravität Töne an, die kein Mensch würde haben treffen können.

Die Frau riß ihm das Instrument aus der Hand. — „Du bist ja hinter dem Stege!" fuhr sie ihn an.

Er wollte zornig werden, besann sich aber — nahm Tabak und sprach weiter.

„Es soll wohl gehen. Ein junger Mensch muß alle Tage seine neue Rolle liefern können. Sagt man nicht, was da steht, so sagt man etwas anders; wenn man nur redet und nicht still schweigt. Macht man ein ernstlich Gesicht zu der Sache, und giebt man sich ein sträfliches Ansehen dabei, so glauben sie daran und hören in Liebe und Andacht zu, bis der Vorhang fällt. Halb Sechs Uhr geht die Komödie an. Neun Uhr ist sie aus, ich nehme meine Kasse nach Haus — das Uebrige ist alles vom Uebel."

Ich bot Sophiechen meine Dienste beim Punschmachen an. Sie wurden angenommen, und ich war in der Küche mehrentheils allein mit ihr.

Sophie hatte reges Gefühl und Sinn für das Schickliche und Gute, mir war wohl zu Muthe bei ihr. Sie bat mich, ich möge doch noch nicht wegreisen, und ich sagte es ihr gern zu.

Ein trunkener Lichtputzer brachte einen Brief, den er den halben Tag schon mit sich herum geschleppt und

vergessen hatte. Er rückte seine Pudelmütze nicht, warf ihn zwischen die Trümmer des Mittagsmahles auf den Tisch nieder, und taumelte zankend fort.

„Von Eckhof!“ sagte der Director. „Was will er denn?“

Er las sehr beschwerlich — sah mich dann bedenklich an, schüttelte den Kopf, rief die Tochter und ging hinaus.

Mich ergriff ein Gefühl, wie ich es bisher noch nie empfunden hatte — es war nicht Neugier — nicht Verlegenheit — es war eine überaus schmerzliche Beklemmung, die nach und nach bis zur Seelenangst stieg.

Es wurden allmählig mehrere heraus gerufen, die einzeln wieder kamen und mich seltsam anblickten.

Zuletzt kam auch der alte Mann und setzte sich zu mir.

„Was geht hier vor?“ sagte ich zu ihm. „Es betrifft mich — sprechen Sie — was ist es?“

„Herr Eckhof hat Sie sehr lieb!“ sagte der liebe Alte und faßte meine Hand.

„Was ist vorgegangen? Sagen Sie es mir!“

„Was wird es sein? — Das Erfreuliche hört man selten. — Wer mehrere Bekannte hat, muß sich auf mancherlei gefaßt machen. In meinen Jahren befremdet dergleichen weniger. In meinem Alter hofft man nicht viel mehr.“

Sophie trat vor mich hin, legte die gefalteten Hände zusammen, und vermied mich anzusehen.

„Haben Sie kürzlich Nachrichten von Haus her?“ fragte der Alte.

„Mein Vater ist todt!“ — schrie ich ihm heftig entgegen.

Der rechtschaffene Mann schloß mich in seine Arme

— er vermochte nichts aufzubringen — der Athem wollte mir vergehen — ich wollte hinaus, die Kräfte versagten mir — alles versammelte sich dicht um mich her.

„Den 17ten dieses, Morgens um 9 Uhr, sanft verschieden!“ sprach der Director.

„Ohne mich, ohne meine Hülfe, ohne daß ich seinen Segen empfangen, ohne meinen Trost — ohne seine letzten Worte gehört zu haben!“ — —

„Die Mutter hat Ihnen geschrieben!“ sagte Sophie, und legte ihre Hand an meine Stirne.

„Wo — wo — den Brief — wo ist er?“ —

Der Director gab mir den Brief meiner Mutter.

Ich stürzte damit hinaus.

„Herr Böttger — rief Sophie mir nach — gehen Sie in die kleine Kammer dort hinten — da ist ein Licht — lesen Sie, weinen Sie sich aus — wollen Sie dann mit uns reden — so sind wir bereit!“

Sie brachte mich hin und ging sogleich zurück.

Ich weinte laut — rief meinen Vater, meine Mutter — machte mir bittere Vorwürfe über mein Treiben in die Welt hinaus — öffnete den Brief, konnte vor Thränen nicht lesen — ging umher — der Krampf des Weinens zog mir die Brust zusammen. Ich erblicke am Bette ein kleines Kruzifix, werfe mich nieder, bete Dank und Segen für meinen ehrlichen, herrlichen Vater! Ich flehe um Trost für meine Mutter, für mich, um Weisheit für mein Leben, und daß ich meiner Mutter hülfreich werden möchte! — Bei diesem letzten Gedanken flossen meine Thränen sanfter und inniger. — Ich las den Brief — oft mußte ich ihn weg legen — mit Sehnsucht ergriff ich ihn wieder — die arme Frau setzte ihre ganze Hoffnung auf mich.

„Ja, Mutter, ja — nur für dich will ich leben und denken!“ rief ich mit Inbrunst aus und legte die Hand dabei auf das Kreuz.

Der alte Vater umfaßte mich, indem ich das that — er war leise eingetreten. — „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, denn ihre Werke folgen ihnen nach! — Dieser fromme Vorsatz, den Sie für die Mutter gefaßt, ist ja wohl des Vaters Werk?“ —

„Ja, es war seine einzige Bitte, ich habe sie ihm heilig gelobt und ich werde sie halten.“

Ich sprach von dem Abgeschiedenen mit der lebendigen Liebe, wie ich heute noch sein Andenken empfinde, segne und hoch verehre. —

Sophie war dazu getreten und redete in frommer Einfalt tröstlich zu mir. Ich sah sie an und das Kruzifix, gegen das gewendet, ich meine Gelübde still wiederholte.

Sophie nahm es von der Wand, reichte es mir und sagte: „Behalten Sie meinen Heiland zum Andenken dieser Stunde. Er ist mein Trost in mancher Kummerstunde gewesen, er wird auch Sie trösten.“

Sie schob das Bild mir in den Busen, und verließ uns.

Ich konnte nicht antworten, aber meine Thränen flossen sanfter.

„Behalten Sie das Bild!“ sagte der Alte. „Sophie ist eine fromme Katholikin. Sie würden ihr wehe thun, wollten Sie es nicht von ihr annehmen.“

Ich reichte dem väterlichen Freunde die Hand, und mit der andern drückte ich das Bild fest an mein Herz!

Da kam der Director mit Gemeinsprüchen über Tod und Leben, nebst einem Glase Punsch, das er mir auf-

bringen wollte. Seine Frau wollte mir Lebenslust einschreien, legte ihren Arm widerwärtig mir um den Hals, erzählte, was sie schon verloren und vergessen habe, zerrte mich in der Stube herum, trank ein Glas auf meine Courage, wobei die Andern in der offnen Thüre mit gefüllten Gläsern standen und dumpf oder albern auf mich hersahen.

Jetzt erschien Sophie mit meinem und des alten Mannes Hute, entwand mich der Gesellschaft und wußte es zu erreichen, daß ich im Geleite des wackern Alten mit ihm allein nach Hause gehen konnte.

Wie wohlthuend war mir das! —

Bis Mitternacht redeten wir Beide von meinem Vater. —

„In seinem Namen fordere ich Sie auf, gehen Sie morgen von hier in die Welt und treten Sie Ihre Bahn frisch an!"

„Morgen schon? — Ich bin doch den Leuten — ich bin ja Sophien Dank schuldig!"

„Dank — ja! Aber Ihr Leben sind Sie Ihnen nicht schuldig. Sophie steht nicht allein, und die Andern sind verkrüppelte Menschen. Es ist diesen Leuten nicht zu helfen. Sie werden helfen wollen, und mit Sophien und Allen zu Grunde gehen."

Ich versicherte ihm, daß ich fort wollte; nur morgen noch nicht.

„Morgen — oder Sie sind verloren, und — das thut mir weh!"

Er verließ mich sehr wehmüthig.

Die Nacht über schrieb ich an meine Mutter und las den Brief von ihr und Eckhof unzähligemale durch.

Nach meiner Abreise war der Vater immer schwächer und schwächer geworden.

Der Brief, den der alte Buchhalter aus Hamburg über meine Ruchlosigkeit an ihn geschrieben, hatte ihm einen tödtlichen Schrecken verursacht. Das Geld, was ich aus Hamburg an ihn geschickt, durfte nicht angerührt werden.

Als Eckhof ihm geschrieben, es sei redlich erworben und mit herzlicher Liebe gesendet — hatte er es betrachtet, auf den Umschlag geschrieben: „zur Beerdigung" und es in seinen Schrank geschlossen. — In der letzten Woche seines Lebens hieß er der Mutter, ihm das Geld zu bringen, nahm einen Thaler heraus, reichte ihn der Mutter mit den Worten: „Ich will ein Glas Wein von Leopold haben."

Es erquickte ihn, er ward heiter.

Was das Theater anlangt — so sagte er damals zu der Mutter — sie solle mir schreiben: er kenne davon nichts, als daß er sich besinne, in seiner Jugend zu Braunschweig das Gröhlen und die Faxen der Opernspieler gesehen zu haben, so wie zur Meßzeit den Hanswurst in der Bude. So viel wisse er wohl, daß die Herrschaft auf die Opernleute etwas gehalten habe, doch sei alles leicht gewonnen worden und leicht zerronnen. Ich solle mein Heil bedenken, in der Zeit und nächst dem die Ewigkeit. Er sei weit von mir weg und könne nicht rathen. Zwingen wolle er mich nicht, doch halte er dafür, ich hätte es zu Hause bequemer haben können und kurz beisammen.

Eine Stunde vor seinem Tode hatte er nochmal von dem Wein begehrt, die Mütze abgenommen, vor sich

hingelegt und gesprochen: „Das walte Gott! ich fahre dahin! — Mein alter Herr soll leben, der Herr Herzog Ferdinand, du, liebe Alte, und der Leopold! Ich segne euch! Er wird dich nicht verlassen, der Leopold, darauf schlafe ich ruhig hinüber.“ Dann hat er sich zurecht gelegt, der Mutter die Hand gereicht — und etwas unvernehmlich gesprochen: „Nichts mehr, es ist zeitlich Ding! Ade! Vorwärts, Marsch!“ — So ist er ruhig geblieben, bis ein starker Seufzer seinem Leben ein Ende gemacht hat.

Wackerer alter Reutersmann, ehrlicher christlicher Ritter! Unscheinbar war dein Thun und Wandel, aber vollständig und recht. Du bist bestanden und wirst bestehen, wo du noch zu wirken hast!

Laß es, der über uns waltet, seiner Zeit mit mir zu Ende gehen, wie es mit dir geendet hat! —

Ich war von nun an fast beständig in des Directors Hause.

Gern weilte ich an der Stelle, wo mich der Schmerz getroffen hatte — gern da, wo des alten Mannes Rede und Sophiens Bekümmerniß um mich den Schmerz gemildert, ja mir den Schmerz selbst lieb und tröstlich gemacht hatte.

Der Director trug mir viele seiner Geschäfte auf, die ich besser verwaltete, als sein lästiger Tyrannenspieler. Gern wäre er des Menschen los gewesen, aber zuvor mußte ich in seinem Fache brauchbar werden.

Angesehene Leute aus Stade riethen ihm dazu, Sophie verbarg ihre Theilnahme an mir nicht, ich liebte sie mit Ehrfurcht. Man betrachtete mich bald als den Sohn des Hauses.

Meine Erscheinung auf dem Theater ward beschlossen; ich spielte den Georg Barnvell.

Ich that mein Möglichstes — dennoch empfand ich, daß ich keine Wirkung machte.

Auf der Probe schien alles gut von Statten zu gehen, die Mitspieler überhäuften mich sogar mit Beifall, ich selbst war von mir zufrieden.

Bei der Vorstellung wollte nichts gerathen. Ich war verlegen, kalt und laut. Ich bemerkte es. — Eckhofs Ausspruch: „Ihre Worte und Bewegungen sind zweierlei!" — stand abschreckend vor meiner Seele.

Sophie mußte die Rolle der bösen Milword geben. Das that mir weh.

Der Heldenspieler stand mit übereinander geschlagenen Armen in der Coulisse und spottete meiner. Die Schauspieler traten mir aus dem Wege. Der Lampenputzer schüttelte den Kopf. Der Director ging hinten auf und nieder, schlug mit geballter Faust wider die Stirne, und rief einmal über das andere: „es ist nichts, es ist gar nichts!" — Die Frau brachte mir ein Glas Wein, um Muth zu bekommen. Sophie tröstete mich, so gut es gehen wollte. — Der alte Vater trat zu mir: — „Noch ist es Zeit. Morgen gehen Sie von hier, nnd wollen Sie auf meine Worte hören — so betreten Sie nie wieder das Theater!"

Ich ging gleich nach der Vorstellung langsam nach der Wohnung des Directors. — Er war ausgegangen; die Frau war schon zu Bette. — Sophie war gut und ehrlich, nur sehr verlegen. —

Ich ging nach Hause und schlief aus Beschämung ein.

Mit dem frühen Morgen saß der ehrliche alte Mann vor meinem Bette.

„Lieber Böttger! Ich bin die ganze Nacht mit Ihnen beschäftigt gewesen, und wir müssen uns nun über die Sache ganz aussprechen. — Was soll ich Ihnen sagen? Das war ein wunderlich Wesen gestern mit Ihrem Spiel. Es ist mir vorgekommen, als ob Ihnen selbst die Ueberzeugung mangelte — und wenn das so wäre und bliebe, so würden Sie niemals Andere überzeugen können. Darauf kommt es aber doch an."

Ich bat ihn, mir unverhohlen alle Fehler zu nennen, die ich begangen.

Nach einigem Stillschweigen sagte er: „Das fällt mir schwer. — Mich dünkt, Sie haben alles schlecht gemacht."

Ich verbarg mein Gesicht in die Kopfkissen.

„Ganz gewöhnliche Dinge haben Sie mit weitläufigen Geberden und Stellungen gesprochen, und die ungewöhnlichen, leidenschaftlichen Dinge haben Sie entweder eiskalt gesagt, oder so wie hergepredigt."

„Aber die wichtigen, leidenschaftlichen Dinge reden ja durch ihr eignes Gewicht, ohne viele äußerliche Zeichen." —

„Allerdings; aber die wenigen äußeren Zeichen müssen der Art sein, daß sie darthun, sie sind der innern Gährung, dem Kampfe aller Kräfte entstiegen. So war das nicht, was Sie hervorbrachten. Gleichwohl haben Sie Gefühl und Feuer. Vielleicht fehlt es ihnen an dem, was unser Heldenspieler zu viel hat — Glauben an sich selbst. — Jener berechnet nichts vorher, wenn der Augenblick da ist, wo es gilt, seinen Mann lebendig darzustellen, geht er frech zu Werke und betäubt die Zuhörer, wie sich selbst. Sie — bedenken vorher alles — und, wie ich glaube, lebendig, bescheiden und richtig. Wenn es nun gilt, sollten

Sie auch rasch darauf zu gehen. Statt deß bedenken Sie im Augenblick, wo Sie thun sollten, nochmals das Bedachte. Ueber diesem Bedenken gehen nun die Worte für sich allein, die Bewegungen, die zu diesen Worten hätten gehen sollen, kommen zu andern Worten, wozu sie nicht passen. Es geräth alles zu breit oder zu schmal — Sie merken das, werden verlegen, verwirren sich, leiden große Marter und quälen Andere mit der Marter, welche man gewahr wird und wobei alles Vergnügen wegfallen muß."

„Ja, so ist es — ich kann's nicht in Abrede sein."

„Das ganze Schauspiel ist ein Lebensbild nach verjüngtem Maaßstabe; man will unmerklich angenehm geführt, oder im Sturm fortgerissen sein; man mag nicht aufgehalten, durch zu besonnene Deutlichkeit ermüdet sein. Die Schöpfung muß vor unsern Augen beginnen und sich vollenden. Schnell und geschickt müssen die Hülfsmittel sich finden, fügen und ein gerundetes Ganzes bilden. Sehen wir diese Dinge einzeln hervorsuchen, zusammen passen, wählen, verwerfen und Ungewißheit im Gebrauch — so ist es um die Täuschung gethan, und wir wenden uns ab von dem Bilde und dem, der es nicht gewandt aufzustellen weiß. Es hilft nichts, daß er uns überzeugen will und kann, wie er alle einzelne Bestandtheile, welche das Bild schaffen müssen, gar wohl kenne; wir verdammen den Uhrmacher, dessen Werke stets falsche Stunden andeuten. Es ist vielleicht nur ein rascher Instinct, der in diesem, wie in allem menschlichen Verkehr plötzlich gebietet. — Jetzt ist der Moment, wo gerade dies und nichts anders geschehen muß — nun ist dieser Moment vorbei und kann nicht wieder ergriffen werden. — Dieser Instinct ist nicht das Verdienst der sichern Be-

rechnung — aber er stürmt zum Ziele hin. Ob Sie, lieber Böttger, als Schauspieler diesen Instinct haben, ob Sie ihn auffinden und erwerben, erhalten können — das weiß ich nicht. — Ich rathe aber, forschen Sie nicht lange nach dieser Gabe, damit es nicht für jedes andere Unternehmen zu spät wird; und, wie es komme — von hier eilen Sie weg!"

Ich seufzte tief.

„Böttger! Es giebt Augenblicke im Leben, wo der Geist des Geschickes uns faßt, wendet und von der Stätte weg führt, wo wir unheimlich, Sicherheitslos — und schon deshalb verderblich stehen, weil wir wanken. So oft überhören wir diese Stimme, bleiben Willenlos stehen, klagen, wo wir thun sollten."

„Lieber alter Vater" — fiel ich ein — „ich habe Unglück gehabt — ich besorge, ich werde mehr Unglück haben. Können Sie aber eben dieses Unglück den Geist meines Geschicks nennen, der mich von hier weiset? — Ich könnte hier dem entweichen, was Sie mein Geschick nennen — es kann mich an dem Orte wieder treffen, wohin ich mich wende."

„So weichen Sie auch von dort!"

„Wohin?"

„Von einem Kreise des Wirkens zum andern, bis Sie den getroffen, den Sie erfüllen und der Ihnen genügen kann."

„Sollte ich nicht vielmehr hier neue Versuche machen?"

„Nein!"

„Aber warum" — —

„Davon kann ich nicht Rechenschaft geben. Hier erblicke ich nicht Sonne, nicht Luft, nicht Gedeihen für Sie.

Sie sind zu ehrlich für die Menschen, unter welche Sie getreten sind. — Sie werden zu Grunde gehen, oder bald selbst geringhaltiger werden. Es treibt mich, Sie von hier zu treiben."

„Ich habe ja Sie hier gefunden, guter, väterlicher Freund!"

„Damit ist nichts gethan. Ihre Jugend ruft die meinige mir zurück, darüber flammt der matte Tocht noch einmal aus mir auf. Das wird aufhören, und dann haben Sie nur den schwachen, kraftlosen, hülfsbedürftigen Greis. — Auch von mir müssen Sie sich abwenden. Alles, was Sie hier umgiebt, zieht Sie hinab. Aufwärts, von hier weg — hin, wo Kräfte sich regen, wo die Begebenheiten sich drängen, Sie ergreifen und fortreißen!"

„Auch von sich weisen Sie mich weg?"

„Ja, ja, ich weise Sie weg! Ich nehme mir damit Lebenstrost, aber ich bin von mir zufrieden, indem ich Ihrem Glück dies Opfer bringe. Vielleicht sind meine Tage nur deshalb bis daher gefristet, daß ich aus diesem Sumpfe Ihnen zurufen kann: — „Nahe nicht, laß mich untergehen, rette dich!"

„Und Sophie — unsere Sophie!" sprach ich, indem ich mich hoch aufrichtete.

Er sah mich lange an. — „Des Mädchens Frömmigkeit, ihr Glaube, ihr ruhiger Sinn ist ihr Engel! Sie giebt viel, sie bedarf wenig. — Böttger, Sie sind zu Mehrerem bestimmt, als hier Tagewerker zu sein."

„Wenn ich aber Sophien liebe, wie dann?"

„Sophie wird früh aufhören, Ihnen zu genügen. — Darum — fort von hier!"

Er ging, so schnell er vermochte, aus dem Zimmer.

Ich sah ihm lange nach — begriff ihn nicht — und hätte eine Kunde vom Himmel haben mögen, die mich gelehrt hätte, ihn ganz zu verstehen.

Die Thüre öffnete sich wieder. — Mit zitternder Stimme sprach er: „Wenn Sie je das Mädchen unglücklich machen — und das werden Sie in dem Augenblicke, wo Sie aufhören, Alles in ihr zu finden — so haben Sie eine furchtbare Sünde begangen. Drum reisen Sie — noch gilt es nur ein schmerzliches Vierteljahr — bald ein vernichtetes Leben. Ich kenne Sophien."

Er konnte nicht weiter reden, ging und zog die Thüre langsam hinter sich zu.

Ich mußte mehreremale auf und ab gehen, ehe ich Ruhe finden konnte, und wußte mir nicht deutlich zu machen, was er besorgte.

Bis daher hatte ich Sophien kein Wort von Liebe gesagt, noch sie mir.

Aber sind es denn diese Worte, die das heilige Einverständniß der Seelen erklären?

Feierlich dachte ich jedem seiner Worte nach.

Erst neulich hatte er mir gesagt: — „Sie gefallen den Menschen, Ihr offener Blick, Ihre Rechtlichkeit, Ihr natürlicher Verstand sind anziehende Eigenschaften; aber niemals werden Sie diese auf dem Theater geltend machen können, obschon ein angenehmes Organ und eine gute Gestalt für Sie sprechen."

Wenn das so ist — so muß ich fort, etwas anders ergreifen — aber was?

Und Sophie? —

Ich fühlte die Unmöglichkeit, von ihr mich zu trennen. Vater und Mutter — der Berghauptmann — Eckhof

— mein alter Freund und Sophie — diese sechs Menschen waren für mich die Welt. Sie waren alle ganz und durchaus vollständig; für diese und nur in diesen und ihrem Gedächtniß wollte ich leben.

Aber — hier ist kein Erwerb zu denken, als Nahrung zu Erhaltung des Athems — und ich wollte für meine Mutter etwas thun. Ich wollte so gern viel für sie thun! Ich wollte für Sophien etwas thun — wie war hier eine heitere Zukunft für uns denkbar!

Die Vernunft hieß mich gehen — einen Augenblick wollte ich es — Da sah ich das liebe Mädchen, wie ihr unbefangenes Auge in meinem Auge mein Herz erforscht — wie sie allein zurück blieb und mit Sorge in die Welt mir nachblickte — — ich konnte nicht fort!

Auch darfst du so nicht enden; noch etliche Versuche — dann entscheide dich! — Ich war im Begriff, dem Director dies zu sagen — in der Thüre begegnet mir der Tyrannenspieler. Sein Eintritt sollte wichtig, vornehm sein. Er hob sich auf den Zehenspitzen auf und nieder, strich das Kinn, und erklärte mir, Namens des Directors, daß das Häuflein Stade verlasse und nach Hildesheim wandre.

Der Prinzipal sei verlegen, was es mit mir geben könne. Ich sei nicht zu brauchen, er könne mich also nicht bezahlen, ich möge in des Herren Namen weiter ziehen. Doch wolle er mir eine Rekommandation nach Greifswalde geben.

„Nach Greifswalde gehe ich nicht."

„Was nun anfangen?" sagte der Held. — „Jetzt gilt es, und ich will Rath schaffen. Wir haben keinen Soufleur, wir versehen diese Stelle, Männer und Weiber

eins um's andre. Das ist nichts. Ich werde den alten Kerl zwingen, Euch zum Soufleur zu machen."

Ich wollte das nicht. —

„Können Sie mir behülflich sein, daß ich hier in Stade noch einen Versuch mache? Das ist alles, was ich wünsche."

„Das kann ich — o ja! Aber lassen Sie es bleiben, es wird nichts aus Ihnen, Sie verstehen den Comment nicht."

„Was heißt das?"

„Ja — das — weiß ich selbst nicht zu sagen. Ich bin ein Genie und fahre genialisch zu. Die Erklärungen fechten mich nicht an. Die Sache ist aber kürzlich so beschaffen: Das Volk sitzt da vor uns im Theater und will glauben, man muß sie also zwingen zu glauben, sonst glauben sie nicht."

„Wie denn?"

„Je nun — dieses Publikum will bei den Haaren herbei gerissen sein, ein anderes will herbei geschmeichelt sein, ein anderes kümmert sich nur, die Worte deutlich zu vernehmen, wie sie da stehen; man bediene ein jedes nach seiner Weise."

„Ich sollte meinen, es gäbe doch nur Eine Wahrheit" — —

„Was Wahrheit! das Publikum muß erobert sein, gleichviel, wie?" —

„Eckhof soll doch überall denselben Weg gehen, Ackermann auch; und Ackermann und Eckhof haben doch überall denselben Beifall."

„Wir sind auch nicht Alle Ackermann und Eckhof — Sie aber sind gar nichts, und werden auch nichts!"

Ich ergrimmte und sagte: „Wetten wir, daß ich es noch zu etwas bringe?"

„Va! — Ich setze einen Thaler, binnen hier und drei Jahren an mich zahlbar — Sie bleiben eine Null!“

Ich ging die Wette ein.

„Sie bleiben also ein Stümper und zahlen an mich deshalb Einen Thaler. Gut! Doch sollen Sie dafür mit trinken. — Jetzt aber — antworten Sie: — wollen Sie soufliren? denn unser Haupt will doch behandelt sein, wenn ich etwas von ihm verlangen soll.“

Ich sagte: — „Zweimal noch spielen, einen Monat souffliren — mit nach Hildesheim reisen — dann wird mein Loos sich entscheiden!“

Er lachte — und sagte: er wolle es besorgen. „Denn — setzte er hinzu — nun ich weiß, daß Nichts aus Ihnen werden kann, sind Sie mir nicht gefährlich, und das tägliche Brod gönne ich Jedem.“

Er ging im unbeholfenen Uebermuthe hinaus, pfiff die Treppe hinab und wälzte sich die Straße entlang.

Zu Mittage erfuhr ich, daß der Director den Vorschlag eingegangen sei, und daß ich in Hildesheim zweimal spielen könne.

Ich bekam vier Komödien, die Rollen daraus sehr schnell auszuschreiben. „Denn das ist des Souffleurs Sache ohne Weiteres!“ sagte der Director, sehr hoch blickend.

„Versteht sich!“ schnarrte die Gemahlin.

„Wenn's Ihnen zu viel wird“ sagte Sophie sehr freundlich, „ich schreibe recht schnell und nicht übel.“

„Warum nicht gar?“ erwiederte der Vater.

Von nun an ward dieser und die Frau sehr kalt und vornehm gegen mich. Die Uebrigen setzten denselben Ton ein und rückten kaum den Hut, bis gegen Abend, wo ihre Unwissenheit sie manchmal zur Vertraulichkeit verleitete.

Mein alter Freund blieb stets derselbe, doch sprach er weniger mit mir; allein sein Blick sagte mir, daß er nicht mehr dasselbe wiederholen wollte und daß er das Gespräch mit Wehmuth mied.

Um diese Zeit reisete ein Fremder durch Stade, der Schattenrisse von den Gesichtern aufnahm. Er war einen Tag im Gasthofe, lehrte mich, was er wußte, und ich erhielt von Sophien, daß ich ihr Gesicht abzeichnen durfte. Sie hatte mit den unvollkommenen Versuchen Geduld, bis endlich der letzte gut gelang.

Wir waren allein.

„Herr Böttger!" sagte sie in großer Verlegenheit — „darf ich Ihnen offenherzig etwas sagen, was ich auf dem Herzen habe?"

Ich ergriff ihre Hand — sie wollte sie zurück nehmen, ich drückte sie innig an mein Herz. Sie ward feuerroth, zitterte und sprach dann mit halber Stimme: „Mich dünkt, das Verhältniß, darin Sie nun getreten sind, ist mit Ihrem Glück unvereinbar. Sie müssen es verlassen und — ein Strom von Thränen unterbrach ihre Rede — Sie müssen uns verlassen!"

Sie eilte aus dem Zimmer. Ich sah ihr nach und fühlte, daß sie Recht hatte — daß ich dies Verhältniß und diese Menschen verlassen müßte — verlassen würde — aber ich fühlte auch, daß ich niemals Sophiens Geschick verlassen würde.

Dieser Entschluß war genommen, und ich empfand mich merklich erleichtert, seit ich dessen gewiß war.

Der ehrliche Alte trat ein. Freudig erzählte ich ihm alles, was vorgegangen war.

„Sie werden ausführen, was Sie sich geloben, und es wird Sie nicht glücklich machen.“

„Das ist zu viel!“ sagte ich etwas unmuthig.

„So that ich, so empfand ich für die Mutter, die ehedem nicht war, was sie nun geworden ist; so habe ich meine Tage, meine Ruhe, mein Glück diesen Menschen geopfert; so werden Sie es thun! Viel Gutes ist in Ihnen, und da kann es nicht fehlen, das Glück wird Ihnen die Hand bieten — Sie werden sie versagen müssen, weil Sie hier an Tochter, Eltern und an alle Thorheiten der Eltern, durch ein rasches Gefühl sich gebunden haben. — Das ganze Leben des Mannes wird ein Opfer der Jugendschwärmerei! Das ist hart!“ —

Ich stand wie niedergedonnert und schwieg.

„Fühlen Sie die Wahrheit meiner Prophezeihung?“

Ich erwachte wie aus einem langen Traume und wiederholte feierlich die Worte, die einst mein Vater mir sagte: — „Oft wird das Glück dir die Hand reichen — du wirst nicht verstehen, sie zu fassen!“

Ich erzählte dem Alten jenen Hergang. — Er ergriff meine beiden Hände: „Gedenken Sie Ihres Vaters und meiner — Ihr Gelübde ist noch nicht ausgesprochen — kehren Sie um und lassen Sie uns!“

„Wie? Wenn mein Herz das Gelübde abgelegt hat, ist das nicht Eins und dasselbe?“

Wir wurden unterbrochen. Alles kehrte nach Hause zurück; auf übermorgen ward die Reise nach Hildesheim angesetzt.

Die Mitglieder, ihre Kreditoren, alles drang in hellen Haufen ein, alle sprachen und fluchten durcheinander. Der Director warf die Perücke an den Boden, trat sie mit

Füßen — gelobte indeß Zahlung derer, welche an die Schauspieler zu fordern hätten. Auf Morgen 4 Uhr wurden die Gläubiger bestellt und wichen ohne Begrüßung. — Nun redeten die Schauspieler von ihren rückständigen Gehalten — denn ihre Schulden in der Stadt betrügen weit minder, als ihre Forderungen an den Director.

„Unglückliche, verstummet!“ schrie der Director.

Sie verstummten nicht, — sie brüllten. Da erscholl ein Machtwort. —

Bis Hildesheim wurden alle Rückstände und Forderungen ausgesetzt; nur der Tyrann erzwang die volle Zahlung.

Allen übrigen ward auf Morgen Mittag ein volles Gelag verkündet und sie damit zur Ruhe verwiesen.

Sie murrten, drohten, wichen langsam, erklärten, sie würden nicht mitreisen, hielten an der Treppe noch Rath — und erkundigten sich zuletzt, um wieviel Uhr Morgen Mittag gespeist werden sollte?

Ich sah die bunte Geräthschaft der Direction auf einen Leiterwagen laden, welchen die Gläubiger nicht aus den Augen ließen.

Mittags versammelten sich die Gäste, die Küche dampfte Wohlgeruch, der Rathskeller sendete eine Ladung Wein.

Die Gäste wurden freundlich, und ab und an sagte dieser und jener: — „Ein gutes Herz hat der Director! das muß man doch sagen.“

Der Heros sah über ihre Köpfe hinaus und sprach zwischen Lachen und Mitleid: „Einfältiger Plebs!“ —

Man setzte sich zu Tische, aß und trank im Ueberfluß, der Director trank auf die Gesundheit seiner guten Kinder!

Die guten Kinder tranken auf das Grünen und Blühen der dirigirenden Familie. Man reichte sich die Hände herüber und hinüber, der Bund zu ewigen Freuden und Leiden ward erneuert! Herr Bruder — wir leben und sterben für den Director! — Einige sprachen weinerlich dabei, Andere weinten, Etliche zwangen die Augenlieder, dergleichen zu thun.

Plötzlich zog der Director die Uhr — erhob sich vom Sitze, legte Papiere auf eine zinnerne Schüssel, ließ sie umher gehen und sagte: „Hier nehme Jeder den Schein seines Guthabens, in Hildesheim zahlbar!"

Alle langten zu, steckten ein, dankten und tranken.

„Heute Abend erhaltet ihr die besondere Abrechnung, was nach euren, hier von mir bezahlten Wirthsschulden, jeder noch heraus bekommen wird!"

Indem war die leere Schüssel an den Director zurückgekommen.

Er stand auf, zog seine Uhr heraus. — „Drei Uhr? — Wie viel Uhr ist es bei Jedem von euch, lieben Kinder? Zeigt eure Uhren mir vor!" —

Jeder zeigte seine Uhr ihm dar. — Er nahm sie von einem Jeden, legte sie alle in die Schüssel, dann seine dazu, und hielt folgende Anrede:

„So ist es denn nunmehr drei Uhr vorbei. Um vier Uhr kommen Eure Gläubiger allesammt, welche ich bezahlen muß. Ich habe keinen Heller Geld, als die nothdürftigen Transport- und Zehrungskosten. Auf der Reise werdet ihr alle frei gehalten. Draußen steht der Jude Mortjen, ein ehrliebender, alter Mann, bei welchem ich sogleich alle diese unsere Uhren, die meinige mit inbegriffen, in Versatz geben werde." —

Hier taumelte alles, schrie, protestirte, fluchte, rief Gott und alle Heiligen an, griff nach der Schüssel, sein Eigenthum zu ergreifen. Der Director trat auf den Tisch, sich und das Depositum zu retten. — „Hört mich — laßt mich endigen — hört mich an!"

„Stille da — Plebs!" brüllte der Heros, schwang die Bouteille zum Wurf — und es ward stille.

Der Director sprach weiter:

„Lieben Kinder! Ihr seid insgesammt Künstler und freie Leute und Herren eurer Uhren! Wollt ihr nicht borgen, wollt ihr die gute Sache nicht retten, wollt ihr euren Vater und Mortjen die Uhren nicht anvertrauen — so muß ich sie wieder hergeben und will sie auch auf der Stelle wieder hergeben. Aber ihr seid doch auch Christen und mitunter sonst verständige Männer, auch kluge Weiber, die zum Besten rathen sollten. Muß ich die Uhren hergeben, kann ich nicht bezahlen, weder euch, noch für euch eure Gläubiger; so wird mir alles genommen, um ein Bettelgeld hier verkauft, mein Theater hört auf, ihr werdet in alle Welt zerstreuet und wir sind dann allzumal elendige Menschen. Was wollt ihr dann, in's Teufels Namen, mit euren Uhren beginnen? Außerdem, lieben Kinder, sind manche unter euch erbärmliche Subjecte, die anderwärts nicht die Briefe heraustragen dürfen."

„Nicht die Lichter putzen dürften sie!" schrie, vom Schenktische her, der Lampenmann überlaut.

„Und erzdummes Volk sind die meisten von euch, das ich aus dummem Mitleid gehegt und gefüttert habe;" fuhr der Director fort; „also gebt euch, laßt mich die Uhren versetzen, oder — so wahr soll mir der Tropfen zu Gift werden, den ich eben hier trinke — ich schließe

die Boutique zu, jage euch alle zum Teufel, und bezahlen kann ich euch dann doch jetzt nicht. Nun wählet! was soll's werden?"

Es entstand eine Pause. —

Eine der Frauen sagte: „Hm! Wir haben nun einmal unsere Sachen eingepackt!" — „In Hildesheim habe ich noch einen alten Freund, den Domherrn!" lachte eine andere. — „Wir wollen den Herrn Prinzipal nicht in's Verderben stürzen!" sagte Einer.

„Aber Scheine verlangen wir für die Uhren!" sagte ein Zweiter. „Steigen der Herr Prinzipal nur wieder herunter!" sagte der Dritte — „daß wir zum Braten kommen." —

„Also sind wir einig, lieben Kinder?"

„Ja!" sagte eine sehr dünne Stimme; „die lieben Kinder und die dummen Teufel — wir sind einig."

„War nicht so bös gemeint!" sprach der Director — stieg herab, brachte die Uhren in Sicherheit, trank auf's Wohl der Kinder, hieß Mortjen herholen, und nun ging das Gelag dergestalt weiter, daß binnen einer Viertelstunde alles vergessen, und auf Gesundheit des Directors, des Juden Mortjens und auf fröhliches Wiedersehen der Uhren getrunken ward.

Ich habe in späteren Jahren die Bemerkung gemacht, daß in der Regel alle Schauspieler diesen sorglosen Sinn, den leichten Muth haben, den der Augenblick gewährt.

Leicht gereizt, entzündbar für Zorn und Wohlwollen, entzweien sie sich eben so schnell, als sie sich wieder versöhnen. Mit Unrecht macht man ihnen zum Fehler, was beinahe nothwendige Folge ihres Berufs ist, welcher die Fähigkeit zu schnellen Uebergängen zur Pflicht macht.

Zwei Leiterwagen brachten die bunte Welt von Effecten und Menschen durch die Lüneburger Haide.

Der Director ritt auf einem hohen, betagten, dürren Karrengaule voraus.

Ein mit Wachstuch überzogener Tressenhut, ein rother Plüschoberrock, ein seltsamer Hirschfänger, schwarze Halsbinde mit Spitzen besetzt, gaben ihm ein abenteuerliches Ansehen.

Lieder — Flüche — Witzeleien — neue Hoffnungen — alte Klagen — alles dies wechselte schnell auf einander.

Der alte Mann führte den blinden Spitz hinter dem letzten Wagen; ich ging gern mit ihm.

Sophie und ihre Mutter genossen des Vorzuges, auf dem vorderen Wagen die ersten Plätze unter einer Art Verdeck einzunehmen, das jedoch weder gegen Sonnenschein noch Regen wirklichen Schutz geben konnte.

Manchmal ging Sophie neben uns — pflückte Haideblumen, aus denen sie mit Auswahl Bouquets und Kränze zu winden wußte.

Sie war guten Muthes. Nur zuweilen ging sie still neben mir her, und es war deutlich zu bemerken, daß sie wegen meiner Zukunft in Sorgen war. Sie sprach von der Auswahl der beiden Rollen, worin ich Versuche machen wollte, und ihr Rath war viel mehr der Sache angemessen, als das, was ich mir vorgenommen hatte.

Sie schlug mir den lustigen Bedienten in dem Poeten nach der Mode von Weiße, vor.

„In der Rolle müssen Sie lustig sein. Das wird Ihnen recht gut lassen. Man wird lachen und darüber werden Sie guter Dinge sein. Sie haben alsdann gar

keine Gelegenheit zu den weitläuftigen Bewegungen, die Ihnen nicht wohl anstehen."

Ich ward feuerroth darüber, daß Sophie fand, wie mir etwas nicht wohl anstehen sollte — vollends das Hohe und Vornehme, worin ich zu Hause zu sein lernen wollte. Das Komische verwarf ich geradezu, und — wie Jemand, der sich dazu hergeben wollte, Bediente zu spielen, von Sophien geliebt sein konnte — das begriff ich durchaus nicht.

„Ich werde den Prinzen Antiochus in der Rodogüne vorstellen!" antwortete ich, etwas verdrüßlich.

Der Alte schüttelte bedenklich den Kopf. — Es entstand eine Pause, in welcher wir, aus Verlegenheit, alle drei eine ziemliche Weile gar nicht sprachen.

„Sie sind ungehalten;" sagte Sophie mit sanftem Tone und mit einem Blicke, dessen reine Güte mir in die Seele drang — „ich kann aber meinen Rath nicht zurück nehmen."

„Sophie hat Recht!" sagte mein alter Freund sehr nachdrücklich. „Was Sie uns noch Launiges und Scherzhaftes erzählt haben, hatte den Ausdruck angenehmer Wahrheit, den Ihre tragische Rolle nun durchaus nicht gehabt hat."

„So hätte ich meine Heimath nur deshalb verlassen, daß ich in der Welt herumziehen sollte, Possen zu treiben?"

„Wer die Menschen erfreuen kann," sagte Sophie, „trägt ein glückseliges Amt!"

„Zu diesem drängen sich die Menschen — meinte der Alte — sind gern mit ihnen, während sie oft nicht wissen, was sie eigentlich aus den Andern machen sollen."

In diesem Augenblicke wäre es mir erträglicher ge-

wesen, wenn Beide von mir verlangt hätten, daß ich auf der Stelle fort gehen und sie für immer verlassen sollte.

Ich wußte meinen Unmuth und meinen Kummer nicht zu verbergen, nahm Gelegenheit, weit voraus zu gehen und kämpfte mehrere Stunden mit meiner Ansicht der Dinge, meiner verletzten Eigenliebe und endlich darüber, wie ich den Ausbruch meiner Empfindlichkeit wieder gut machen wollte. —

Abends, bei später Einkehr, suchte ich den Alten. — Sophien mochte ich mich nicht zeigen, so drückend lastete das Gefühl meines Unrechts auf mir.

Ich fand ihn in der Scheune auf einem Strohlager, als Wächter bei dem Wagen, der die bunte Welt führte, neben dem blinden Gefährten, mit dem er seine dürftige Abendmahlzeit theilte.

„Nur näher!" — sagte er ganz freundlich. — „Wo sind Sie so lange geblieben, sein Sie unbesorgt, Sie haben nicht Frieden zu schließen; ich kenne das wallende Blut der kräftigen Jugend, und Sophie — ist wegen des Unwillens besorgt, den Sie haben möchten."

„Gute Seele!" rief ich freudig aus.

„Ja, das ist sie! Wenn sie es nicht bleiben sollte, so haben Sie viel Schuld daran. Ihre Heftigkeiten, Ihre Schwärmereien und Empfindlichkeiten werden das gute Geschöpf bald aus der graden Bahn bringen; drum" — —

Hier stützte er seinen Kopf auf die Hand und sah nachdenkend vor sich hin.

Ich setzte mich neben ihn und sprach mit feierlichem Ernste: „Wir sind nun vor Hildesheim — ich mache meine beiden bedungenen Versuche, sie mögen glücklich ausfallen,

oder nicht — darüber bin ich mit mir einig geworden, diese Leute werde ich bald verlassen!“

Der Alte raffte sich behende auf. „Fürwahr?“

„Ja! — Aber Sophien verlasse ich nicht. Für Sophien, meine Mutter und für Sie will ich leben und erwerben. Sie alle Dreie sind in mein Leben verwebt, und ich kann mir ohne Sie Dreie gar nicht mehr Freude am Leben denken.“

Er drückte mir die Hand und sah mich wehmüthig an.

Ich fuhr fort: „Ich selbst will Sophien das nicht sagen — ich will ihr kein Wort von Liebe sagen — Sie werden es thun. Nicht wahr, lieber Vater?“

Er bejahte es schweigend.

Nun ward ich ruhiger.

Wir waren vierzehn Tage in Hildesheim gewesen, ich hatte mein Amt des Soufflirens und Rollenschreibens sorgfältig verwaltet. Endlich erinnerte ich an die beiden Rollen, die mir versprochen worden.

Der Director meinte: Das habe keine Eile.

Ich wartete einen Monat. — Ich würde noch zeitig genug ausgelacht werden! war die Antwort.

Die Einnahme des Directors verbesserte sich in Hildesheim merklich. Er bezahlte pünktlich; die versetzten Uhren langten aus Stade auch wieder an.

Sophiens Unbefangenheit und Schönheit lockte zahlreiche Besuche vornehmer Herren von jedem Alter herbei. Parthien, Komplimente, Aufmerksamkeiten, kleine Geschenke — welche die Mutter sich zuzueignen wußte — wechselten schnell aufeinander.

Die Art, wie Sophie dabei sich betrug, erhöhte meine Liebe und Achtung für sie.

Der Director und seine Frau wurden von diesem Sonnenblicke des Glücks ungemein aufgebläht. Sie fingen an, mich zu meiden — sie sprachen einst sogar — von gewissen Personen, die in gewisse Gesellschaften sich nicht eindrängen sollten.

Die Mitglieder setzten gern in denselben Ton ein.

Der Zufall aber war ihnen dabei nicht günstig.

Ich hatte in der leichten Wissenschaft, Schattenrisse zu verfertigen, sehr zugenommen; die Sache war damals noch neu, und ich übte sie mit Glück und Behendigkeit.

Das brachte mich unter Leute von Bedeutung. Ich war nicht unbescheiden, man führte mich in Gesellschaften ein, die Schattenrisse wurden Mode, ich gewann beträchtliche Einnahme dadurch.

Nach drei Monaten konnte ich achtzig Thaler an meine Mutter schicken.

Sie antwortete mit einem Dankgefühle, das mir das reinste Entzücken gewährte. —

Mein Betragen gewann mir den Antheil eines sehr würdigen Domherrn. Er erkundigte sich bei mir nach meinen Lebensverhältnissen. Ich erzählte sie treulich. Er war ein großer Verehrer Eckhofs, bei dem er sich nach mir erkundigte, und Gutes von mir vernahm.

Es hatte Eckhof befremdet, daß ich ihm nur Einmal geschrieben. — Ich empfand, daß er Recht hatte, als er mir gesagt — es würde auf dem Theater mit mir nicht viel werden — ich empfand es — ohne es gestehen zu wollen, schrieb es meinem besondern Unstern zu: deshalb hatte ich ihm nicht geschrieben.

Der Domherr ließ mich auf seine Kosten Musik lernen und Französisch, auch etwas Zeichnen. Er selbst gab

mir Anweisung, die Schattenrisse gefällig zu verzieren und ganze Familiengruppen aufzunehmen.

Der Director und alle Schauspieler wendeten sich nun sogleich mit besonderer Auszeichnung wieder zu mir — sobald sie den Antheil gewahr wurden, womit der Domherr mich erfreute.

Als ich aber zu Mittage mit ihm gegessen und er mich in seinem Wagen auf das Landgut einer benachbarten adlichen Familie mitgenommen hatte, dort zu arbeiten — begrüßten sie mich schon aus der Ferne her.

„Weshalb spielt denn Herr Böttger nicht und wann wird er auftreten?" fragte einst der Domherr den Director in meiner Gegenwart.

„Hochwürden Gnaden Excellenz — sagte der Director — wann Hochdieselben es zu befehlen huldreich geneigen. Diese Woche — Morgen — reden Sie, liebwerther Herr Böttger — wann tragen Sie Lust und Belieben? In welcher Rolle? Ich habe ja lediglich Ihre Lust und Liebe abgewartet. — Wir Künstler haben denn nicht jeder Zeit — wie soll ich sagen — ja — wir — ja — wir sind nicht stets gesattelt."

Der Domherr lächelte, und es ward festgesetzt, daß ich binnen drei Tagen als Antiochus in Rodogüne auftreten würde.

Ich übte diese Rolle fleißig ein, ich gab mir Mühe, nicht ungezähmt darin zu erscheinen.

Sophie wohnte einer kleinen Probe bei. Ich sah ihren Antheil an mir, ward gerührt, sprach diese Rührung in der Rolle aus, erhielt ihren freudigen Beifall, den Händedruck des alten Mannes und ging so dem entscheidenden Tage freudig entgegen.

Die Schauspieler hatten die Parthie genommen, überall auszubreiten, ich sei ein Talent ohne Gleichen.

Mit diesen Erwartungen stürmte die Menge herein — und eben diese hoch gespannte Erwartung lähmte alle meine Kräfte, demüthigte mich und konnte bei den Zuschauern mir nur nachtheilig werden.

Mein Anzug war über die Maaßen seltsam!

Ich protestirte gegen einen kleinen Reifrock von grünem Atlas, den ich anlegen mußte, und unter welchem die schwarzsammtenen Beinkleider mit Steinknieschnallen wunderbar hervorblickten. Ein Silber geschuppter Harnisch, feuerrothes kurzes Mäntelchen, ein kleiner enger Helm mit Hahnenfedern und gelbe Schnürstiefel — vollendeten den Helden.

Mein eigenes Haupthaar sollte nicht gelten. Der Director brachte mir, der ich sehr brünett war, saffrangelbe Seitenlocken und ein solches lockigtes Hinterhaar, das bis auf den halben Rücken in kugelrunden dicken Locken herabhängen sollte.

Ich ließ mir diesen Haarschmuck durchaus nicht gefallen, mußte aber, da er mir aus besonderer Huld von des Directors eigenem Besitz geliehen werden sollte, mancherlei Unannehmlichkeiten beleben, ehe das Stück anging.

„Wenn man auch Gesichter mit Dinte malt, versteht man deshalb noch nicht alles — Hochmuth kommt vor dem Falle und dergleichen!“ — sprach der Director.

Von diesen Dingen und meiner eigenen Besorgniß war ich so abgemattet, daß ich unmöglich mit ruhiger Fassung die Darstellung beginnen konnte.

Dennoch mochte der Anfang noch leidlich genug gehen. Wenigstens blieb ich besonnen.

Das Publikum war dahin gebracht worden, höhere Erwartungen von mir zu hegen. Es bezeugte also keine Zufriedenheit über eine ruhige Darstellung, sondern ließ den Ersten Act ruhig an sich dahin gehen. Damit wäre ich vollkommen zufrieden gewesen und — vielleicht hätte ich mich in dem folgenden Theile der Rolle nicht unvortheilhaft entwickelt, wenn meine Freunde mich ruhig mir selbst überlassen hätten.

Allein mein alter Freund kam auf mich zu, wußte erst nicht, ob er mir etwas sagen sollte oder nicht, und sprach dann etwas ängstlich zu mir: „Sie können wohl noch etwas mehr thun!“

Sophie sagte dasselbe auf andere Weise.

Der Director sagte: — „all gut — je nun — ganz manierlich: aber es fehlt das Transparent — das bunte Feuer — es müssen noch Kanonenschläge kommen!“

Ich mußte also wahr werden, daß ohne Verabredung Alle darin überein kamen, es fehle meinem Spiele an Leben und Wirkung. Das machte einen niederschlagenden Eindruck auf mich. Ich wollte den Fehler verbessern, hatte keine Sicherheit in den Hülfsmitteln dazu, gerieth aus der Folge der Darstellung, wie ich mir dieselbe gedacht, verirrte mich durch ängstliche Zweifel noch mehr, redete nun bald laut, bald leise, bald äußerst heftig, bald ganz ruhig, und war so aus aller Fassung — daß Sophie am Schlusse des vorletzten Actes mit einer Beklommenheit, die sie so gern verborgen hätte, wenn's möglich gewesen wäre, zu mir sagte: „Lieber Böttger! thun Sie mir den Gefallen, sagen Sie den letzten Act ohne allen Affect, nur ruhig und deutlich her. Ihr Organ ist

so gefällig und wohltönend, daß Sie damit schon genug erreichen werden."

„Habe ich mich lächerlich gemacht?" — fuhr ich hastig heraus.

„Das nicht — nein, gewiß nicht!" sagte sie, obwohl sie sehr verlegen dabei war.

„Bleibe der Herr unten in seinem Kasten und sei er da unser heilige Geist — mache er schwarze Bilder — aber das Prinzenspielen gebe der Herr auf!" — sagte der Director, indem er breit und brutal an uns vorüberging.

Wie gern hätt' ich in diesem Augenblick meine ganze tragische Mondirung auf der Stelle abgelegt, wäre zum Thore hinaus gegangen und hätte die nächste Handthierung ergriffen!

Ich rannte unter dem Theater umher, bat den ehrlichen Alten um ein einziges Glas Wein, das er mir nach langem Weigern endlich verschaffte, trank es hastig hinunter, stellte mich dann zum Herausgehen an meinen Platz, und leistete, von Angst, Wein und Trotz über alle Bedenklichkeiten weggebracht, den letzten Act, wie man mir sagte, noch so leidlich, daß der Domherr ein Zeichen des Beifalls wagte, welchem einige mitleidige Freunde folgen zu müssen glaubten.

Ach, daß sie nie dergleichen gethan hätten! —

Meine Eigenliebe nahm dies mitleidige Bezeigen für wohl verdiente Belohnung — und so kam es, daß ich weiter zu gehen beschloß — wo ich hätte umkehren sollen, und schon beschlossen hatte, umzukehren.

Sophie sah, daß ich zufrieden war; der Beifall, wie dürftig er auch war, hatte ihr Vergnügen gemacht — sie

wünschte mir Glück. — Nun ging ich hoch einher und hielt das Lächeln der Kollegen für Konvulsion des Neides.

Triumphirend begab ich mich nach Hause und sang auf der Gasse in jubelnden Akkorden: „ich setze es durch — ja — ich setze es durch!“ —

Der alte Mann empfing mich in meiner Wohnung und sagte liebevoll: — „wann werden Sie nun von hier gehen?“

Ich antwortete etwas unfreundlich.

Er blieb ruhig, setzte sich in die Ecke des Zimmers und sagte mit väterlichem Tone: „dies sind die Augenblicke, wo man Freunde bedarf!“

Ich bestellte Wein — er trank nicht mit mir. Ich leerte die Flasche allein. Er ließ mich traurig, und ich ging die halbe Nacht in der Stadt umher, trunken über den Sieg, den ich errungen zu haben wähnte.

Ich besaß durch meinen Fleiß im Silhouettiren zweihundert Thaler, ich glaubte Künstler zu sein, ich liebte Sophien, sie liebte mich — also glaubte ich überreich zu sein. — Bald wollte ich dem Director hundert Thaler anbieten, wenn er mich Sechs Rollen nach meiner Auswahl spielen lassen wollte; — bald wollte ich Sophien heirathen, selbst eine Direction beginnen und alles spielen, was hohe, prächtige Worte zu sagen hat.

Mit einer Menge von Projecten schlief ich ein, erwachte, ging gebieterisch im Zimmer umher, empfing im Geiste die Komplimente des Domherrn, meiner Freunde, und hatte den Neid, die Geringschätzung und Albernheit der Mitschauspieler, als Held unter die Füße getreten!

Der Morgen beginnt, der Wein ist verraucht, ich gedenke der ersten vier Acte, der wenigen Hände, die im fünf-

ten sich geregt hatten — der Frage des Alten — wann ich nun von hier reisen wolle — der Taumel legt sich allmählig, die Zweifel an mir selbst kehren wieder — indem läßt der Domherr mich zu sich bescheiden.

Er empfängt mich mit freundlichem Ernst. Ich harre seines Beifalls — er redet von lauter andern Dingen.

Ob ich schon im südlichen Deutschland gewesen sei — ob ich Lust habe, diese Gegend zu sehen?

Da war vollends die Zauberlampe verloschen, alle lieblichen Bilder verschwunden, ich sah in das Dunkel — der Athem verging mir, ich anwortete in unarticulirten Tönen.

„Junger Mann!“ sagte er nach langer Pause; „Sie werden niemals ein Schauspieler von Bedeutung, also ein unglückliches Mittelwesen, und das wäre doch Schade um Sie! Geben Sie diese Bahn auf, wir sind hier beisammen, etwas anderes zu erdenken.“

Der Hut entfiel meinen Händen.

„Ihr erster Act war ohne Leben und Herz. Die andern drei unter aller Kritik!“

Ich war sehr beschämt — doch pflichtete ich ihm darin bei.

„Aber — sagte ich, nach einiger Erholung — ich sollte meinen, der letzte Act“ — —

„Der letzte würde erträglich gewesen sein, wenn's der erste gewesen wäre.“

„Ich erhielt doch gleichwohl einigen Beifall.“ — —

„Ich und etliche Freunde, wir beredeten uns dazu, damit wir Sie auf diese Art der Insultirung des Directors und Ihrer Kameraden doch einigermaßen entziehen möchten.“

Ich glaubte, vor seinen Augen versinken zu müssen.

„Das war gestern ein Stärkungstropfen auf Zucker; — aber heute müssen wir Wahrheit nehmen. — Sie sind ehrliebend, Sie werden die Wahrheit bald lieb gewinnen. — Sie sind nicht zum Schauspieler gemacht — drum — ab von diesem Wege!“

„Aber, was fehlt mir denn?“

„Man glaubt Ihnen nicht, was Sie sagen.“

„Weshalb?“

„Sie sagen nicht Gedanken, nur Worte. Sie wissen es nicht deutlich zu machen, wie die Gedanken in der Seele entstehen, Sie geben einen Schall von sich, und bilden sich ein, das sei eine Melodie. Sie haben nicht daran gedacht, was Antiochus will, was er zu fordern hat, wie er leidet. — Sie sind bloß damit beschäftigt gewesen, wie Herr Böttger in seinem rothen Mantel vor uns recht artig umhergehen und auf das Kostbarste reden will. Sie sind mit so viel Kleinigkeiten auf einmal beschäftigt. Sie bearbeiten nicht die Rolle, sondern die Rolle bearbeitet dergestalt den Herrn Böttger, daß Sie niemals ein Ganzes hervorbringen werden. — Also, wenn Sie sich lieben und meinen Antheil erhalten wollen — weg von der Sache!“

Es drängte sich eine solche Menge von Ideen mir zu Kopfe und das Blut sammelte sich dergestalt in meiner Brust, daß ich kein Wort aufzubringen vermochte.

„Nun — einen Lieblingsgedanken giebt man nicht so leicht auf! — das weiß ich wohl.“

„Lieblingsgedanken!“ — sagte ich und seufzte tief.

Er ging auf und ab, blieb vor mir stehen. — „Sie lieben die Sophie?“

„Ach, und wie sehr!“

„Das Mädchen ist es werth!“

„Nicht wahr?“

Nun ging ich mit ihm auf und ab, vertrat ihm den Weg, wohin er sich wenden mochte, indem ich aus voller Seele von Sophien sprach.

„Alles wahr!“ sagte er. — „Und das Mädchen, das Sie so lieben, wollen Sie bei solchen habsüchtigen, thörichten Eltern lassen? — Sophie ist hübsch, aber sie ist und wird nicht Künstlerin. Wenn Sie nun alle beide Künstler ohne Bedeutung sind, was soll daraus werden?“ —

„Beide unbedeutend?“ — sagte ich und ward wie von einem Schauer ergriffen.

„Ja — beide unbedeutend!“ — sagte der Domherr sehr ernst. — „Sehen Sie denn nicht, daß Sophie, einige Uebung abgerechnet — nicht besser spielt, als Sie? — Jugend und das — was hübsch zu nennen ist — erwerben dem Mädchen Antheil. Dieser hört mit der Jugend auf, und was bleibt dann?“

„Ich verstehe mich nicht auf das Theater; aber mich dünkt, es geht Ihnen und Sophien, wie manchen Predigern, denen die Gabe fehlt, das, was sie recht gut denken und vernünftig sagen, mit der edlen Freiheit an den Mann zu bringen, welche das allgemeine Wohlgefallen erregt und der Sache, wie dem Manne, Werth giebt. Ich denke, Sie sind beide so gut, so bescheiden und deshalb so zagend, daß Sie beide sich nicht zu jener edlen Freiheit erheben können, die aus jener lebendigen Ueberzeugung — das, was ich thue, ist recht und gut — ruhig aufsteigt. — Wollen Sie sich Gewalt anthun, um dahin zu kommen; so werden Ton, Aussprache und Bewegung

gewaltsam. Zudem gränzt Sicherheit ohne mildes Leben und Verbinden — leicht an Frechheit. Vor dieser warnt Sie sogleich das feinere Gefühl, Sie brechen ab und fallen aus dem Wagestück auf harte Weise zurück in Leblosigkeit!"

Nach einem langen Ueberlegen sagte ich: „Wenn dem so ist, — sollte man nicht auf den Gedanken kommen — es gehöre zu dieser darstellenden Kunst fast — eine Gattung — wie soll ich es mildernd genug benennen — eine Gattung von glücklicher Impertinenz?"

„Muth gehört dazu — viel Muth! Schnelle Versetzung von einem Zustande in den andern. Impertinenz räume ich nie ein — die glücklichste ist ein Mißgriff, der zu verkehrten Dingen führt. Impertinenz mag das Jauchzen und Wiehern der Menge heraus fordern — die bessern Menschen ziehen sich vor diesen Ausgeburten zurück."

„So wäre ich denn — ich und Sophie — wir wären für die Darstellung zu zaghaft?"

„Es kann sein. — Wenig Menschen besitzen die stärkende Gewißheit, den Glauben — das Wagestück unternehmen zu können, mit Feuer und Besonnenheit zugleich, zu einer bestimmten Stunde, den Menschen in all den mannigfachen Seelenzuständen und Stürmen, im Angesicht mehrerer hundert Menschen, die alle nur auf einen Punct sehen, vorzustellen. Wenige haben den leichten Sinn, vom Studium an bis zur Darstellung, an ihre Vorzüglichkeit zu glauben, und gleich nach der Vorstellung wieder so viel Zweifel an ihre Unübertrefflichkeit zu haben, als nöthig ist, um durch strenge Prüfung das nächstemal eine noch bessere Vorstellung zu geben. Wer gar nicht

an sich zweifelt, wird wenig leisten; wer zu viel an sich zweifelt, kann nichts leisten. Im ersten Falle ist der berüchtigte Helden- und Tyrannenspieler Ihres Directors; im zweiten Falle befinden Sie sich. Es scheint mir, Sie hätten überhaupt kein Ideal gefaßt, Ihre Kräfte sind nicht auf einen Punct gerichtet, vereinzeln sich überall hin, und Sie vermögen es nicht, sich selbst gefällig zu erscheinen und erhebend. — Dies Alles muß Sie vermögen, daß Sie von der Sache abstehen."

„Wenn man mir gleichwohl Empfindung einräumt, meine Einsicht nicht verwirft, wenn meine äußere Bildung nicht widerspricht, wenn mein Organ vortheilhaft ist, wenn ich das Unschickliche zu meiden weiß" — —

„Sie haben einige Tiraden recht hübsch und kräftig und wohlklingend zugleich gesagt — derweile war Ihr Körper völlig todt. Sie haben einige recht wackere Stellungen gemacht, die schön waren und sehr kräftig gehalten. Derweile Sie diese Stellungen machten, haben Sie so ruhig und gewöhnlich gesprochen — oder wenn's Ihnen beifiel, daß das anders sein müsse — wiederum so angestrengt, leer und laut — daß der Zwiespalt mir eine unheimliche Empfindung gab. Sie wollten gegen die Königin Kleopatra nicht anmaaßend sein, und sind darüber fast unmännlich geworden. — Ueberall war Bestreben und Unterscheidung sichtbar, aber nirgend ward das rechte Maaß getroffen — das heißt: die Natur hat Ihnen kein Mittel versagt, um zum Ziele gelangen zu können — aber Sie wissen nicht schnell zu bemessen, wo diese Mittel angewendet werden müssen, und was hinreichend ist, um verwendet zu werden, was den Effect verfehlen muß, weil zu viel gebraucht wird."

„So fehlt mir es denn an Geschmack?“ —

„Das möchte ich nicht behaupten, da ich Sie die Darstellungen Anderer richtig und fein habe beurtheilen hören. Auch läßt der Geschmack sich bilden. — Es fehlt Ihnen Schnelligkeit des Ueberblicks; und wie es mir scheint, kommt bei Ausübung dieser Kunst auf Schnelligkeit des Ueberblicks Alles an. — Diese Eigenschaft ist ein Geschenk, das in dem niedergelegt sein muß, der großen Gebrauch davon zu machen haben soll. Der Mangel dieses Talentes mag sich beschönigen lassen, aber nicht ersetzen.“

Es ward sehr trübe in mir, und ich blickte über den Garten hinaus wehmüthig in die ferne Gegend und in meine Zukunft.

„Das Gute in Ihnen — und dessen ist nicht wenig — hat mich zu Ihrem Freunde gemacht; als solchen denke ich mich Ihnen zu zeigen.“

Ich sagte ihm, wie herzlich ich alles empfinde, was er schon für mich gethan, und daß ich die Geduld verehre, womit er meine Einwendungen angehört habe; doch könne ich den Schmerz nicht verbergen, der mich ergriffen habe, weil ich es gerade in dieser Kunst so gern auf einen Punkt habe bringen mögen, der des Nennens hätte werth sein können.

„Dies alles begreife ich, und mag die Menschen nicht, die alles so leicht aufgeben können. — Ich gehe die Messe zu hören — bleiben Sie hier, denken Sie allein ruhig nach — in einer Stunde finde ich Sie hier wieder, und dann reden wir weiter.“

Das war eine überaus schmerzliche Stunde! —

Wenn es denn so ist — sagte ich mir — und dann

wiederholte nochmals die Eigenliebe die Frage: aber ist es denn auch so? — bis ich mich endlich überwand und annahm — es sei so; — wenn es denn so ist — so warte nicht ab, daß alberne Menschen dich wegweisen — tritt zuerst von ihnen zurück, folge der Weisung des Wohlwollens, sichere dir Sophiens Herz, geh' in die Welt, die Liebe wird dir ein Geschick bereiten, um es mit Sophien zu theilen! —

Sie selbst hat dir einst dazu gerathen, dein alter Freund fordert es so oft, der ehrwürdige Domherr will es — so erwirb den Beifall dieser drei guten Seelen und geh' mit Muth an die Sache!

Ich ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, und trat dem Domherrn, als er zurück kam, entschlossen und dankbar entgegen.

„Ich will alles, was Ihre Güte mir gerathen — aber — Sophien kann ich nicht entsagen."

„Erwerben Sie sich und ihr ein Schicksal; den Weg dazu will ich Ihnen bahnen!"

Ich vernahm hierauf von ihm, daß er mir Empfehlungen nach Frankfurth, Mainz, Worms und Speier geben wolle, wo meine Schattenrisse mir beträchtlichen Erwerb verschaffen würden.

Besonders aber sollte ich, außer einem Briefe von ihm, noch von diesen Orten selbst Briefe an einen Hof in Franken bekommen, wo ich gut aufgenommen, und wie er fest glaube, für meine Lebenszeit versorgt sein würde.

Alsdann sei es Zeit, mich in Sophiens Besitz zu setzen; und wenn's uns Beiden dann wohl gehe, möchten wir seiner gedenken.

„Wie lange kann das wohl noch dauern?“ sagte ich treuherzig, indem ich seine Hand mit dankbaren Thränen benetzte.

Er lächelte. — „Ist das Mädchen Ihres Herzens werth — so ist nichts verloren. Wäre sie aber von der gewöhnlichen Gattung — so preisen Sie Ihr Geschick, das Sie von ihr weiset. Uebrigens denke ich — in ein paar Jahren können Sie dem Glücke nahe sein, wonach Sie sich sehnen.“

Wir wurden einig, daß ich heute noch mit meinem alten Freunde, mit Sophien reden, und daß ich alsdann sogleich von aller Verbindung mit diesem Theater, desselben Tages noch, mich trennen sollte, auch wenn ich die plötzliche Trennung erkaufen müßte.

Mein erster Weg war zu meinem alten Freunde.

Mit ganzer Seele billigte er alles. Er erbot sich, Sophien von allem zu unterrichten. Sie würde der Fassung bedürfen — er hoffe, diese von ihr zu gewinnen.

Meine schnelle Entlassung möge ich durch den Tyrannenspieler suchen, und ein halbes Dutzend Flaschen Wein geloben. Das Geschenk und sein Widerwille an mir, würde die Sache vollenden.

Der gute alte Mann war in hastiger Bewegung, mich nur recht bald abreisen zu sehen.

Ich that die unvorsichtige Frage: „ob ihm denn meine Wegreise so gleichgültig sei?“

Er machte sich dieses und jenes um mich her zu thun. Ich ward bald gewahr, daß er es nur that, seine Thränen zu verbergen. Ich schloß ihn fest in meine Arme, und bat, er möge die thörichte Frage mir verzeihen.

„Von Ihrem Glücke ist die Rede — sagte er mit einem verklärten Blicke — nicht von mir!“

Ich that das Gelübde, mir die Stätte zu suchen, wo ich ihn zu mir würde einführen können.

„Geräth es — so wird mir wohl sein!“ — sprach er wehmüthig und ging von mir zu Sophien.

Mein Geschäft bei dem Tyrannenspieler ward bald abgeschlossen. Er bestimmte den Jahrgang, davon er den Wein verlangte, sagte, wie es ihn wundere, daß ich endlich zur Vernunft gekommen sei, und beschied mich Abends nach der Komödie zum Director, meine Entlassung dort zu empfangen.

Als ich zum Domherrn ging, meinen Bericht abzulegen, sah ich Sophien am Fenster.

Sie blickte mich mit rothgeweinten Augen an — sah aufwärts, winkte mit der Hand mir langsam nach, und trat vom Fenster zurück.

Ich blieb wie eingewurzelt stehn, und da ich endlich meiner unbewußt weiter ging — wollten die Füße mich kaum fortbringen.

Der Domherr forderte, daß ich noch einen Tag bleiben solle, um überall Abschied zu nehmen, wo mir Gutes erwiesen worden wäre. Ich solle des andern Mittags mit ihm essen, damit man seine Billigung meines Entschlusses aus diesem Umstande wahrnehmen könne.

„Der Abschied von uns wird Ihnen wehe thun — deshalb rathe ich Ihnen, Ihrem Herzen eine Freude zu bereiten. Besuchen Sie, ehe Sie weiter nach dem Reiche abreisen, Ihre Mutter!“

„Ach, Sie errathen meinen herzlichsten, innigsten Wunsch! Ich wollte Ihnen davon die Eröffnung thun;

aber Sie kennen den Menschen und wissen, was ihm unentbehrlich ist! — Wo werde ich je wieder einen Schutzengel finden, wie Sie mir erschienen sind!"

„Sie werden in Speier meinen Bruder kennen lernen, der ein sehr wackerer Mann ist. — Der Anblick Ihrer Mutter, Ihre vaterländischen Thäler werden Ihnen sehr wohlthuend sein. Sie werden dort alles, was von dieser bunten kleinlichen Welt, die Sie hier verlassen, noch übrig geblieben sein könnte, zurücklassen. Sie werden die frischen Entschließungen der Knabenzeit, die Lehren des Vaters zurückrufen, meine Wünsche werden Ihnen dort erscheinen, und so werden Sie von dort weiser, besonnener ausziehen, und mit bescheidenen Ansprüchen, für sich und Sophien ein gutes Loos finden!"

So gern hätte ich seine Kniee umfaßt — aber ich hielt mich aufrecht — denn der Mann war solcher Art, daß man nicht aus dem Gefühl der Ehrfurcht kommen konnte, auch ängstete es mich, daß er dies für eine gewohnte Theaterbezeigung hätte ansehen können. Wie er aber an mir auf und nieder ging, und väterliche Worte so freundlich sprach, konnte ich es mir nicht versagen, seine Hand zu ergreifen. Ich zitterte und konnte nichts aufbringen. Er sah mich an und sagte dann: „Sie erkennen meinen guten Willen für Sie, das freut mich. Sie können mir ihn auch reichlich vergelten."

„Wie werde ich das jemals vermögen! Ach nein — niemals!"

„Sehen Sie, da hängen treffliche Gemälde an der Wand. Manchmal bleibe ich davor stehen und betrachte sie mit Wohlgefallen. — Wenn Sie mir aber einst schreiben: Nun habe ich den rechten Weg getroffen und gehe

wohlgemuthet darauf vorwärts — so werde ich den Brief mit einer ganz andern Wonne betrachten, als diese Gemälde. Ich habe eine kleine Sammlung solcher Briefe. Wenn die Lebensschwüle mich zu entkräftend antritt, nehme ich sie zur Hand. Dann geht das Blut im frischen Umkreise, ich kann wacker Athem schöpfen und bin des Lebens froh geworden. Das ist der Lohn, den Sie mir geben werden!" —

Er war selbst bewegt bei diesen Worten und brachte mich an die Thüre, meinen Gang zum Director zu thun.

Diesen und die Gemahlin fand ich sehr hoch gehend. Er versicherte, daß man sonst dergleichen nicht nachgebe. — Sein Theater sei kein Taubenschlag. — Erst bilde man junge Leute, danach, wenn sie das Rohe abgeschliffen, gingen sie zu allen Teufeln! — Indeß, aus Rücksicht für Seine Hochwürden Gnaden Excellenz — und weil ich mich sonst nicht übel betragen, und da Ihre Excellenz den Schaden leicht ersetzen könnten, wenn Sie sonst wollten — —

„Es ist genug!" sagte der Heros. „Sie können gehen, die Sache ist abgemacht."

„Man sagt nur — sprach der Director — und er wird doch einen Schmaus geben, ehe er davon zieht! Wie?"

„Oder uns ein Andenken verehren!" meinte die Directrize; „denn er hat hier schöne Harzgulden verdient."

„Kurz von der Sache zu reden — brüllte der Heros — er giebt hier — da auf den Tisch, zehn Thaler zum vertrinken. Dafür kann er mit trinken, oder er kann's bleiben lassen — das steht bei ihm!"

Ich sagte die zehn Thaler zu.

„Gut — nun sind wir fertig!“ rief der eiserne Mann.

Ich sagte, daß ich Morgen Abschied nehmen würde, und empfahl mich. Der Director begleitete mich bis an die Treppe. Hier hielt er mich noch auf.

„Herr Böttger — ich bin eine treue, alte Seele — ein Mann, der die Welt kennt. Nicht wahr: Sie lieben meine Tochter? Wie? Das haben wir gleich gemerkt.“

„Ja — von ganzer Seele liebe ich Sophien. Ich werde ihr ein gutes Loos einst anbieten können — oder Sie hören nie mehr von mir!“

„Hm! Was nicht mehr hören? — Was sterben? — Was wollen Sie in der Welt erst suchen? Das Loos ist hier — ja — hier! Wenn der Papa gehörig heraus rücken, so soll unsere Sache die erste in Deutschland werden. Geben Sie nur dem Papa einen Herzenskniff, daß er zahlt. Will der Papa mit ziehen — das heißt, Part haben — so muß er etwas thun. Ja — pecunia muß er ausrücken. — Herr! die Hamburger jagen wir fort mit samt ihrem Pabst, dem alten Eckhof!“

Ich begriff ihn in der That nicht.

„Nun, wir kennen die Welt — wir! Aber wir schweigen, wie alte Stückfässer. Nach Rom darf freilich nichts davon verlauten, ei, das weiß ich auch!“

„Ist's möglich!“ — rief ich, voll Schreck und Erstaunen.

„Ei ja doch, wie stellen Sie sich? Der geistliche Papa nimmt sich des Söhnleins recht an. Sagen Sie ihm nur, er soll auch etwas für uns thun. Das bischen Entrée-Geld macht es nicht aus. Dazu quält er uns noch mit seinen sogenannten sittlichen Stücken.“

„Mein Vater, vormals Unteroffizier, war ein sehr

rechtlicher Mann; meine Mutter ist eine tugendhafte Frau und der edle Domherr ist über Ihren armseligen Verdacht erhaben!“ sagte ich, warf ihm einen verachtenden Blick zu, und stürzte die Treppe hinab.

Die Bitte, ihn nicht zu verrathen — hörte ich ihn angstvoll mir nachrufen.

Den Abend brachte mein ehrlicher Alter mit mir in meiner Wohnung zu.

Morgen Eilf Uhr Vormittags werde Sophie in seiner Begleitung vor dem Braunschweiger Thore, bei dem alten steinernen Kreutze, das er mir bezeichnete, von mir Abschied nehmen, war die Nachricht, die er mir brachte.

Auf meine Erkundigung nach ihr — vernahm ich, sie habe anfangs sehr geweint, dann habe sie eine Messe gehört und sei gefaßter zurück gekommen.

„Er tritt die Bahn an zu seinem und meinem Glück! Er wird mich nie verlassen, ich habe Glauben an ihn. Ihn und uns habe ich Gott empfohlen, nun wollen wir uns das Herz nicht schwer machen.“

Ich wollte mich ebenfalls zu dieser Fassung erheben — aber ich konnte nicht dahin gelangen.

Kindlich bat ich den alten Mann, einen Theil meines Geldes für sich anzunehmen. — Ich konnte es nicht von ihm erlangen.

„Doch ja — sagte er mit freundlichem Lächeln — schenken Sie mir einen Dukaten! Ich will ihn nach und nach für meinen alten blinden Freund verwenden. Denn manchmal giebt man mir gar zu wenig Nahrung für das alte, treue Thier.“

Des andern Morgens, zehn Uhr, war ich schon an dem steinernen Kreutze.

Endlich sah ich Sophien mit dem guten Alten von ferne auf uns zu kommen.

Ich eilte ihnen entgegen.

Wir weinten alle Dreie und konnten nur wenig sprechen.

Das Erstemal erklärte ich Sophien meine herzliche Liebe; sie erwiederte sie. Wir gaben uns das Wort, nur für einander zu leben. Zufällig hatten wir uns an das Kreutz gelehnt — Sophie legte ihre Hand auf diesen Stein, ich die meinige — der alte Vater umarmte uns — wir waren verlobt!

Ich bot Sophien einen einfachen goldenen Ring zum Gedächtniß dieser Stunde an — ich konnte es aber nicht erlangen, daß sie ihn angenommen hätte.

„Ich weiß, Sie werden aus Antrieb Ihres ehrlichen Herzens oft an mich denken und gern an mich denken. Habe ich aber Ihren Ring empfangen, so werden Sie meinen, Sie müßten an mich denken — wenigstens werde ich die Besorgniß haben; und so würde dieser Ring mich beunruhigen, statt mir Freude zu gewähren."

Sophie beharrte dabei, und es machte mir Betrübniß, daß sie das that.

Unser ehrlicher Alter erinnerte endlich — es habe zwölf Uhr geschlagen. — Ein Uhr sei die Stunde, wo der Domherr zu Tische gehe, — er sei sehr pünktlich — wir möchten scheiden. — „Auf frohes Wiedersehen!" setzte er mit freundlichem Auge und gebrochener Stimme hinzu.

Wir umarmten uns sprachlos — blickten an den Himmel — schlossen den Vater in unsere Arme — hielten uns eine Weile fest umschlossen — dann machte Sophie sich sanft von mir los — ich legte sie dem Alten an die

treue Brust — sie wankten mit einander nach der Stadt zu — ich blieb sinnlos stehen — konnte kaum Athem holen, streckte meine Arme in das Weite — stürzte ihr nach, umarmte sie feurig, wiederholte meine Gelübde unter Schluchzen mit lauter Stimme, empfing den Schwur ihrer Treue und ging mit beiden zurück — als hätten wir noch eine Weile mit einander zu gehen.

Endlich blieb Sophie stehen und sagte mit unwiderstehlicher Lieblichkeit: „Kehren Sie um, lieber Leopold, nehmen Sie den alten Vater mit sich auf Ihren Weg. Es wird mich trösten, wenn ich Sie nicht allein weiß. — Wir wollen scheiden, uns Beide nicht mehr umsehen, und getrost und frisch der bessern Zeit, die uns vereinen soll, entgegen gehen!"

Ich fühlte die Unmöglichkeit — ich bat — ich flehte sie an, sie möge mich nur bis an's Thor mitnehmen. Sie versagte es.

Ich bat sie um unserer Liebe willen, sie möge im Geleit des Vaters von mir scheiden.

Da fiel sie mir um den Hals, küßte mich, riß sich los, eilte hastig davon, ließ mich in den Armen des ehrwürdigen Mannes, der mich fest umklammerte, laut mit mir weinte — und so eilte sie unaufhaltsam der Stadt zu.

Ich konnte kaum zu Sinnen kommen, sah ihr nach, so lange ich noch etwas von ihr gewahr werden konnte, und eilte dann dem Kreutze wieder zu, wo wir unsre Gelübde ausgewechselt hatten.

Sie ist zuerst von mir gegangen — sie hat es vermocht, mich zu verlassen — sie hat auch ihres Trostes nicht bedurft! das wiederholte ich mit einer Wehmuth, die mich fast aufgelöst hätte.

„Warum sehen Sie nicht in diesem schmerzlichen Opfer die wahre Liebe, die nicht sich in Rechnung bringt, nur den Geliebten!"

Mit kindlichem Sinne empfing ich jeden Trost des guten Mannes, weinte stiller, aber unaufhaltsam fort, und kam so am Thore an, von wo ich zu der Wohnung des Domherrn nicht weit hatte.

„Gehen Sie getrost zu dem Manne!" sprach der Alte, als wir nahe an seiner Thüre waren. „Vor ihm brauchen Sie das aufgeregte Gefühl nicht zu verbergen. Der Mann, wie ich ihm ansehe, hat auch Thränen vergossen, und wie er ein Menschenfreund zu sein versteht — das haben Sie ja erfahren!" — Indem zog er die Klingel an der Hausthüre. — „Auf den Abend sehen wir uns lange!" — sprach er, drückte mir die Hand — ging davon, und ich trat langsam in die Wohnung ein. — Der Domherr war ganz allein mit mir zu Tische.

Ich erzählte ihm alles, wie es mit mir zugegangen war.

„Das ist freilich sehr schmerzlich — sehr angreifend — und doch — die Herrlichkeit des späteren Lebens ist selten die süße Wehmuth des Jugendlebens werth!" —

Er leitete dann das Gespräch auf meine Heimath, auf meine Mutter — auf meine Reisen, auf den fürstlichen Hof, an welchem er mich dem Erbprinzen lebhaft empfohlen habe.

„Für die Hofleute und das Hofleben gebe ich Ihnen keine besondere Regeln, noch Anweisungen; einige Bemerkungen ausgenommen, deren ich Sie sich zu erinnern bitte. — Fragen Sie nicht, wer in Gnade steht, oder wer nichts gilt; gehen Sie, ohne alle Kenntniß von dergleichen Dingen, bescheiden, aber gradezu. Da das Spiel am Hofe

so oft wechselt, ist, besonders für einen Fremden, die genaue Kenntniß der Intrigue ohne allen Nutzen. Im Gegentheil frappirt die gänzliche Unkunde oft angenehm und führt am nächsten zum Ziele. — — Sein Sie dienstfertig, freundlich, nicht neugierig, versprechen Sie nichts, scheinen Sie nichts von allem, was vorgeht, zu wissen; und, kann's sein — wissen Sie es in der That nicht. Thun Sie, was man Ihnen aufträgt, im buchstäblichen Sinne — wollen Sie nichts errathen, nicht viel gesehen, gar nichts bemerkt haben, und vor Allem — protegiren Sie Niemand! — Wenn Sie darauf halten, vor dem Herrn nicht kriechen und den Bedienten mit guter Art aus dem Wege gehen — so wird sich bald Alles zu Ihrer Zufriedenheit fügen!"

Ich versprach, mir alles zu merken.

Der Domherr gab mir nun die Briefe an die verschiedenen Orte, mit wenig Bemerkungen.

„Das Wichtigste hätt' ich doch bald vergessen, Ihnen zu sagen!" rief er mit Hastigkeit mir zu. „Man hört an den Höfen gern lustige Geschichten. Aber ich rathe Ihnen, ja nie für einen guten Erzähler zu gelten. Man wird sich anfangs gern mit Ihnen amüsiren, bei jeder Langeweile, bei jedem Hof- und Hausärgerniß Sie holen lassen, damit Sie divertiren sollen. Anfangs werden Sie damit die besten Köpfe, die verdientesten Männer schnell übersegeln. Aber — man redet sich müde, matt und endlich aus. Man amüsirt nicht mehr — man verbrämt, man variirt — der Herr gähnt, die Regierende spottet — man wird langweilig, zuletzt ekelhaft, bald gemieden — dann hinaus gewiesen — und man ist für immer verloren! Jeder Hof hat solche beklagenswerthe,

abgesetzte Erzähler, die, wie Laternen ohne Licht, in einer Ecke und doch im Wege stehen."

Er fragte nach meiner Baarschaft, berechnete meine Reisekosten bis Speier; eben so machte er einen Ueberschlag meines muthmaßlichen Erwerbes durch Schattenrisse, die ich in den Städten, wohin er mich empfohlen, verfertigen würde, beschenkte mich mit fünf Pistolen und setzte hinzu: „Wenn Sie wider Erwartung krank werden oder Unfall erleiden sollten, und Sie sind meinem Bruder dann näher, als mir — so wenden Sie sich an diesen er ist vorbereitet — außer dem schreiben Sie an mich. Sie sind nicht fähig, mich zu mißbrauchen, ich aber werde Sie mit Rath und That nicht verlassen, denn Sie sind ehrliebend und gut. — Aus Ihrer Heimath erwarte ich einen Brief."

Hierauf sah er mich eine Weile an — legte seine Hand auf meine Stirn — wendete sich nach seinem Arbeitszimmer zu — neigte sein freundliches Gesicht zweimal zu mir herüber und ging hinaus.

Ich wußte nicht, — sollte ich dieses Hinausgehen für einen Abschied, den er von mir genommen, ansehen, oder nicht — ich sah unverwandt auf die Thüre hin, und meine Gefühle für den edlen unvergeßlichen Mann waren feierlich, wie Dankgebete.

Sein alter Kammerdiener trat bald darauf mit den Worten herein: „Der Herr lasse mir gute Reise wünschen, er komme nicht wieder zurück — denn er meide überhaupt die Rührung."

Ich war sehr betroffen, sagen konnte ich nichts — meines Bleibens sollte nicht mehr sein, und weggehen wollte ich nicht gern. So sah ich denn alles, was im

Zimmer war, noch einmal recht langsam an — und trat dann an der Hand des alten Dieners hinaus — mit Seegenswünschen — die ich ihn wiederholt bat — meinem Wohlthäter zu melden.

Bei dem Director — ein kurzer, unangenehmer Abschied.

Sophie war nicht zu sehen.

Zu Hause schrieb ich ein Lebewohl an Sophie und einen herzlichen Brief an den Domherrn.

Mein guter Alter nahm sie in Empfang. Er blieb die Nacht bei mir.

Unsre Gespräche lassen sich denken, wie unsre Empfindungen.

Sophie begehrte durch ihn von mir, ich solle ein Tagebuch schreiben, sie wolle es auch so machen, und wir wollten dann diese Papiere zweimal monatlich gegen einander auswechseln.

Dies Verlangen machte mich sehr glücklich.

Während mein alter Freund auf meinem Bette ausruhte, schrieb ich an Eckhof alles, was sich mit mir zugetragen. Auch schrieb ich noch einmal an Sophien.

Um vier Uhr Morgens stand der ehrliche Mann hinter meinem Stuhle, legte beide Hände auf meine Schultern und weinte bitterlich.

„Das habe ich nicht hindern können," sagte er; — „nun aber kommt kein solcher Sturm wieder."

Er faßte sich in der That bald wieder.

„Das Theater haben Sie, denke ich, aufgegeben; — nicht wahr?"

„Ich suche einen Platz, wo ich mit meiner Mutter,

mit Ihnen und Sophien leben kann — er wird sich finden, denn wir sind ja alle genügsam."

„Gott lasse es uns Allen so wohl werden!" sprach er mit gen Himmel gerichtetem, verklärtem Angesicht.

Mein Koffer ward abgeholt — wir wandelten hinterdrein.

„Halten Sie nicht alle Menschen für gut — die wenigsten sind böse — aber die meisten sind unentschlossen und albern."

„Aber ich habe so viele gute Menschen auf meinem Wege gefunden — darf ich mißtrauisch sein?"

„Dafür bewahre Sie Gott! — Doch müssen Sie nicht so leicht das fremde Interesse so feurig auffassen. — Ich — bin ich nicht auch eine Last, die Sie leicht aufgenommen haben?"

„Herzlich habe ich Sie aufgenommen, lieber Alter — recht herzlich!"

Der Postillon rief die Reisenden zusammen — der Alte geleitete mich zum Wagen. — Als ich droben war, reichte Sophie mir die Hand — ich wollte sie nicht von meinem Herzen lassen. — Der alte Vater wendete sie sanft von mir — der Wagen fuhr ab, und sie waren bald aus meinen Augen.

Ich drückte die Reisemütze tief in's Gesicht — sprach nicht, und Niemand sprach zu mir.

Im freien Felde ließ der Postillon ein Morgenlied erschallen, was mir ungemein wohlthuend war.

Mein Herz stimmte in seine gehaltenen Töne und ich befahl dem Herrn meine Wege.

Als das Lied vollendet war, reicht mir hinten aus

dem Wagen eine dargebotene Hand und ein bekannter Ton den Morgengruß.

Es war ein Bedienter des Domherrn — er sollte zwei Stationen mich begleiten und brachte mir noch einen Gruß, auch ein Körbchen mit Wein von seinem Herrn.

Den Weg über sprachen wir nur von dem unvergeßlichen Manne; und das war eine Wonne für mich.

Der treue Diener war so beredt und herzlich bei allem, was er von seinem Herrn erzählte. Wie er seine reiche Einnahme nur gebrauche, um Kranken und Leidenden das Leben erträglich zu machen. — Ich sah ein, daß ich bisher noch lange nicht genug von diesem seltenen Manne erfahren hatte.

Als der Bediente zurück reiste, gab er mir noch ein kleines Billet von seinem Herrn.

„Ihre beiden Briefe haben mir Freude gemacht. — Sein Sie heiter und thätig! Kein Theater mehr! Dieser Vorhang sei auf immer gefallen."

„Ihres alten Freundes, von dem Sie mir so viel erzählt, werde ich mich nach Möglichkeit annehmen. Adieu!"

Hätte ich es doch nicht für möglich gehalten, daß ich an diesem trüben Morgen noch sollte für Wonne jauchzen können!

„Nun — sagte der ehrliche Diener — Sie werden es nicht so machen, wie es Einige gegen meinen Herrn gethan: aus den Augen, aus dem Sinne! — Sie werden von sich hören lassen."

Er schied treuherzig, und nahm etliche Zeilen an seinen Herrn, an Sophien und meinen alten Freund mit sich.

Ich langte bald in Wolfenbüttel an, von wo ich ein eigenes Fuhrwerk nach Ilsenburg miethete.

Ich ließ den Wagen draußen vor dem Orte, tappte in der Dunkelheit nach dem Hause meiner Mutter zu. — Wie ward mir, als ich die kleinen Fensterscheiben aus der Ferne, schwach beleuchtet, erblickte! —

Die Hausthüre war verschlossen. — Ich klopfe leise. — „Wer ist draußen?" ruft die liebe Stimme. — Ich verstelle meine Töne, so gut ich kann — der Riegel wird zurück geschoben — die halbe Thüre geöffnet — da steht sie, wohl erhalten, nur etwas blaß, und leuchtet mir gegen das Gesicht. —

„Mutter! — ei, liebe Mutter!" —

„Allmächtiger Gott!" — Mit einem Arme reißt sie mich an sich, umarmt mich über der halben noch verschlossenen Thüre — „Leopold! mein Leopold!"

Wie ich mit ihr ins Haus gekommen bin, das weiß ich noch nicht. Wir saßen beide am Tische, sahen uns an — sprachen — thaten Fragen, warteten die Antwort nicht ab, thaten neue Fragen, weinten — sahen uns an — hielten uns fest umfaßt; und wer weiß, wie lange das noch gedauert haben würde — wäre nicht eine Nachbarin hinzu getreten, die den Wagen herführte, womit des Fuhrmanns Ungeduld sich herbei gefragt hatte.

Im ganzen Hause war nichts verändert worden; alles war und stand, wie es vordem gewesen war, und an derselben Stelle, wo es vordem gestanden hatte.

Allein die ehrwürdige Gestalt des Vaters wandelte nicht umher; aber sein Segen ruhte auf der kleinen Hütte und auf uns.

Des andern Tages mußte ich mich, auf Veranlassung der Mutter, herausputzen. Sie selbst suchte ihre bessern Sachen hervor, die seitdem, in Falten gelegt, in Tücher

eingenadelt — und wie ich an den tiefen Seufzern, womit sie nun betrachtet wurden, bemerken konnte — nicht heraus genommen, noch betrachtet worden waren.

Sie legte eines von den Kleidungsstücken nach dem andern wieder weg — sah mich an, wiederum ihre Anzüge — schüttelte den Kopf — wollte ein Lächeln hervorbringen — vermochte es nicht, sah vor sich nieder, that, als suchte sie noch etwas aus dem großen alten Schranke und weinte unaufgehalten.

Ich verstand sie.

Diese Kleider waren die Trümmer aus der letzten Zeit ihres Jugendlebens — und seit des Vaters Tode war sie verwittwet an aller Lebensfreude. — Die mütterliche Liebe und Eitelkeit riefen noch einmal die Zeit der Forderung an das Leben und seine Freude herauf — das Angedenken an den Vater trat zwischen sie und mich — da konnte sie nicht anders, sie mußte alles weglegen und verdecken.

Ich umfaßte sie. Wir sprachen lange von dem Vater und segneten sein Gedächtniß.

Uns ward Beiden gut und fromm zu Muthe, als wir unseren Herzen Luft gemacht hatten.

Es war Sonntag Nachmittag. Wir machten Beide einen Gang vor den Ort hinaus. Ohne es eben gewollt zu haben, fanden wir uns auf dem Wege am See, wo der Vater mich in der Abendstunde gebeten hatte, ich möge hier mein Leben enden, wo es begonnen habe.

Was ich damals mit beklommener Brust empfunden hatte, ohne es zu verstehen, das verstand ich nun mehr und mehr.

„Wollte Gott, ich könnte hier bleiben und hier aufhören!“ — sagte ich zu der Mutter.

Sie legte die Hand auf meine Schulter und sagte nichts.

Ich sah jetzt wie damals weit über die Berge hinaus; ich sah nach der Stätte hin, wo mein Vater ruhet, ich sah der Mutter in das Auge — ich blickte nach der Himmelsgegend, wo Sophie wandelt — und schmerzlich sagte ich zu der Mutter noch einmal: — „Ach, daß ich hier bleiben und hier aufhören könnte! — Aber das geht nun nicht an.“

Hier erzählte ich der Mutter ausführlich alles, was seitdem mit mir vorgegangen war.

Sie wunderte sich über manches — pries die Vorsehung, und schöpfte Trost, Hoffnung und große Erwartungen aus meiner Reise an den fürstlichen Hof in Franken.

„Das ist der Weg, den dich der Herr gehen heißt — da gehe getrost hin, dort ist deine Bestimmung?“

„Sie ist es, Mutter, wenn Sie und Sophie dort mit mir leben, und ich Ihr Alter sanft betten kann!“

Sie sah mich eine Weile an. — „Ach, Leopold! — Sieh hinüber, dort ruhet mein Konrad, dahin blicke ich, wenn's trübe in meiner Seele steht — dort muß ich ruhen, wenn's genug sein wird und ich dich versorgt weiß.“

Ich bestürmte sie mit heißen Bitten, mir zu folgen — nicht anders, als hätte ich schon die Stelle, wo ich sie aufnehmen könnte! —

Sie antwortete wenig: — „Wenn's einmal so kommt — und du willst darauf bestehen — so — — aber sieh, mein Sohn, ich sage dir ehrlich, ich begreife nicht, wie ich es möglich machen soll.“

Wir verließen den Platz mit aufgeregtem Herzen.

Die alten Bekannten sahen mich mit einer Gattung Befremden an. Es war so etwas von — Schwarzkünstlern und Teufelsbannern und Schatzgräbern, was sie in mir aufsuchten.

Ihre zweifelhafte Bemessung meiner Gestalt und meiner Reden — störte mich mehrmals, wenn ich im Orte und in der Gegend mir die wehmüthige Feier der Erinnerung geben wollte.

Du mußt zum Ziele! — sagte ich mir. — Hier sollst du es nicht finden. So eile und wirf dich in die Welt, wo du es suchen mußt.

Ich machte das Häuschen meiner Eltern vollends schuldenfrei, hinterließ meiner Mutter einige Baarschaft, packte das Nöthige in ein Felleisen, trat meine große Reise zu Fuß an, und war recht herzlich froh, daß ich mit diesem Ersparniß für meine gute Mutter etwas Wesentliches hatte thun können.

Sie hatte einen so festen Glauben an das Glück, dem ich entgegen gehen würde, das ihr dies Gefühl den Schmerz über unsere Trennung erleichterte.

Ich hatte nur den Gedanken, wie ich für Sie, für Sophien und ihren alten Freund, mir ein Schicksal erobern wollte. Dieser Muth begeisterte mich — und so kam ich auch gelinder über den harten Augenblick unserer Trennung weg, als ich erwartet hatte.

Die Mutter schied mit Danksagungen und Segnungen für meine treue Liebe, die mir herzlich wohlthuend waren. Ich wiederholte alles, was ich von Kindheit an ihr gelobt hatte, und wanderte endlich gerührt, aber getrost, über Berg und Thal auf Frankfurth am Main zu.

Hier fand ich Briefe von allem, was ich Geliebtes in Hildesheim zurückgelassen hatte!

Ich gab in Frankfurth meine Briefe ab, und that es ungern. Ich hatte nur den Trieb, den Bruder meines Wohlthäters in Speier bald zu sehen, und dann meiner Bestimmung in Franken entgegen zu eilen.

Ich machte in Frankfurth beträchtlichen Gewinn, und würde noch mehr haben machen können, wenn ich nicht so sehr nach Speier und meiner Bestimmung, die ich nun dort vernehmen sollte, entgegen geeilt wäre.

Lavaters Physiognomik war eben damals das Gespräch aller Menschen, zudem sind Schattenrisse die wohlfeilste Art und Weise, sich und die Seinen im Bilde zu besitzen und an andere zu verschenken. Ich war auf den Gedanken verfallen, die Schattenrisse zu verkleinern und sie in Medaillonform, auf Goldgrund gelegt, zu verfertigen. Diese an sich unbedeutende Ausführung gab mir so viel zu thun, daß ich kaum einen Augenblick für mich gewinnen konnte.

Eines Abends erwachte die Lust in's Schauspiel zu gehen, mit ungewöhnlicher Sehnsucht. Die Wagen fuhren in großer Zahl am Schauspielhause an und zurück — die Menge drängte sich in langen Zügen dahin — ein Trupp Menschen drängte dem andern sich zuvor — die Eingangsthüre war von einem tumultuirenden Haufen belagert — man gab Miß Sara Sampson.

Erst ging ich langsam neben der Menge her, dann schneller, dann rannte ich plötzlich Allen voraus, drückte mich mit der Masse hinein, erstürmte mein Billet und — als ich vor dem Parterre stand und schon durch die offene Thüre den Zauberblick der Beleuchtung empfangen hatte —

fiel mir auf einmal die wiederholte und ernste Bitte des Domherrn ein, nicht mehr an die Sache zu denken.

Ich erschrack — blieb unbeweglich stehen — ward von den Eindringenden bei Seite geschoben — rannte fort — steckte mein Einlaßzeichen ein, und ging traurig nach Hause.

Dort ermannte ich mich, freute mich des Sieges über mich selbst, schrieb dem Domherrn, und legte das nicht gebrauchte Billet in den Brief.

Doch fürchtete ich die wiederholte Versuchung und eilte auch deshalb nach Mainz, wo damals kein Schauspiel war.

Die Gegend von Frankfurth hatte schon einen freudigen Eindruck auf mich gemacht. Als ich aber die Höhe von Hochheim herabgehen wollte und sah die alte Veste Mainz mit den ehrwürdigen Thürmen in üppiger Umgebung von weinreichen Hügeln, Wiesen und Flüssen, von hohen Bergen im Grunde begränzt — mußte ich stehen bleiben — rund umher sehen. — Eine feierliche Rührung ergriff mich — mein Athem ging schneller — ich sprach laut, streckte die Arme weit hinaus — es war mir, als sollte ich alles das Hohe, Gewaltige und Mächtige fassen, ergreifen: und es quälte mich, daß ich diese Natur nur ansehen und nicht in meine Arme schließen konnte.

Es kostete nicht wenig Mühe, bis ich dazu gelangen konnte, die Herren zu sprechen, an welche ich von meinem gütigen Gönner empfohlen war.

Die spätern Morgenstunden gehörten den hergebrachten kirchlichen Gebräuchen, den Berichten vom Haushofmeister, Bereiter, Gärtner, Hoffourir, Juden, Musikern, Kaufleuten und den Basen der Wirthschafterin und der

Kammerdiener; der Mittag dem Hofe, der Nachmittag dem Weine, der Abend dem Spiele und dem Breviarium.

Die Ausnahmen dieser Tagesordnung wurden von Parthien zu Lande und zu Wasser, von Jagden und Reisen weggenommen.

Ich war acht Tage von Thüre zu Thüre gewandert, vom Portier zum ersten Lakaien, von diesem zum Kammerdiener gewiesen, ward bald in das Vorzimmer hingestellt, dann an den Thorweg gewiesen, um beim Einsteigen ein Wort anzubringen.

Eingedenk der Lehre: „ja nicht empfindlich zu sein;" that ich das alles, wie man mich es hieß, obschon mit großem Widerwillen.

Allein im Vorzimmer waren schon viele, die alle sich der Erscheinung des Herrn entgegen wälzten, so wie nur die Thüre sich öffnete. Diesen drängte wieder ein Haufe sich entgegen, der mit dem Herrn aus der Thüre durch den Vorsaal kam, und alle zumal schossen hinter her, die Treppe hinab. Ich mochte es machen, wie ich wollte, ich war stets der Letzte. An der Kutschenthüre aber war ein solches Murmeln, Vordrängen, Fußscharren, Pferdewiehern und Bedienten-Impertinenz — daß ich in der Ferne blieb, und nicht wußte — sollte ich fluchen, oder lachen.

Einmal — und ich hatte beschlossen, den Tag zum letztenmale hinzugehen — drängte ich mich auf der Treppe mehr als sonst vor — verfehlte eine Stufe, fiel auf den Favoriten, einen wälschen Lieferanten von Musik, Wein und Würsten, daß ich und er, der Länge nach, die Treppe herabfielen und der Italiäner einen gewaltigen Lärm anhub. — Alle sahen sich um, der Domherr auch — er erkundigte sich, erfuhr bei dem Anlaß, daß ich ihm vor

zehn Tagen einen Brief gebracht, winkte mir heran und sagte: — „Ach! macht er die schwarzen Bilder?“

Das — „Er!“ war mir sehr zuwider. Ich sagte kurzweg „Ja!“

Er bestellte mich auf den andern Morgen um zehn Uhr.

Ich versicherte ihm, daß dies bei Abend geschehen müsse.

„Seht doch!“ sagte der alte Domherr; — „so Einer will wohl Stunden bestimmen?“

Ein junger Geistlicher redete leise zu ihm, und mochte ihm die Sache erklärt haben; denn er besah mich noch einmal und sagte dann ganz freundlich: „So? — nun, so machen Sie es mit ihm aus!“ —

Des andern Abends neun Uhr führte mich eben dieser junge Geistliche bei ihm ein.

Man spielte an mehreren Tischen; ich sollte an den Spieltischen die Profile nehmen. Mein junger Führer bewies die Unmöglichkeit.

Der Herr des Hauses warf verdrüßlich die Karten hin, ging schwerfällig zu meiner Anstalt, vermochte den Kopf nicht still zu halten, gähnte, schlief endlich ein, und man rieth mir, immerhin die Sache nur so zu vollenden.

Ich that es, so gut es gehen wollte.

Eine hervorragende Stirn, starke Augenbraunen, eine dicke, kleine Nase, eine lockere hängende Unterlippe, ein breites gekröpftes Unterkinn — ließen die Kenntlichkeit nicht ganz verfehlen. Das Blatt ward von der Wand abgenommen, man pries die Aehnlichkeit, das laute Bravo erweckte den Schlafenden, er sah nach der Uhr, ließ anrichten, alles folgte ihm an die Tafel, und der Kammerdiener sagte, ich möge im Tafelzimmer bleiben.

Nach dem ersten Gerichte deutete der alte Herr herüber, man möge mir zu trinken geben: — „Essen kann er hernach!" — Ich weigerte mich bescheiden.

„Er soll meine Gesundheit trinken!" sagte er.

Man brachte ein großes Glas. — Ich mußte es ausleeren.

„Er ist ja — schreibt mir mein Vetter — eigentlich ein Komödiant!" —

„Nicht eigentlich!" erwiederte ich.

„Nun — hier werden keine zugelassen. Da er aber einmal da ist, so mache er uns einmal etwas vor!"

Ich meinte, ich sollte in den Boden sinken.

Es muß aber etwas Lustiges sein. Er wird ja wohl so Faxen auswendig wissen, uns zu divertiren?"

Ich wollte weg gehen. Die Dienerschaft aber, die sich schon auf die Faxen freute — vertrat mir den Weg.

„Noch ein Glas!" rief der Domherr. — „Die Gesellschaft soll leben!"

Ich trank aus Verzweiflung. —

„Noch eines! — Das Hochwürdige Kapitel!"

Alle tranken — und ich mußte trinken, wie sehr ich mich widersetzte.

„Nun — rief der alte Herr — nun soll's wohl kommen! — Allons! — Losgelegt, etwas Lustiges!"

Er nahm einen Teller, warf einen Laubthaler darauf und reichte ihn weiter. Jeder warf seinen Silberling zu dem Häufchen.

„Seine Kurfürstliche Gnaden!" rief er und stand auf. — Alle standen auf, leerten die Gläser, und ich mußte es ebenfalls, denn die Diener schütteten mir den Wein mit Gewalt hinein.

Darauf trat der hohe Wirth an mich heran, leerte den Teller mit Silberstücken in meine Rocktasche, schlug mir derb auf die Schulter und sprach: „jetzt ohne Umstände, mache er sich herbei, denn wir wollen lachen!"

Der Wein, die Verlegenheit, der Aerger, die Unmöglichkeit, länger auszuhalten — alles stürmte auf mich zu. — „Euer Excellenz!" sagte ich, „befehlen Sie, wohin ich das Geld abliefern soll — ich kann es nicht verdienen."

„Nicht vor die Thüre, bis er seine Possen gerissen hat!"

„Das kann ich nicht, das will ich nicht, und bin überhaupt zu gut für dergleichen Anmuthung!" — sagte ich entschlossen.

„Nun, das sage ich ja immer!" rief er ergrimmt. „Ist so ein Wälscher da, der amüsirt eine ganze Gesellschaft, giebt man ihm eine Cotellette, einen Thaler und einen Krug Wein. So ein deutscher Kasperle, der kann nichts Rechtes, und ist wohl noch impertinent obenein. Laßt den dummen Kerl zum Teufel gehen! — Allons — marsch!" —

Ich griff in die Tasche und gab den Bedienten, ich gab dem Portier, stürzte nach Hause, packte mein Felleisen, besuchte des andern Morgens den jungen Geistlichen, gegen den ich mein Herz erleichterte und seine bessere Meinung gewann, obschon er mich nur mit einem trüben Blick anhörte und mit Achselzucken beantwotete.

Ich bat ihn, dem alten Domherrn, und wo er außerdem Gelegenheit fände, zu sagen: ich habe nicht beschwerlich fallen wollen und sei gerade nach Speier gereiset.

Er geleitete mich schweigend an die Thüre. — Dort sagte er mir: „Wie gern setzte ich oft meinen Stab wei-

ter; — aber ich muß beten, in der Frohne ausharren, und habe auf keine Erlösung zu hoffen.“

Ich reisete über das schöne Oppenheim, über Worms — wo ich gar keine Briefe abgab, durch die fruchtbare Pfalz, an Mannheim vorüber, gerade nach Speier.

Es war ein mondheller Abend, als ich durch die ehrwürdigen Ruinen dieser Stadt mich zu einem Gasthofe hingefragt hatte.

Des andern Morgens eilte ich früh zu dem Bruder meines lieben Domherrn. Er war in der Kirche. Dieselbe Stille, Ordnung und die nemliche Freundlichkeit der Hausleute herrschte hier, wie in dem Hause seines Bruders in Hildesheim.

Da war nichts von dem breiten, stolzen, christlich hochmüthigen, halb Spanischen, halb Asiatischen Wesen zu bemerken, was ich in Mainz gewahr worden war.

Der Domherr kam zu Fuße nach Hause. Die Ungeduld trieb mich, daß ich gleich auf dem Hausflur mich ihm präsentirte.

Er ließ mich ganz ausreden, sah mich ernst an, doch nicht abschreckend, und hieß mich, ihm folgen.

Wir gingen durch ein Zimmer, das mit herrlichen Gemälden behangen war. Ich freute mich von Herzen darüber. Einmal, weil ich mich dadurch schnell in die Wohnung seines Bruders versetzt glaubte, dann auch deshalb, weil ich nun auf Kunstliebe schließen durfte.

Wo diese ist, muß Milde sein, daraus folgt Nachsicht, und ich begriff, wie sehr ich ihrer bedurfte.

Nach den Fragen, die Hildesheim, seinen Bruder und mich betrafen, kam er gleich auf mich, meine zeitherige Laufbahn und meine Zukunft zu sprechen.

„Das Theater haben Sie doch aufgegeben?"

Ich bejahete die Frage — nicht ohne Verlegenheit. Er fixirte mich scharf, und ich fühlte eine schnell aufsteigende Röthe im Gesicht.

„Mein Bruder rechnet sehr darauf, daß davon keine Rede mehr sein würde. — Die Theaterkrankheit pflegt aber nicht so schnell sich zu verlieren. — Mein Rath ist, Sie verweilen hier nicht lange. Gehen Sie bald nach Franken. An dem Hofe, wohin mein Bruder Sie empfohlen, ist jetzt eine Aussicht für Sie. Aber — an den Höfen drängen sich die Begebenheiten, die Gesinnungen wechseln, noch mehr die Launen derer, die mit Wünschen und Forderungen die Fürsten und ihre Günstlinge belagern; der Augenblick entscheidet, und was mühsam eingeleitet ist, kann im Umsehen vernichtet sein."

Ich fragte, wozu ich etwa am Hofe gebraucht werden sollte?

„Der Erbprinz liebt Künste und Wissenschaften. Er hat artige Sammlungen von Büchern, Zeichnungen, Gemälden und Kunstsachen jeder Gattung. Das Alles ist noch kein Ganzes — wird es auch vielleicht nie werden — allein es ist bis jetzt in den Händen unwissender Menschen. Der Prinz sucht Jemand, der Liebe für diese Dinge hat." —

„Liebe habe ich sicher für alle diese Dinge; — aber ich darf nicht sagen, daß ich auch nur solche Kenntnisse davon besitze, als nöthig ist, den Prinzen zu unterhalten, und" — —

Er lächelte und sagte nach einigem Bedenken: „Darauf gründen wir eben Ihre Anstellung. Es wird dem Prinzen Vergnügen machen, Sie zu unterrichten.

Dem alten Fürsten aber liegt daran, einen unverdorbenen guten Menschen in der Nähe seines Sohnes zu wissen. — Mein Bruder versichert, Sie seien das — und ich glaube es gern. Alles liegt nun daran, daß Niemand uns zuvorkomme."

Ich bat ihn, er möge selbst die Zeit meiner Abreise bestimmen.

„Ruhen Sie einige Tage aus, und dann gehen Sie mit den Briefen, die ich Ihnen noch mitgeben werde, sogleich nach Franken. — Sie müssen keine Fußreise machen, denn diese Laune und auch das Vernünftige, das in dem Plane liegt, verstehen die Hofleute nicht, und Sie würden Jahre dazu gebrauchen, die Taxe auszulöschen, welche von da ab gleich für Sie bestimmt werden würde."

Ich berechnete mich, und wir überzeugten uns und setzten fest, daß ich von meiner Baarschaft die Reise auf dem Postwagen würde machen können.

Ich blieb im Hause des Domherrn und an seinem Tische. Er war gütig genug, mich sorgfältig von dem zu unterrichten, was äußerlich in der großen Welt herkömmlich, was zu thun, was zu meiden ist.

Er zeigte mir die Denkwürdigkeiten von Speier, schenkte mir den Genuß der herrlichen Gegend, die mir in seiner lehrreichen Gegenwart noch anziehender ward, und ließ mich den Umgang einiger wackern Männer in froher Unbefangenheit genießen.

Der im einfach edlen Styl gebaute Dom war damals von der Verwüstung aus dem Französischen Kriege, der wegen der Erbschafts-Ordnung der Herzogin von Orleans geführt worden war, noch nicht hergestellt.

Ein kleines Kreuz, auf viereckten Stein eingehauen,

bezeichnet linker Hand an der Kirchthüre die Stätte, wo Kaiser Heinrich der Vierte an der Mauer endlich eingesenkt ist, nachdem er Jahre lang in einem Behälter, außerhalb der Kirche, im Kirchenbanne, unbeerdigt gelegen hatte.

Der Kirchenschatz bewahrt ein seltsames Geschenk Kaiser Maximilians. Auf der Rückenseite eines Meßgewandes ist das Geheimniß des Abendmahles in folgender Gestalt abgebildet.

Der Geist, in Taubengestalt, schwebt über dem offenen Schüttkasten einer großen Handmühle. Unter seinem ausgebreiteten Schweifgefieder fällt etwas heraus in den Mühlkasten. An dessen beiden Seiten drehen die Evangelisten in Thiergestalten die Hebel herum, welche die Mühle in Bewegung setzen. Ganz unten sitzen Gläubige im Kreise auf den Knieen, mit aufgehobenen Händen und offenem Munde die Hostie zu empfangen, welche unten aus dem Mühlkasten herab in ihre Mitte fällt.

Das Ganze ist, in erhabener Arbeit, von Gold, Silber und Perlen gestickt.

In den Ruinen des ehemaligen Reichskammergerichts, unfern des Domplatzes, ist jetzt ein Theater aufgeschlagen, worin ab und an gespielt wird.

„Sie verweilen vor dieser Stelle länger, als im Dom!“ sagte der Domherr.

Doch war es dasmal nicht das Schauspiel, was mich hier stehen bleiben ließ, sondern das Andenken an das nun erloschene ehemalige große Weltschauspiel, was an dieser Stelle sich vormals begeben hatte.

Auf den zersprengten hohen Mauern flüsterte hie und da eine Epheuranke — in der Mitte des alten Reichsgerichtssaales barg sich das kleine Komödienhaus, und wo

der Kaiserscepter Recht und Geschick über Deutschland gewinkt hatte, gebot nun die Klingel eines angstvollen Directors das Aufrollen der bunten Gardine.

„Sic transit gloria mundi!“ — sagte ich wehmüthig zum Domherrn.

Der gute Mann führte mich tiefer in die Trümmer der Vorwelt. Er sagte mir damals: „Lernen Sie bei guter Zeit, Ihre Welt in der eigenen Brust zu tragen. — Die Lichterchen, die uns erst so lieblich flimmern — verlöschen eines nach dem andern, zeitiger, als wir vermeinen, und das Weltgetöse steht dann unscheinbar und abgeblaßt vor uns da.“

Da fiel ich ihm lebhaft in die Rede: — „Die Lichter auf der Bühne verlöschen jeden Abend, und die bunte Welt steht dann verkohlt da. Aber mit jedem Morgen beginnt das Regen, das Treiben, eine andere Weltgestalt im Kleinen hervorzubringen. Das ist es, was das Theater so anziehend macht. Der Mensch will neue Formen, neue Gestalten. Wer nicht schaffen kann, zerstört. Wer nicht bauen kann, begnügt sich, zu verändern. Wer nicht Held sein kann, ergötzt sich, den Helden vorzustellen.“

„Und — wer nicht groß sein kann — spricht gern groß. Daher auch ja wohl mit unter die Neigung so vieler, Schauspieler zu sein, und der Drang, prächtige Männer vorzustellen!“ sagte der Domherr und lächelte. „Mit Ihrem Vorstellen wollen, mein guter Herr Böttger, hat es aber nicht gehen wollen, so lassen Sie drum das Vorstellen und gehen Sie ehrlich und recht kräftig darauf aus, etwas zu sein.“

„Und was werde ich sein können?“

„Ein brauchbares, gutes Wesen. — Die Stelle ist nicht glänzend, aber bedeutend."

Ich faßte in diesen Ruinen den Vorsatz sehr ernstlich.

Zu Hause waren Briefe von seinem Bruder angelangt, von Sophien und dem Alten.

Ich betrachtete alle drei Briefe, wie ein Geiziger seine Geldrollen. Ich ergriff bald den, bald einen andern, dann alle auf Einmal — ich trug sie im Zimmer herum, ich sang, ich hüpfte damit umher — riß Fenster und Thüren auf, legte die Briefe bald neben einander, bald aufeinander, und war unfähig, mich zu entschließen, welchen ich zuerst öffnen sollte. Immer glaubte ich den zu beleidigen, dessen Brief ich zuletzt öffnen würde.

Ich mischte endlich die Briefe wie ein Kartenspiel und that es mit abgewandtem Gesicht. Der Brief des alten Mannes lag oben. Er war krank gewesen — genesen, und trieb mich, nach Franken zu gehen.

Sophie schrieb mit inniger Herzlichkeit. Uebrigens gehe es mit des Vaters Direction täglich schlechter, und mit einem Pferdehandel, den er nebenher treibe, nicht besser. Sie sehne sich nach meinem Geschick in Franken: ich möge dahin eilen.

Der Domherr bezeugte die Genesung des Alten. Man habe ihm von Mainz aus über meine Ungeberdigkeit geschrieben. Er nehme die Sache anders — doch möge ich mich zur Geduld gewöhnen und an mich halten lernen. Auch er wies mich an, nach Franken zu gehen.

So ward denn meine Abreise in zwei Tagen beschlossen und ausgeführt.

Ich trennte mich mit dem Gefühl großer Dankbarkeit von dem Bruder meines Wohlthäters.

Er war ernst, bemessen, gut, wie sein Bruder, aber minder nachsichtig und freundlich.

Wir waren einige Stunden gefahren, als der Postwagen an der Speierbach, bei einem einzeln gelegenen Wirthshause, die Rehhütte genannt, still hielt.

Ich stieg aus. — Das Haus liegt auf einer Heide.

Da stand ich nun allein und sollte ein neues, mir ganz fremdes Leben beginnen. Bis hieher hatte ich gleichsam einen verwandten Standpunkt gehabt — den Bruder meines väterlichen Freundes.

Nun ging ich in eine neue Welt ein — sie war mir furchtbar, wie das stürmische Meer; und doch beruhete mein ganzes Hoffen auf diesem neuen Leben, was ich so fürchtete und — wohin ich doch eilte!

Ich stieg auf den Wagen; er rollte über die Brücke hin — und der Schritt in eine andere Lebenshälfte war gethan.

(Iffland, Theater-Almanach 1812.)

VIII.

Zur Schiller=Feier.

(Aus Iffland's Almanach 1807, 1808, 1811, 1812.)

1. Ueber Schiller's Gedächtnißfeier auf deutschen öffentlichen oder Gesellschafts=Bühnen, oder in großen Zirkeln, zum Vortheil seiner Wittwe und Kinder.

Es ward im vorigen Jahre versprochen, daß dieser Almanach fortgesetzte Nachrichten liefern sollte, von dem, was zu Schiller's Gedächtniß für dessen nachgelassene Familie geschehen sei.

Es war zu hoffen, daß etwas Namhaftes geschehen würde; denn Schiller's Genius ist allgemein empfunden und innig verehrt, so weit die deutsche Sprache geredet wird.

Wie mancher, wenn von Schiller die Rede ist, giebt statt der Antwort — rasch und feurig eine Stelle aus seinen Gedichten — aus seinen Tragödien! —

Wie mancher, der ohne Hoffnung liebt — endet die Erzählung seiner Leiden — mit einem Denkspruche von Schiller! —

Glückliche Krieger und die, welche das stille Verdienst der Ausdauer im Busen tragen — sie sprechen ihre Triumphe und ihre Tröstungen mit Schiller's Begeisterung aus!

Seine Werke sind wie die hülfreichen Hausgötter in jeder Wohnung anzutreffen, wo das Schöne und Erhabene gefühlt wird. Gern und würdig möchte jeder Deutsche Schiller's Hinterlassenen die Hand bieten! —

Hie und da war schon die Feier bedacht und angeordnet!

Da kam der Krieg über Deutschland. — Alle litten schmerzlich — Bekrieger und Bekriegte! — Wer an der Urne des Sohnes, des Gattten zu weinen hatte — konnte nicht dem Dichter eine Thränenfeier bereiten! —

Wer die zerstörten eigenen Fluren zum Lebensbedürfniß anbauen mußte — konnte nicht Cypressen pflanzen im entfernten Haine!

Es ist geschehen — das Jahr ist verflossen, und die Wunden, die es geschlagen, werden schwer vernarben!

Der Frieden ist indeß ausgesprochen. Was auch verloren ist — das moralische Gut ist der köstlichste Reichthum; dieses steigt im Werthe, wenn die Baarschaft verschwunden ist! —

Deshalb sind nach allen heftigen Erschütterungen die Güter, welche wir in unserer Empfindung besitzen, diejenigen, nach denen wir zuerst uns umsehen.

Theilnahme, Tröstung, Aushülfe — geben wieder das nächste Gefühl von eigener Kraft, und erheben vom zagenden Kleinmuth!

Schiller's Hinterlassene leben da, wo der Krieg begann, und haben gelitten, was als unvermeidliche Folgen des Krieges eine Wittwe mit unmündigen Kindern am härtesten trifft.

Es bedarf nur der Anzeige dieser Wahrheit, um diejenigen von Schiller's Verehrern, welche von den Ereignissen des Krieges weniger oder gar nicht gelitten haben, zu vermögen, daß sie zu dem schönen Zwecke sich vereinen, den Dichter der Nation zu ehren, indem sie seinen Geliebten behülflich werden!

Ein deutscher Fürst — Einer von denen, auf welche die Menschheit mit Glauben, Muth und Stolz hinblicken kann — hat im Geräusch der Waffen den Blick wehmüthig nach Schiller's Urne hingewendet, und will die Sorge übernehmen, daß in Seinem Vaterlande das Andenken des großen Mannes, zum Heil der Wittwe und der Kinder, begangen werde.

Lasse der Frieden diese wohlwollende Handlung gedeihen!

Gebe das künftige Jahr einen freundlichen Bericht von Allem, was zu diesem Zweck — auf Gesellschaftsbühnen — in geistreichen Zirkeln, von den Freunden des Schönen und Guten geschehen ist!

Die würdigen Fürsten, welche das Wiener Theater übernommen haben und mit einem Sinne der Liberalität führen, der Ihrer hohen Abkunft entspricht, haben zugleich für die Kaiserstadt den Abtrag dieser National-Ehren-Schuld auf Sich genommen.

Das Publikum von Wien liebt und schätzt die Künste. Es wird dem Verfasser stets unvergeßlich bleiben, und oft ruft er die schöne Erinnerung zurück — wie zu Wien die dramatische Kunst durch regen, innigen Antheil belebt und erhoben wird.

Man kann annehmen, daß der Tag, an welchem das lebhafte Publikum von Wien aufgefordert wird, den Antheil für den von ihm geschätzten und geliebten Dichter darzuthun — ein Festtag des Wohlwollens, der Herzlichkeit und National-Dankbarkeit sein wird!

Nach Herrn Rath Becker's wohl erwogenem Plane, wird der Geldbetrag der Festlichkeiten zu Schiller's Gedächtniß dem Hause Frege in Leipzig übermacht, ihm selbst, dem Schöpfer dieser Idee; und der Frau von Schiller gehen die Nachrichten darüber zu.

Mit herzlicher Freude wird auch der Verfasser alle Nachrichten mittheilen, welche die Beförderer dieser Absicht ihm zugehen zu lassen, die Güte haben wollen.

Es ist nicht möglich, daß in dem Laufe eines ganzen Jahres und im Frieden gar nichts für diesen schönen und — dringenden Zweck geschehen sollte! —

Es kann sogar endlich ein bedeutendes Ganze entstehen — wenn Jeder, welcher für die Idee sich erwärmt, sich nicht dadurch abschrecken läßt, daß er das, was er dafür zu Stande zu bringen vermag, für gering hält. —

2. Vorschlag an die Liebhabertheater in Deutschland, zu Schiller's Gedächtniß.

Einige große deutsche Bühnen haben Vorstellungen zu Schiller's Gedächtniß gegeben, und der Ertrag für die Erben ist einzeln nahmenswerth.

Es ist kein Zweifel, daß jede deutsche Bühne bald dasselbe thun und den Erfolg bekannt machen werde.

Aber es sind nicht so viele deutsche Theater, daß man annehmen könnte, das Ganze der Einnahme, welches daraus hervorgehen wird, werde von der Bedeutung sein, daß es einen würdigen Beweis der Liebe darstellen könne, welche die Deutschen für Schiller's Genius empfinden.

Der Gedanke, für Schiller's Erben zu wirken, wie ihn der Herr Rath Becker in Gotha angegeben, hat allgemein lebhafte Zustimmung und Freude erregt. Ist er nicht allgemein ausgeführt worden: so liegt das an einer gewissen Bescheidenheit, sich überall nicht an die Spitze eines Unternehmens stellen zu wollen.

Diese Bescheidenheit wird hier der guten Sache schädlich und es ist Pflicht, die Menschen von Geist und Herz aufzumahnen, daß sie hervortreten und das Gute ausführen, was sie empfinden.

Die Liebhabertheater in Deutschland können auf einfache, ehrenvolle Weise zu diesem schönen Ziele würken.

Wo ist eine nahmhafte Stadt in Deutschland, welche nicht ein Liebhabertheater hat, oder doch eine gesellschaftliche Vorstellung ohne besondere Mühe zu Stande bringen kann.

Wenn jedes deutsche Liebhabertheater eine Vorstellung giebt, so muß von Freiburg bis Reval, von Laibach bis Glücksburg ein beträchtlicher Erfolg gedeihen!

Wer nicht Schiller's Schauspiele gesehen oder gelesen hat, der hat an seinen Gedichten Freude und Trost gehabt.

Sein Nahme lebt in den Empfindungen der Jünglinge und Mädchen, in der Achtung des Alters. Alle fühlen sich angezogen, wo von einer Feier zu seinem Gedächtniß die Sage geht.

Den gesellschaftlichen Bühnen verdanken so viele Menschen in den Städten, wo sie sind, ein reines Vergnügen, welches denen, die es genießen, weder Mühe, noch Aufwand kostet. Dies beut die Gelegenheit dar, einen Theil ihrer Verbindlichkeit zu erwiedern.

Ist die Gesellschaft eines Liebhabertheaters darüber einig, wird die Vorstellung mit Liebe und Werth bekannt gemacht, werden die Eingangsverhältnisse durch Subscription geordnet und bestimmt: so muß die Bühne, welche an einem Tage zu dieser Seelenfeier, Kabale und Liebe oder Phädra giebt, oder Don Carlos, wenn sie Mitglieder genug zählt, sich eines erhebenden Genusses erfreuen!

Die Universitäten, welche Gesellschaftsbühnen besitzen, sollten besonders zu diesem Zwecke würken.

Wo an einem Orte ein Dichter lebt, er sollte der Herold der Sache sein, der Einigungspunkt für die kleinen Geschäfte, welche vielleicht manchen abhalten, sich thätig zu verwenden. Ihm kommt es zu, dies Blümchen auf den Grabhügel des großen Mannes zu legen.

Herr Rath Becker hat das würdige Haus: Frege, in Leipzig, genannt, welches bereit ist, die Beiträge in Empfang zu nehmen. Ihn, der zuerst den schönen Gedanken empfunden hat, erfreue, wie billig, die Nachricht, wie seine Saat geht, zuvörderst.

Finden aber Gesellschaftsbühnen sich von angenehmen Ereignissen bewogen, Nachrichten über ihre Feier zu Schiller's Gedächtniß an den Verfasser einzusenden, so werden sie in diesem Almanach für das künftige Jahr mitgetheilt.

In den höhern Ständen werden mehrmals dramatische Vorstellungen gegeben. Wie schön wäre es, wenn diesen die Erhebung gegeben würde, einmal zu solchem Zweck gewidmet zu sein.

Die Dame des Hauses sollte die Einrichtung übernehmen. Dann flicht die Minne den Lorbeerkranz für den großen Sänger der deutschen Nation. Die Gattin und Mutter reicht liebevoll die Hand zum Bunde mit des Unsterblichen Gattin und Kinder.

Dieser Vertrag ziert die deutsche Edelfrau, und ist ein herrliches Juweel im Hute der Fürstin!

Mit frohen Erwartungen über den Bericht, welcher das nächste Jahr diesen Gegenstand betreffen wird, endet der Verfasser diesen Aufsatz.

Noch ist zu melden, daß zu Wien die Ereignisse des vorigen Jahres die Vorstellung zu diesem Zweck auf dem kaiserlichen Theater gehindert haben. Von der Denkart des Herrn Baron von Braun läßt sich erwarten, daß etwas Ganzes zu Schiller's Gedächtniß gewiß geschehen wird.

---

3. Schiller's Todtenfeier für dessen Erben.

Wien, den 17. December 1808.

An diesem Tage ließ die vereinte Direction der Kaiserlich Königlichen Theater, auf wahrhaft Fürstliche Weise, unter Anordnung des Mitdirectors, wirklichen Kaiserlichen Geheimeraths, Herrn Grafen Ferdinand Palfy und durch unmittelbare Leitung des Herrn von Hartel, das Gedächtniß des Dichters der Nation feierlich begehen.

Im Theater am Kärnthnerthor ward zum Erstenmal, zum Vortheil der Schillerschen Erben, Phädra gegeben. Hierauf:

Schiller's Feier.

Erster Priester . . . . Hr. Brockmann.
Zweiter Priester . . . . » Koch.
Genius . . . . » Korn.
Die Schauspielkunst . . . . Mad. Renner.
Die Poesie . . . . » Korn.
Die Zeit . . . . Hr. Krüger.

Erscheinungen.

Karl Moor	Hr.	Gruner.
Fiesko	„	Ziegler.
Ferdinand v. Walter	„	Koberwein.
Don Carlos	„	Klingemann.
Wallenstein	„	Ochsenheimer.
Maria Stuart	Mad.	Weissenthurn.
Macbeth	Hr.	Lange.
Johanna d'Arc	Mlle.	Adamberger.
Beatrice	„	Rivola.
Wilhelm Tell	Hr.	Rose.

Die mit großer Sorgfalt getroffene Besetzung der Rollen, die Richtigkeit und Pracht der Kleidungen und Decorationen, der Eifer, welcher die Künstler in Ausführung der Darstellung beseelte, die Wärme, womit das Publikum von Wien alles erkannte und aufnahm, was für diese Feier mit Aufwand und Geschmack angeordnet war — erheben diesen Tag zu einem Fest- und Ehrentag der Wiener Bühne!

Der ansehnliche Betrag der Einnahme von Sechs Tausend Acht Hundert Drei und Sechszig Gulden Zwei und Vierzig Kreuzer (also beinahe Zwei Tausend Thaler Preußisches Courant) ist durch die Direction des Kaiserlichen Theaters im Februar 1809, den Schillerschen Erben übermacht worden.

Mit Erhebung wird jeder Deutsche dieser würdigen Handlung sich freuen!

Es war vorherzusehen, daß das Publikum von Wien, bei dieser Veranlassung sich seiner werth bezeugen würde.

Wer nur wenige Zeit in Wien zugebracht hat, muß von dem Wohlwollen, der Gutmüthigkeit und der Lebhaftigkeit, womit die Bewohner dieser Stadt sich bieder und traulich zu erkennen geben, so ergriffen sein, daß er das herzliche Andenken daran auf Lebenszeit bewahrt.

Die Wiener haben auch hier bewiesen, daß sie für das Edle und Schöne, treuen, regen Sinn in der Brust tragen,

daß sie als Deutsche fühlen und nicht fragen, wie nah oder fern ihnen die Provinz liegt, aus welcher das Verdienst stammt.

Schiller gehört der gesammten deutschen Nation an, und die Erben des Unvergeßlichen müssen noch weit hinaus, in Beweisen herzlicher Erinnerung, des Namens sich erfreuen, den sie tragen. — Wenn der Druck der Zeiten minder schmerzhaft wird empfunden werden; so darf man mit Zuversicht hoffen, daß manche Bühne, die bei regem, gutem Willen, dennoch bis jetzt abgehalten ist, an die Reihe derer sich anzuschließen, welche zu Schiller's Gedächtniß, für seine Erben ehrenvoll gehandelt haben, es künftig noch in's Werk setzen werde.

Deutschland wird immer mit Achtung und Gefühl auf diese Angelegenheit hinblicken. Die deutschen Schaubühnen aber können nie vergessen, was Schiller's Genius für ihre Erhebung und für ihre Erhaltung gewirkt hat.

Es wird überall mit Empfindung für die Sache gehandelt werden, wo das, was geschehen soll, nicht wie jede gewöhnliche Vorstellung, erst durch den Tageszettel bekannt gemacht wird, sondern einige Zeit vorher, mit der Bedeutung, welche die Sache hat, in den Familien und in allen ernsten Versammlungen der Städte in Bewegung gebracht wird.

Wer irgend mit Brudersinn für das, was der Menschheit ehrwürdig ist, denkt und empfindet — der wird an dem Wege bahnen helfen, daß den geliebten Erben des großen Dichters, von Jahr zu Jahr, Blüthen und Früchte seines Thuns gedeihen.

Die Theater der großen Provinzialstädte der Oesterreichischen Monarchie, wie Brünn, Grätz, Linz u. s. w., werden gewiß nicht versagen, der Theilnahme ihrer biedern Einwohner Gelegenheit darzubieten, zu diesem Zwecke zu handeln.

Dasselbe ist im nördlichen Deutschlande, von Königsberg, Danzig und andern achtbaren Städten zu erwarten.

Ganz besonders aber wendet der Herausgeber sich an die Vorsteher der gesellschaftlichen Theater. Diese können am mehrsten und am nächsten zu dem schönen Zwecke wirken, dem

Dichter, der so allgemein empfunden und geliebt wird, ein Andenken zu stiften, welches der Nation Ehre bringt! —

---

4. Schiller's Andenken,
gefeiert zu Berlin den 9. Mai 1806.

An diesem Tage ward, auf besondern Königlichen Befehl, das Trauerspiel „Die Braut von Messina" auf dem National-Theater gegeben. Der Ertrag war den Erben gewidmet.

Da diese Blätter alles sammeln, was in der Angelegenheit geschehen ist, so ist es an seiner Stelle, hier zu wiederholen, was damals in den öffentlichen Blättern von Berlin gesagt worden ist, und zugleich von den nähern Umständen etwas nachzutragen.

Der Herausgeber hatte sich um die Ehre beworben, die Aushändigung der Billets zu den Plätzen besorgen zu dürfen, womit zwei Tage vorher angefangen und die Zeit von Zehn bis Ein Uhr zugebracht wurde. Vom Jahre 1782 an hatte der Beauftragte zu Manheim vier Jahre mit Schiller verlebt. Sie waren in jener Zeit fast alle Abende, bei ihrem gemeinschaftlichen Freunde, dem verstorbenen Schauspieler Beck, zusammen gekommen, wo auch Beil manchmal sich einfand.

Sie alle lebten glückliche Zeiten, wo die Gegenwart erfreut, die Zukunft nicht bangt, und der Lebenstraum noch lang scheint. — Schiller war damals mehrentheils von innig froher Laune, und da er zugleich an dem Ergehen beider Künstler herzvollen Antheil nahm, so lebten sie in den Gesprächen über Kunst, Charactere, Lebensplan und Menschenschicksale — unvergeßliche Tage!

Schiller schrieb in jenen Zeiten Fiesco, Kabale und Liebe, die Rheinische Thalia und die ersten Acte seines Karlos.

Kein Billet, kein Zettelchen ist verloren, was Schiller in jenen Tagen seiner Gesellschaft sandte. Sie werden noch

oft gelesen und dienen dazu, einen Zeitraum zu vergegenwärtigen, der heiter, belehrend und herzlich so schnell dahin ging!

Als am 7. Mai die Stunde für das Geschäft des Trauertages begann und der Herausgeber von seinem Zimmer im Theater die langen dunkeln Gänge hinabging, wo es anfangen sollte, überfielen ihn die geliebten Erinnerungen jener wonnevollen Zeit mit solcher Gewalt, daß er sich den schmerzlichsten Gefühlen ganz und gar überließ. — Mit dem Schlage der Stunde kamen ohne Beredung Mehrere zugleich, deren Stille und Würdigkeit bei dem kurzen Verkehr den Sinn darthat, womit sie sich der Angelegenheit widmeten. — Fast alle, welche ihren Platz gesichert verlangten, kamen in Person, sprachen nur das Nöthige, legten ihren Willen anspruchslos nieder, und verließen den Ort, gleichsam abgewendet, wie ein bedecktes Grab. — Dieses Verhalten ist so buchstäblich wahr, daß die, welche für das Geschäft sich mit zugesellt hatten, der Thränen sich nicht enthalten konnten. — In den Stunden des ersten Vormittags waren Dreizehn Hundert Fünf und Siebenzig Thaler niedergelegt. Der andere Tag begann und endete eben so. — Einige sprachen Weniges, aber mit tiefer Empfindung von dem großen Verluste, manche mit sichtbarer Rührung.

Zwei Jahre zuvor war Schiller das Erstemal nach Berlin gekommen. An derselben Stelle, wo nun sein Andenken gefeiert werden sollte, war er bei seinem Eintritte mit lautem Willkommen so herzlich empfangen worden! — Die Nachricht von seinem Tode hatte eine schmerzliche Betrübniß erregt, und es war, als ob bei diesem Anlaß die Menschen aus allen Ständen zusammenträten, diese Trauer auszusprechen.

Von Ehrfurcht durchdrungen, für ein so schönes und starkes Gefühl, als in Berlin bei dieser Gelegenheit sich erklärt hat, sei es nicht gewagt, dieses näher zu schildern.

Ein Zug des stillen, herzlichen Wohlwollens darf indessen nicht übergangen werden. — Ein bejahrter, einfach gekleideter Mann des arbeitenden Mittelstandes, übergab erhöhten Betrag

für Einen Platz. Als ihm die Karte dafür zugestellt werden sollte, war er schon im Weggehen. — Auf die Erinnerung der Karte, erwiederte er mit der liebenswürdigen Verlegenheit der vollherzigen Gutmüthigkeit: „Es wird wohl sehr starker Zulauf sein, und ich möchte nicht den Raum wegnehmen, den ein Anderer noch einnehmen kann." — Die hingereichte Quittung lehnte er schweigend mit wehmüthigem Blick und sanft entgegengestellter Hand ab. — „Wie viel Freude hat mir der Mann im Leben gegeben — und ich — ich kann nur dies Wenige!" — Unbemerkt schob er sich durch die Neuankommenden aus der Thüre.

Solcher Empfindungen und einer solchen Denkart gewiß, welche zu Berlin, bei jedem würdigen Anlaß sich so oft darthut, wollte man dem Publikum die Hochachtung beweisen, nicht durch Neuheit der Darstellung, die Sinnlichkeit in das Interesse für den Zweck zu leiten. — Die Braut von Messina ward an diesem Tage zum 14ten Male gegeben. — Die Einnahme machte gleichwohl, mit Inbegriff des Beitrages Sr. Majestät des Königs von Ein Hundert Stück Friedrichsd'or, Zwei Tausend Sieben Hundert Ein und Dreißig Thaler, Zwanzig Groschen, welche an das Haus Frege nach Leipzig übermacht worden sind.

Des Kronprinzen, der Prinzen und Prinzessinnen Königliche Hoheit, sandten den Kindern des Verewigten, mit den liebenswürdigsten Aeußerungen, die goldenen Huldigungs-Medaillen.

---

5. Schiller's Todtenfeier.

(Vorstellung für Schiller's Erben auf dem Privattheater zu Drebkau in der Niederlausitz.)

In einem der Theaterkalender hat der Herausgeber den Vorschlag gethan, die zahlreichen und achtbaren Privattheater in Deutschland möchten sich vereinen, um Schiller's Gedächtniß in seinen Hinterbliebenen zu ehren, Vorstellungen für Eingangs-Preise zu geben, deren Ertrag dem Herrn Geheimen Kammer-

rath Frege in Leipzig, zu der ehrenvollen Bestimmung, für Schiller's Erben, zu deren Besten der würdige Mann sich verwendet, eingesendet wird. — In diesem Jahre ist die erste Nachricht eingegangen, daß dieser Vorschlag von einem Privattheater beherzigt worden ist. — Der Herausgeber folgt der angenehmen Verpflichtung, die nähere Anzeige von diesem, ihm so freudigen, Ereigniß zu geben.

Der Herr Landes-Deputirte im Markgrafthum Niederlausitz, Hauptmann von Arenstorff auf Drebkau, ist, im Verein mit mehreren talentvollen Gliedern der benachbarten Familien, Vorstand einer Privatbühne, welche seit Anfang des Jahres 1799 bis Ostern dieses Jahres überhaupt zwei und sechszig Vorstellungen gegeben hat.

Die Anstalt ist in der Gegend rühmlichst bekannt; und wenn hier weniger davon gesagt wird, als gesagt werden sollte, so geschieht es lediglich aus Achtung für die Bescheidenheit derer, welche die Aufrechthaltung der Stiftung sich angelegen sein lassen.

Es ist eine wohlerwogene und reiflich durchdachte Einrichtung, daß, während der Vorstand die Kosten der Vorstellungen auf sich nimmt, um das Nützliche mit dem Vergnügen zu verbinden, zu Erreichung edler Zwecke, bei dieser Bühne ein gering angesetztes Legegeld, um zu den Vorstellungen zugelassen zu werden, eingeführt worden ist.

Die Zuschauer haben dabei ein weit unbefangeneres Verhältniß, und die darstellenden Personen können eben deshalb einer völlig zwanglosen Theilnahme gewiß sein, welches für beide Theile das Vergnügen erhöht.

Der Ertrag von einigen, zu diesem Zwecke gegebenen Vorstellungen hat Zwei Hundert und Zwanzig Thaler ausgemacht, welche vom Herrn von Arenstorff an Herrn Geheimen Kammerrath Frege in Leipzig, mit der Bestimmung, für die Schillerschen Erben angelegt zu werden, übersendet und daselbst empfangen sind. — Mit freudiger Empfindung habe ich die Nachricht davon erhalten und hoffe mit Vertrauen, dieses ehrenvolle Beispiel

werde mit herzlichem Antheil aufgenommen und weiter ausgeführt werden.

Die große Zahl der Privatbühnen in Deutschland bietet auf leichte Weise die Gelegenheit dar, die innige Liebe für den Dichter zu bewähren, wovon so viele durchdrungen sind.

Giebt es eine Büchersammlung, die nicht Schiller's Werke, im Ganzen oder Einzeln, enthielte! Der Reisende, der beim Einkehren im Post- und Gasthause ein Buch aufschlägt, findet gewöhnlich Schiller's Gedichte!

Ist er nun so der Mann des Volks; so laßt uns das auch darthun und uns selbst ehren, indem wir ihn ehren!

Wenn auf die angezeigte Weise die Vorstände und Mitglieder der Privatbühnen, die gute Sache zur Sprache und in Bewegung bringen, so geben sie allen denen, welche von ihrer Bescheidenheit gehindert sich fühlen konnten, für sich allein etwas anzufangen, die Gelegenheit, ihren Antheil zu erfüllen.

Wir sind noch nicht dahin gelangt, und können es jetzt wohl am wenigsten erreichen, daß die anerkannten Dichter der Nation, wie in Frankreich, bei ihrem Leben und nach ihrem Tode, für ihre Erben eines fortwährenden Lohnes sich zu erfreuen hätten; so laßt uns denn indeß das thun, was wir ohne Schwierigkeit und Aufopferung leicht zu thun vermögen, sobald wir nur die Ueberzeugung davon haben, daß es geschehen müsse. An Willen fehlt es sicher nicht. — Ein verehrter Fürst im Oesterreichischen hat dem Herausgeber die Zusage gegeben, daß eine Privatbühne, die seiner Führung sich erfreut, dem Beispiele, das nun gegeben ist, nachfolgen werde. — Man wird es nicht versagen, von dem, was in dieser ehrwürdigen Sache ferner geschieht, dem Herausgeber Nachricht zukommeu zu lassen. — Mit inniger Achtung wird er Rechenschaft von dem geben, was geschehen ist und was den Antheil guter vaterländischer Menschen so sehr erregt und verdient.

Anhang.

A. W. Iffland's Krankheitsgeschichte.

Von dem Geheimen Rath und Leibarzte Dr. Formey.

Krankheiten, welche weder an sich, noch durch die Eigenthümlichkeit ihres Verlaufs, oder durch ihre Seltenheit merkwürdig sind, erhalten oft durch das Individuelle desjenigen, der sie erleidet und den sie zum Tode führen, einen besondern Character, und gewähren dem Beobachter eigene interessante Ansichten.

So war es auch der Fall mit der Krankheit des Mannes, in welchem wir zugleich den edlen Menschen, den guten Staatsbürger, den ausgezeichneten Schriftsteller, den vortrefflichsten darstellenden Künstler — in welchem wir zu früh! den höchst achtungswerthen Iffland verloren haben.

Er selbst hat seinen früheren Lebenslauf beschrieben. Mir, als seinem Freunde und Arzte, sei es vergönnt, in medicinischer und psychologischer Hinsicht, für seine Verehrer einige Bemerkungen über seine letzten Momente aufzuzeichnen.

Iffland war von der Natur mit ausgezeichneten psychischen und physischen Anlagen begabt, die er zu großen Kräften ausbildete. Sein robuster Körper hatte keine Anlage zu irgend einer Kränklichkeit, und doch unterlag er, nicht 56 Jahre alt, einem der langwierigsten, martervollsten Uebel, der Brustwassersucht, als Folge einer Verderbniß des rechten Lungenflügels.

Der herrliche Umriß seiner hochgewölbten Brust, seine stark ausgeschweiften Rippen, die mäßige Größe und die normale Lage seiner gesunden Leber, hatten der vollkommensten Ausbildung seiner Respirations-Organe den günstigsten Spielraum verschafft, und die vielfache, berechnete und kunstmäßige Uebung derselben hatte diese Gebilde zu einer bewunderungswürdigen Energie und zu einer ungewöhnlichen Ausdauer entwickelt.

Selten wird ein Mensch mehr Herr und Meister seiner Stimme, der Haltung des Athems, der Vermeidung jeglicher Gewalt dabei, sein, als es der Verewigte war. Durch alle Modulationen der Sprache, vom höchsten Affekte bis zum ruhigsten Ausdruck, wußte er jedem Tone seine Eigenthümlichkeit zu geben, und die raschesten Uebergänge zu den entgegengesetztesten Tönen vermochte er, ohne merkliche Anstrengung der Organe, stets richtig und schön hervorzubringen.

Diese seltenen Gaben, geleitet und vervollkommnet durch den tiefgefühlten, stets richtig ausgesprochenen Sinn, durch die erworbene große Kunstfertigkeit und durch eigene ergreifende und schöpfende Darstellungskunst, die er in einem hohen Grade besaß, machte ihn zu einem der ersten Deklamatoren seiner Zeit: der ungemeine Umfang und die seltene Biegsamkeit seiner Stimme, waren ein merkwürdiges physiologisches Phänomen. Für eine Ewigkeit schienen diese, zur schönsten Kraft ausgebildeten Anlagen geschaffen zu sein, und doch scheiterte das kraftvolle Gebäude an seinem *eigenen* Glauben an dessen Unzerstörbarkeit.

Die drückenden Verhältnisse, unter welchen er während der Occupation von Berlin durch fremde Truppen gelebt hatte, und die für ihn als Director der königlichen Schauspiele besonders lästig waren, hatten scheinbar mehr sein Gemüth als seine Gesundheit angegriffen. Nur für seine Berufspflichten lebend und sich ihnen ganz hingebend, war es ihm ein unerträgliches Gefühl, wahrzunehmen, wie zu jener Zeit das Theater in Gefahr kam, zu Grunde zu gehen. Einerseits hatte bei den Einwoh-

nern jede Aufforderung zur Zerstreuung und Freude, der Niedergeschlagenheit und dem Kummer, den die Gegenwart erzeugte, und der ahnungsvollen Besorgniß für die Zukunft Platz gemacht, und nur wenig besucht ward das Theater, dessen Einkünfte dadurch bedeutend vermindert wurden; auf der andern, vermehrten sich täglich die Ausgaben durch die stets sich erneuernden Anforderungen der fremden Machthaber, welche mehrmals nicht nur gedroht hatten, französische Schauspieler, auf Kosten der Stadt, nach Berlin kommen zu lassen, sondern auch diese Angelegenheit ernstlich einzuleiten im Begriff waren. Unter solchen Umständen hielt ihn nichts ab, durch persönliche Anstrengungen das drohende Ungewitter, wo möglich, zu beschwören — und wirklich gelang es ihm, das Werk, welchem er mit ganzer Seele vorstand, vom Untergange zu retten.

Seine Verdienstlichkeit um das Theater in jener unglücklichen Epoche sind von wenigen gekannt, von noch wenigern erkannt worden. Der Erhaltung des Theaters gab er sich ganz hin, und opferte derselben Gesundheit und Kraft auf.

Fast ohne Ausnahme ging er des Morgens um 5 Uhr zu seinen Berufsgeschäften, leitete die Anordnung der Decorationen, Maschinerien und Garderobegegenstände der neuen Vorstellungen, hielt die Proben ab, besorgte die Directionsgeschäfte, führte eine weitläufige Correspondenz, lehrte den jungen Schauspielern und Schauspielerinnen die Rollen zu den neuen Stücken, und trat dennoch fast täglich in mehr oder weniger angreifenden Rollen auf, weil sein Spiel noch öfters die Menge einlud, und der späte Abend führte ihn erst nach Hause zurück, wo er bis tief in die Nacht seine eigenen Rollen einstudirte.

Durch diese Lebensweise erschöpft und tief gebeugt durch die allgemeine Noth, wurde er es noch mehr durch die Anforderungen der damaligen Machthaber. Kaum war ein neues Schauspiel einstudirt, der mühsame Plan auf die Vorstellungen einer Woche entworfen, so wurden von ihm andere, oft durch obwaltende Umstände nicht aufzuführende Stücke, neue Musiken,

Ballets und dergleichen verlangt, die auszuführenden Vorstellungen verworfen, und so die getroffenen Vorkehrungen umgestoßen.

Aber auch seine persönlichen Feinde ließen die Gelegenheit nicht unbenutzt, Verdrüßlichkeiten jeder Art auf den gekränkten Mann zu häufen. Nicht selten, wenn er im Begriff war, aufzutreten, erhielt er, bald anonymische, bald unterzeichnete Briefe voller Vorwürfe, Anträge, Beurtheilungen, die keinen andern Zweck hatten, als ihm wehe zu thun und durch erregte Galle sein Spiel zu verderben. Doch dieses gelang den Schadenfrohen nicht. — Erschwert haben sie ihm gewiß manchen Abend, doch seine innere Kraft siegte, und wenn er sich auf der Bühne befand, wenn er äußerlich so launig, so wahr und schön die Charactere darstellte, ahnte Niemand, was im Innern seines Gemüths vorging.

Zu den Anforderungen, welche an Iffland ergingen, gehört unter andern auch das Verlangen der französischen Behörden, daß er die damals in Paris mit Beifall aufgeführten kleinen Lustspiele von Picard und Andern möglichst schnell auf die hiesige Bühne bringen möchte. Um auch hierin zu willfahren, übernahm es der rastlos-thätige Mann, die Uebersetzung der verlangten Stücke selbst zu verfertigen. Ermüdet von der Tageslast, kam er Abends um 10 Uhr nach seinem Landhause zurück, und ging sogleich an die übernommene lästige Arbeit. Er dictirte die deutsche Uebersetzung, die er sofort während des Lesens des Originals machte, einem Secretair in die Feder, und in wenigen Nächten war mehrentheils eine solche Uebersetzung vollendet und wurde unverzüglich einstudirt und gegeben.

Bei dieser Lebensweise, bei dem unaufhörlichen Kraftaufwande, verbunden mit solchen Anstrengungen des Geistes, erhielt sich dennoch, dem Anscheine nach, seine Gesundheit auf eine bewundernswürdige Weise, obgleich nicht zu verkennen war, daß sein Gemüth erschüttert, seine Heiterkeit verschwunden war und seine Kräfte vergeudet wurden.

Es war im Herbst 1811, als er, einer Erholung höchst bedürftig, eine Künstler-Reise unternahm, die ihn zuerst nach Breslau führte. Hier, wie überall, erweckte seine dramatische Kunst den höchsten Enthusiasmus. — Hier war es aber auch, wo er sich selbst den frühen Keim zum Tode bereitete. Seine Stimmung war schwermüthig und trübe, als beherrschte ihn ein Vorgefühl der nachfolgenden drei Jahre. So schrieb er unterm 9. August aus Breslau: „Möchte ich doch die tiefe „Schwermuth aus meiner Seele nehmen können, davon ich „ganz erfüllt bin! Es ist nicht Lebensüberdruß, aber voller „Ueberdruß am Lebensverkehr. Ich bedarf nicht zu beten: „Schaff' in mir, Gott! ein reines Herz — wohl aber — Schaff' „in mir, Gott! ein frohes Herz!"

Dennoch spielte er dort mit ganzer Seele, weil er mit ganzer Seele verstanden wurde. Angegriffen durch die kraftvollen Rollen, die er gegeben hatte, ließ er sich, obgleich von einem heftigen Catarrh befallen, dennoch gern bewegen, einige Tage über die verabredete Zeit zu bleiben und die Bühne noch einigemal zu betreten. Nun aber berief ihn eine zweite dringende Aufforderung, die er zu erfüllen versprochen hatte, auf einen bestimmten Tag nach Frankfurth a. M. Um die in Breslau zugegebene Zeit wieder zu gewinnen, reiste er, fortwährend am Brustcatarrh leidend, und von einem — dem ersten — Blutauswurf ergriffen, hin nach dem Orte, wo er erwartet wurde.

Von der Krankheit, die er, leider! zu gering achtete und von der ermüdenden Reise erschöpft, kam er, dem sein Wort überall so heilig war, zwar an dem festgesetzten Tage an, doch zu spät, um, wie er sich's vorgenommen hatte, noch an demselben Abend auftreten zu können. — Weder die Bitten seiner ihn begleitenden Gattin, noch die Vorstellungen seiner Freunde und die Warnungen des Arztes, hielten ihn aber ab, am folgenden Tage sein Versprechen zu erfüllen. Ein überfülltes Haus, das seiner wartete, eine Versammlung von ausgezeich-

neten Zuschauern, die ihm den höchsten Beifall zollten, riß ihn unwillkürlich und gegen seinen Vorsatz, zur ausdrucksvollsten Darstellung hin. Die Folge davon war, große Erhitzung, vermehrtes Abendfieber, verstärkter Husten, welchem Allem sich eine Heiserkeit zugesellte. Doch auch diese dringenden Beweggründe hielten ihn nicht ab, am folgenden Tage sehr früh nach Darmstadt zu reisen und noch an demselben Abend dort aufzutreten.

Diese Anstrengungen, so wie die trübe Stimmung seines Gemüths, erwähnt er selbst in einem Briefe vom 5. September aus Frankfurth a. M.: „Der Kopf-Catarrh", schreibt er, „stehet „noch, und die Brust ist leidlich, das Ganze ohne Fieber. Im „Spiel vermeide ich möglichst Anstrengung, außerdem bin ich „matt, pflege treue Diät und Ruhe. — Gestern Abend waren „seit dem 4. August, zwanzig Rollen gespielt und 140 Meilen „gereiset.

„Mich besiegen die gewaltigen Stunden, und der innere „Haushalt meiner kindlichen Seele ist so treu und wahr, als „der Weltlauf verkrüppelt ist, und weil er eben das ist, bedarf „es einer beschränkten Führung, an die ich stets gewöhnt wer„den muß."

In jener Epoche war es, wo er seine so starke und gesunde Lungen unwiderruflich verdarb. Ein kitzelnder Husten, mit wiederholtem Blutauswurf, eine geringe Heiserkeit, die er durch macherlei nicht immer zweckmäßige Mittel bekämpfte, schien er wenig zu achten, und in diesem Zustande kam er, nach einem für ihn stets herzerhebenden kurzen Aufenthalt in Mannheim, woselbst er, so wie in Braunschweig, einigemal die Bühne betrat, nach Berlin zurück.

Diese bedenklichen Zufälle kümmerten ihn wenig; um so mehr aber schien er besorgt über ein Nagelgeschwür am Fuße zu sein, welches ihm das Gehen erschwerte und bis auf den Knochen Wurzel gefaßt hatte. Die Ruhe, welche dieses äußerliche, durch die sorgfältige und geschickte Behandlung unsers Görcke gehobene Uebel, einige Wochen hindurch erforderte,

schien seinen angegriffenen Lungen zwar gut zu bekommen, doch hörte der Husten mit einem verdächtigen Auswurfe, weder damals, noch je wieder gänzlich auf, und war mir, von Anbeginn an, ein gefahrdrohender Zufall.

Demohngeachtet und ob es gleich von allen Seiten weder an Ermahnungen noch Bitten um Schonung seiner Gesundheit fehlte, übernahm er, so wie es sein Fußübel nur zuließ, seine gewohnte thätige Lebensweise. Unendlich oft machte ich ihn auf die Gefahr und auf die zu berechnenden Folgen seines Brustübels aufmerksam, ohne jedoch etwas anderes als ein Versprechen für die nächste Zeit von ihm erlangen zu können. Wenn dann eine neue Färbung seines Auswurfs mit Blut, ein vermehrter schlafraubender Husten, ihn dringend an die Haltung seines Versprechens mahnte, und er selbst die drohende Gefahr einsah, glaubte er viel gethan zu haben, wenn er des Morgens einige Stunden später sich den Geschäften hingab und nur zweimal in der Woche aufgetreten war.

Eigentlich spielte er leidenschaftlich gern. Die Stunden, die er als Schauspieler durchlebte, waren von jeher für ihn die genußreichsten gewesen, und in den letzten Jahren seines Lebens waren es die einzigen, wo er, abgezogen von der Last der Geschäfte, eine Ruhe genoß, die er sonst nirgends fand. Auch griff ihn das Spielen nicht an. — Sein glückliches und geübtes Gedächtniß machte ihm das Erlernen der Rollen sehr leicht. Stets war er besserer Laune und von heiterer Stimmung an Abenden, wo er die Bühne betreten hatte. Seine Brust schien nie davon zu leiden, und auf dem Theater ist er niemals vom Husten befallen worden. — Er selbst behauptete, nach gegebenen Vorstellungen sich freier auf der Brust zu fühlen.

Diese Umstände, so wie die Nothwendigkeit, sein Gemüth, das auf seinen Gesundheitszustand so sichtbar einwirkte, durch diese Lieblingsbeschäftigung aufrecht zu erhalten, waren die Veranlassung, daß ich weniger bei ihm darauf drang, eine Zeitlang die Bühne gar nicht zu betreten. Fand sich, wie es öfters

der Fall war, in der Witterung oder in seinem Befinden ein Grund, nicht zu spielen, so fiel es sichtbar auf, wie ungemein viel ihm dieses Opfer kostete. Der Unmuth, den es bei ihm erregte, war ihm unbedenklich nachtheiliger als das Geben einer nicht zu schweren Rolle. Bei ihm bestätigte sich deutlich Kant's Behauptung, daß das Gemüth zum Meister krankhafter Gefühle werden könne und eingewurzelte körperliche Uebel zu erleichtern im Stande sei.

Im übrigen war er der folgsamste und doch zugleich der bescheidenste Kranke. Er hatte den Grundsatz, daß man vorsichtig in der Wahl des Arztes sein müsse, — aber dagegen blind in dem Vertrauen. Nie habe ich ihn ungeduldig werden sehen, weder über die Dauer seines Uebels, noch über die erforderlichen Einschränkungen in der Diät, oder über das Einnehmen der Arzneien; — vielmehr nahm er nicht nur unverdrossen, sondern gern Arzneimittel, und man hatte eher dafür zu sorgen, daß er die Vorschrift nicht überträte, als daß er sie nicht erfüllte.

Bei der mehrjährigen Dauer seiner Leiden, bei der unvermeidlichen Zunahme derselben, die er selbst nicht verkannte, war es wohl natürlich, daß von vielen Seiten her ihm allerhand Kuren und Hülfsmittel vorgeschlagen, empfohlen und fast aufgedrungen wurden. Nie wankte er aber einen Augenblick in dem einmal seinem Arzte geschenkten Vertrauen, und stets sprach er offen darüber mit ihm. Dies war noch in der letzten Periode seiner Krankheit der Fall, mit der ihm angelegentlichst empfohlenen Anwendung des Mesmerismus. Er selbst hatte aber kein Vertrauen in diesen Heilungsversuchen: „Wenn ich „heilbar bin, sagte er zu seinen Freunden, so werde ich auf dem „gewöhnlichen und bekannten Wege genesen; — bin ich es nicht „— so wird auch kein Magnetiseur mir das Leben verlängern „können. Im ersten Falle würde ich undankbar und ungerecht „gegen die Bemühungen meines Arztes sein; — im zweiten aber „durch das Nichtgelingen meiner Kur dem Mesmerismus schaden."

Während der Abgeschiedenheit, worin ihn sein Gesundheitszustand, wenigstens zum Theil, von der Bühne gehalten hatte, beschäftigte er sich mit verschiedenen literarischen Arbeiten. An der Fortsetzung seines Lebenslaufs des Leopold Böttger, eines höchst launigen Gemäldes des Lebens der Schauspieler bei kleinen Theater-Gesellschaften, welches im Theater-Kalender des Jahres 1812 erschienen war, hatte er nicht nur gearbeitet, sondern auch sein Lustspiel: Die Familie Sarning, war am Ende dieses Jahres geendet und wurde im nächsten Februar aufgeführt.

So verfloß dem Verewigten unter bittern, körperlichen Leiden, niederbeugenden Affekten und überhäuften Berufsgeschäften, das harte Jahr 1811.

Er nahm indessen an allem, wobei er nützlich sein und sich wohlthätig erweisen konnte, den wärmsten Antheil. So interessirte er sich lebhaft damals für das Gelingen eines Concertes eines fremden Violinisten und schrieb deshalb folgendes Billet, welches seinen sonst schon ausgesprochenen Glauben an die Seelenwanderung andeutet: „Der arme Mann gehet mir „nicht aus der Seele! Wer weiß, wo er und ich, schon vor „Jahrhunderten in einen Theil gefügt, wirkten! Der christlichen „Lehre will ich damit nicht widersprechen, aber auch die An„flüge der seltsamen Ahnungen nicht würgen.“

Noch betrat er in dem Jahre 1812 mehrmals die Bühne und schien sich zu erholen. Zuletzt gab er im October die Rolle des armen Poeten mit ausgezeichneter Laune. Hierauf unternahm er eine Reise nach Carlsruhe, wohin eine Einladung des Großherzogs ihn berief. Sein Spiel erweckte dort den größten Enthusiasmus, und es wurden ihm sehr ehrenvolle und vortheilhafte Anträge gemacht, in die Dienste des genannten Fürsten zu treten. Er fühlte, daß er dort mehr Ruhe haben würde, wozu ihn sein Gesundheitszustand mächtig anmahnte. Er selbst schrieb: „Die Eindringlichkeit des Großherzogs ist le-

„bendig, willenstark und gütig. Will man mich dort haben, „so wäre es allerdings ein Platz für Leben und Ruhe."

Seine Liebe zum Preußischen Staat bewog ihn aber, das Anerbieten abzulehnen, so sehr auch seine verminderten Kräfte und die Stimmung seines Gemüths ihm die Directionsgeschäfte erschwerten. Er selbst sagt darüber in einem Briefe: — — — — „Aber daß ich gar keinen Sinn mehr für mein dorti„ges Geschäft habe, das thut mir weh. Zur Pflicht wird das „Pflichtgefühl mich bewegen, — das ist aber auch alles; dieses „Geschäft aber will mehr als Pflicht. Was Berlin mit dem „Theater geworden ist, ward es, weil ich mehr als Pflicht „gethan."

Abgemagert, gewaltig vom Husten geplagt und übel aussehend, kam er Ende Dezember zurück und betrat demohngeachtet Anfangs Januar 1813 wieder die hiesige Bühne. Sein Zustand war immittelst viel bedenklicher geworden, und das eintretende Frühjahr brachte keine Erleichterung. Die Zeitumstände, welche damals neue Besorgniß in jedem Herzen erregten, drückten sein Gemüth völlig nieder.

Als aber der Krieg wieder ausgebrochen war und die Hauptstadt in Gefahr gerieth, auf das neue von dem Feinde besetzt zu werden, hielt er es für rathsam und selbst für nothwendig für sich, eine zweite Occupation nicht abzuwarten. Höchst krank am Körper und durch der Zeiten Druck an seinem Gemüth tief angegriffen, verließ er im Mai Berlin und ging nach Breslau. Die gefahrvolle Lage des ihm so theuern Vaterlandes, der große Kampf, welcher bevorstand und der Deutschlands und besonders Preußens Schicksal entscheiden sollte, und vor allem seine treue Anhänglichkeit und ehrfurchtsvolle Liebe zum Vater und nunmehrigen Retter des Vaterlandes, waren Quellen von steter Unruhe und sorgenvoller Erwartungen für sein edles Herz. Höchst nachtheilig wirkte diese Gemüthsstimmung auf seine Gesundheit. Schnell und unaufhaltsam ver-

schlimmerten sich bereits vor seiner Abreise alle Zufälle und bedenklicher ward mit jedem Tage sein Zustand.

Schon längst war der Schlaf größtentheils von ihm gewichen, aber nunmehr traten zuerst während der Nacht so bedeutende Erstickungsanfälle ein, daß der Kranke eiligst das Bette verlassen mußte. — Diese Zufälle nahmen eine periodische Form an und kamen schon des Abends um 7 Uhr. — Ihre Dauer war verschieden, — aber höchst ängstlich der Zustand des Leidenden. Sein Athem verkürzte sich bei der geringsten körperlichen Bewegung, das Steigen der Treppen, Anfangs nur erschwert, ward bald ganz unmöglich, der Auswurf vermehrte sich, leichte Fieberbewegungen, häufiges freiwilliges Erbrechen, griffen ihn an; — der Appetit und mit ihm die Kräfte schwanden, der Körper magerte sichtbar ab, das Gesicht fiel zusammen. — Er ertrug mit seltener Seelenkraft, ohne Murren, diese harte Prüfung, und noch verzweifelte er an der Möglichkeit seiner Genesung nicht und betrieb unausgesetzt seine Dienstangelegenheiten.

Jetzt trat aber ein ihn sehr beunruhigender Zufall ein. Seine Füße schwollen in einer Nacht bedeutend an. Zum erstenmale sah ich ihn erschrocken und muthlos. Er verschwieg seine Besorgniß nicht, aber sehr bald gewann das kräftige Gemüth die Oberhand; selbst seine gute Laune verließ ihn nicht. Nie werde ich es vergessen, wie er am andern Morgen, indem er seine geschwollenen Beine mit komischer, aber bedeutungsvoller Miene betrachtete, scherzend ausrief: „Alles gut — aber mein Gepöte! mein Gepöte!“

Unter solchen körperlichen und Gemüths-Leiden verließ er, wie bereits gesagt, Berlin und ging über Breslau nach Reinerz, um dort die ihm angerathene Molkenkur und den Brunnen zu gebrauchen. In einer so elenden Verfassung langte er dort an, daß sein von ihm mit Recht hochgeschätzter dortiger Arzt, der Medizinalrath Dr. Wetzel, über sein Vorhaben, die Kur zu gebrauchen, in Verlegenheit gerieth, denn schon damals schien

sein naher Tod unvermeidlich. Mit liebevoller Sorgfalt und geschickter Umsicht behandelte dieser würdige Arzt unsern Freund, der den edlen Mann nie genugsam anpreisen konnte.

Der Erfolg der Kur übertraf jedoch alle Erwartung und der fast aufgegebene Kranke erholte sich in dem Maaße, daß er mit den dankbarsten Gefühlen Reinerz verließ. Sein Aufenthalt daselbst, so sehr die politischen Begebenheiten jener Zeit, verbunden mit der Nähe des Kriegsschauplatzes, ihn auch beunruhigten, gehört zu seinen glücklichsten Tagen in den letzten Jahren. Die reine Bergluft, die er dort genoß, das Erklimmen der Anhöhen, das ihm dort wieder möglich geworden war, die bezaubernden Gegenden, das erhebende Gefühl der vorschreitenden Genesung, hatten die seligsten Empfindungen in ihm erregt. Sein religiöser Sinn war reger geworden. Gern und andächtig besuchte er die dortige katholische Kirche, wie er denn überhaupt das Feierliche dieses Gottesdienstes liebte. Unter den damaligen Gefühlen war diese Anziehung stärker geworden. Auch der Umgang mit den dortigen Brunnengästen, deren viele zu den gebildetsten Männern gehörten, so wie die Musik, hatten einen neuen und großen Reiz für ihn gewonnen.

So gestärkt und wie neugeboren an Leib und Seele, kam er nach Berlin zurück, und betrat sechsmal kraftvoll die dasige Bühne, und auch diesen langentbehrten Genuß konnte er nicht genug rühmen. Staunend sah ihn die Versammlung mit dem Aufwande seiner ganzen und hohen Kunstfertigkeit, mit der ihm eigenen Genialität, den Wilhelm Tell, den Bittermann in Menschenhaß und Reue, und mehrere andere Rollen unübertrefflich geben.

Bei seiner Rückkehr nach Berlin war, nach seiner eigenen Aeußerung, sein Zustand nicht mehr so gut als in Reinerz. Doch schrieb er dies der Reise zu, und da immittelst die Kriegsansichten wieder ungünstiger zu werden schienen, so war auch seine Heiterkeit vermindert, ob er gleich gegen den Zustand, worin er sich bei seiner Abreise befand, immer noch ungemein

gewonnen hatte. Verschwunden waren die Fieberbewegungen und die Geschwulst, besser die nächtliche Ruhe, trefflich der Appetit und gut der gesammte Kräftezustand.

Fest nahm er es damals sich vor, in den vorigen Fehler einer zu großen Anstrengung nicht wieder zu verfallen, und hätte er sich damals unverbrüchlich Wort gehalten, so würde er vielleicht noch jetzt die wehmüthige Sehnsucht der Seinigen nach ihm nicht erwecken.

Es war ihm aber leider! weder gegeben noch vergönnt, die nöthige Ruhe zu seiner Wiederherstellung zu genießen. Bald nach seiner Rückkehr übernahm er die Leitung des ganzen Werks, und trat bereits den 11. Oktober 1813 im gutherzigen Polterer mit scheinbar voller Kraft wieder auf. Er hatte es sich zum Gesetz gemacht, von nun an nie mehr als zweimal in der Woche zu spielen; dieses hat er auch, bis auf wenige Ausnahmen, gehalten, aber mehr behindert durch die zunehmende Kränklichkeit und Abspannung seiner physischen Kräfte, als gebunden durch das sich auferlegte Gesetz.

So oft er aber auftrat, war es mit anscheinender alter Leichtigkeit und Laune, und wenig merkte man ihm seine vielen Leiden an. Zum letztenmale und schon sehr viel kränker, gab er am 5. Dezember den Luther in der Weihe der Kraft, und beschloß eigentlich damit seine theatralische Laufbahn. Er gestand selbst, von der Rolle angegriffen worden zu sein. Dies war er auch in dem Grade, daß er vor der Hand auf jede weitere Vorstellung völlig Verzicht leisten mußte. Dieses leider! zu spät beobachtete Gesetz der Schonung hielt jedoch den vorschreitenden Verlauf des Uebels nicht mehr ab. Er spie häufiger als zuvor mit Blut stark gefärbten Schleim aus, und bekam bald darauf, nach einer unvorsichtigen Erhitzung, ein heftiges Blutspeien, wobei das Geblüt ganz rein und unvermischt in einer Quantität von mehreren Unzen ausgeworfen wurde.

Sein täglich sich verschlimmernder Zustand bewog ihn,

an das Bestellen seines Hauses ernstlich zu denken. Er brachte das schwere Opfer, das Landhaus, welches er sich im Thiergarten erbauet und das er seit vielen Jahren bewohnt hatte, zu verkaufen, und eine Wohnung in der Stadt zu beziehen; auch regulirte er seine eigentlichen persönlichen und Geldangelegenheiten mit großer Ruhe.

Diese bedenkliche Lage, worin er sich in Hinsicht seiner Gesundheit befand und die er keinesweges verkannte, verhinderte ihn jedoch nicht, noch immer thätig zu sein. Er schrieb bei Gelegenheit der Rückkehr der königlichen Familie, ein kleines Stück — Liebe und Wille, — so wie noch späterhin den Prolog zur Ankunft Ihro Majestät der Kaiserin von Rußland. Am Ende dieses Prologs öffneten sich die Wolken im Hintergrunde des Theaters; man sah eine schöne Gegend mit den Büsten Friedrich Wilhelms und Alexanders, über welche Friedrich der Große und Catharina die Große ihre Hände segnend emporhoben. In diesem Prolog übernahm er es noch, den großen Friedrich darzustellen und betrat zum letztenmale in dieser die höchste Ehrfurcht gebietenden Gestalt die Bühne am 23. Januar 1814.

Seine Kräfte schwanden indessen immer mehr, die Geschwulst der Füße hatte zugenommen, das Athemholen wurde bei der geringsten Bewegung gehemmt und im Unterleibe sammlete sich Feuchtigkeit. Im Gefühl seiner zunehmenden Krankheit, vielleicht auch das Unvermögen der Kunst dagegen einsehend, verlor er dennoch nicht völlig den Glauben an die Möglichkeit seiner Genesung. Hoffnungsvoll richtete er seinen Blick nach Reinerz, wo er schon einmal Rettung vor der andringenden Lebensgefahr gefunden hatte und wohin die angenehmsten Rückerinnerungen ihn riefen.

In der Ueberzeugung, daß bei seiner damaligen Lage nichts mehr zu verlieren war; da er überdies durch seine Abwesenheit, den Geschäften, denen er sich noch immer zu seinem großen Nachtheil unterziehen wollte und welche durch die be-

vorstehende Rückkehr des Königs und der Truppen zuzunehmen drohten, entzogen wurde, und da er endlich seine letzte Hoffnung darauf bauete — so willigte ich von meiner Seite in die Ausführung seines Vorhabens ein.

Nach einer höchst mühsamen Reise, auf welche seine die ganze Krankheit hindurch mit treuester Hingebung und unermüdeter Sorgfalt sich selbst aufopfernde Gattin ihn begleitete, kam er in Reinerz an, aber in einem solchen Zustande der Erschöpfung, daß er von der Kur keinen Gebrauch machen konnte. Nach vierzehn Tagen trat er die Rückreise über Breslau an, wo er fast eben so lange verweilte und wo die theilnehmende Sorgfalt und die bewährte Hülfe des von ihm und von Allen hochverehrten Geheimen Raths Behrends sein Leben noch fristete und sein Herz mit der höchsten Achtung und Dankbarkeit für den edlen Mann erfüllte

Ermattet, athemschwach, geschwollen an Händen und Füßen, des Nachts mit Erstickungsgefahr kämpfend, kam er nach Berlin zurück. Zwar verließ ihn die Liebe zum Leben nicht ganz, aber geschwächt war sie in einem hohen Grade, obgleich sein Geist sich noch über die körperlichen Leiden erhob, und in heiteren Momenten, warmes Gefühl für Alles zeigend, was edel, gut und pflichtgerecht war, die ihn besuchenden Freunde mit falscher Hoffnung täuschte.

Innigst gerührt und dankbar für alle Beweise von Theilnahme, die er von allen Seiten erhielt, war er höchst beglückt durch die Merkmale von hoher Gnade, die unser angebetete Monarch ihm in den letzten Tagen seines Lebens gab. Sein Gemüth wurde sichtbar erheitert und seine Leiden schienen sich dadurch zu vermindern. Ein sehr schönes Bild des Verewigten, von Graff gemalt, erkaufte der König für die hiesige Bilder-Gallerie. Dies veranlaßte ihn, wenige Tage vor seinem Ende, am 15. September, folgende Danksagung an den geliebten Monarchen zu richten, die ich des Aufbewahrens werth halte, weil sie die kräftigen Gefühle seines Gemüths, selbst

in den letzten Momenten seines hinwelkenden Daseins, ausdrückt.

„Ew. Majestät hohe Gnade für mich ist mir durch den „Königlichen Staats=Kanzler angezeigt worden.“

„Was kann ich, Unverdienter, sagen, als was ich in jeder „Beziehung mit unnennbarem Gefühl sage: — Gott erhalte „den König! — Meine Abbildung in Ew. Majestät Besitz, „weiset den Ehrenplatz mir an, nach diesem Leben.“

„Ew. Majestät huldreicher Antheil belebt meine Kräfte „dahin, daß wenn ich auch nie das Ganze aus Sorge und „Auge gelassen, ich doch nunmehr nach und nach das ganze „innere Geschäft wieder übernehmen kann.“

„Gott gebe mir Kräfte, um sie dem Dienste meines ge„liebten Herrn ferner widmen und an Seiner Heldenbahn mich „erheben zu können.“ —

So erhielt sich immer noch bei ihm die Hoffnung zum Leben. Noch deutlicher spricht sich diese aus in einem Briefe, den er seiner von ihm innigst geliebten Schwester, der Frau Ober=Commissair Eisendecher in Hannover, zwei Tage vor seinem Tode, schrieb.

„Sei versichert,“ endiget er sein Schreiben, „daß die Rück„erinnerungen zu meinem süßesten Lebensgenuß gehören und „daß sie es sind, die mich über manche schlaflose Nacht, sogar „angenehm, weggebracht haben. Die Liebe für Dich ist der „Geist in meinem Leben, und mein Leben wärmt und nährt „sich an dieser Flamme. Welch einen Genuß werd' ich haben, „wenn ich, wie ich es doch im kommenden Jahre mit Zuver„sicht hoffe, da ich es in diesem schon so gewiß wollte, auf „14 ruhige Tage zu Dir gehen kann!“ —

„Der Himmel erhalte Dich! und füge alle Dinge, wie sie „Deinem Herzen lieb und werth sind. Mit der innigsten Liebe „ganz Dein — —“

So ist bis an sein Ende sein Geist regsam, sein Herz ge-

fühlvoll geblieben. — Er hat viel, sehr viel gelitten — aber er ist den sanftesten Tod gestorben.

Als ich ihn den 21sten Vormittags besuchte, war er in seinem gewöhnlichen Zustande, zufrieden mit Allem, nicht klagend, ohnerachtet er, wie immer, die Nacht größtentheils schlaflos zugebracht hatte. Das heitere Wetter an diesem Tage erweckte in ihm die Lust, eine kleine Spazierfahrt zu unternehmen, worin ich gern willigte. Er ließ sich nach dem Wagen tragen und fuhr eine halbe Meile bis nach Charlottenburg, wo er ein wenig Frühstück genoß. Wieder nach Hause zurück, war er wohl, aß mit Appetit, dictirte noch Briefe, hustete jedoch fast noch mehr als gewöhnlich. In der Nacht konnte er nirgends Ruhe finden und ließ sich von einem Stuhle zum andern bringen, bis er gegen 5 Uhr Morgens in eine Ecke des Sopha's sich setzen ließ. Kaum war er da gelagert, so versicherte er, wie er es fühle, daß er dort gewiß Schlaf finden würde. Er verlangte, daß sein treuer Pfleger, der brav und redlich bei ihm bis an das Ende seiner schweren Leiden ausgeharrt hat, Herr Secretair Maurer, sich in die andere Ecke desselben Sopha's setzen und daß der Bediente in das Nebenzimmer gehen sollte.

Ermüdet, wie Alle waren, schlief nicht nur Iffland, sondern es schliefen die beiden Genannten ein. Nach etwa einer Stunde erwacht Herr Maurer und freuet sich über den ruhigen Schlaf des Kranken. Doch tritt er bald näher an ihn, findet ihn in der ruhigsten Stellung, den Kopf auf den Arm gestützt, so wie er eingeschlafen war — leblos. — Keine Verzerrung seiner Züge, kein Schweiß auf seiner Stirne, kein Zeichen von Todeskampf entstellte den Erlösten. Ruhig lag seine Hülle, um den langen Schlaf zu schlafen.

Exacto contentus tempore vitae cedat ut conviva satur.

Diesem Horazischen Rathe ist der Verewigte nicht nur moralisch, sondern auch physisch treu nachgekommen. — Ruhe mit der Asche des Edlen!

Am Nachmittage desselben Tages wurde in des Herrn General-Chirurgus Görcke und meiner Gegenwart die Leiche obducirt.

Aeußerlich fand man die Hände, die Schenkel, das Scrotum, die Füße stark angeschwollen, die übrigen Theile sehr abgemagert, die Haut glatt und eben.

Bei Eröffnung der Brusthöhle stürzten sechs bis sieben Maaß helles Wasser entgegen; die beiden Lungenflügel waren größtentheils davon bedeckt gewesen. Der rechte war in eine verhärtete, knorpelartige Substanz verwandelt und zeigte beim tiefer Einschneiden vielfache mit Eiter angefüllte Stellen. Der linke war völlig gesund, das Herz groß, das Rippenfell an mehreren Stellen angewachsen. Der Unterleib enthielt an 20 Maaß gelblicher Lymphe. Die Leber, so wie alle Eingeweide des Unterleibes waren in ihrem naturgemäßen Zustande. In der Gallenblase fand sich ein unbedeutender Gallenstein.

Berlin, Druck der Gebr. Unger'schen Hofbuchdruckerei.

Recens. in Prutz deutschem Museum
1859 No 37